

Das Battenbuch

herausgegeben von
Paul Rohrbach



Biblioteka Politechniki Krakowskiej



100000305684

(31871)

x
1.08g



Das Schwarzhäupterhaus in Riga

Das Baltenbuch

Die baltischen Provinzen
und ihre deutsche Kultur



Mit Beiträgen hervorragender Balten
und vielen Bildern herausgegeben von

Paul Kohrbach

4562

Der Gelbe Verlag Walter Blumtritt in Dachau

BIBLIOTEKA POLITECHNICZNA

KRAKÓW

III 33325

Inhaltsverzeichnis

Vorwort/Von Paul Rohrbach	Seite 3
Ohne Vaterland	" 6
Aus der „Livländischen Antwort“/Von Karl Schirren	" 6
Der Geist der livländischen Kolonisation/Von K. v. Freymann	" 12
Herzog Jakob von Kurland/Von Theodor Schiemann	" 16
Jakob Michael Reinhold Lenz/Von Bruno Goetz	" 19
Gedichte von J. M. R. Lenz	" 21
Karl Ernst von Baer/Von J. von Uerküll	" 22
Nord/Von Kurt Bertels	" 26
Begegnung mit Goethe/Von Wilhelm von Kugelgen	" 27
E. E. von Liphart/Aus den Lebenserinnerungen von Julius v. Edardt	" 29
Hamillar von Fölkersahm/Von Julius v. Edardt	" 33
Denkprüche Hamillar von Fölkersahms	" 35
Bauern/Von Bruno Goetz	" 36
Viktor Hehn/Von Georg Dehio	" 36
Südwest und Nordost/Von Viktor Hehn	" 38
Aus den Tagebuchblättern des Grafen Alexander Keyserling	" 41
Sonette von 1870/Von Karl von Firds	" 42
Eduard von Gebhardt/Von W. von Seidlitz	" 43
Aus den Jugenderinnerungen eines alten Kurländers/Von Theodor Hermann Panienius	" 45
Einleitung zum „Leben Richard Wagners“/Von Carl Friedrich Glasenapp	" 47
Baltische Professoren/Von Adolf v. Harnack	" 49
Die geschichte Hand des Chirurgen/Von Ernst von Bergmann	" 51
König Munsä/Von Georg Schweinfurth	" 56
Burg Grobin/Von Paul Rohrbach	" 59
Statistische Angaben	" 62
Karte: Die baltischen Provinzen	" 63



Vorwort

Von Paul Rohrbach

Dies ist der dritte Krieg, der zwischen Deutschen und Russen um das Baltische Land geführt wird. Nicht so, als ob heute die alte deutsche Kolonie der Hauptgegenstand des Streites wäre. Der liegt viel tiefer im Süden. Konstantinopel ist das Ziel des russischen Wollens, und wegen der Schicksalsstadt am Bosphorus hat Rußland den Krieg entzündet. Nachdem er aber entbrannt war, konnte es nicht ausbleiben, daß auch das Land an der Ostsee mit zum Kriegsschauplatz wurde.

Der erste deutsch-russische Zusammenstoß auf baltischem Boden geschah, als Livland von den deutschen Kaufleuten aufgesegelt war und deutsche Kräfte die militärisch-kirchliche und wirtschaftliche Kolonisation des Landes begannen. Im 11. und 12. Jahrhundert hatten von Groß-Nowgorod und von Polozk an der Düna aus die russischen Fürsten wiederholte, zum Teil erfolgreiche Versuche unternommen, um sich Livland zu unterwerfen. Großfürst Jaroslaw, der Sohn Wladimirs des Heiligen, besiegte ums Jahr 1030 n. Chr. die Esten westlich vom Weipussee und gründete die russische Feste Jurjew an der Stelle des heutigen Dorpat. Dies Stück russische Herrschaft war nicht von langer Dauer, denn die Esten befreiten sich wieder, aber in Rußland gab man die Ansprüche auf das Estenland nicht auf. Weiter im Süden, im Tal der Düna, fanden die deutschen Kaufleute und Priester vor der Gründung Rigas kleine russische Fürstentümer, die von Polozk abhängig waren, bis in die Nähe der Strommündung. Diese wurden gleich bei Beginn der deutschen Kolonisation besetzt. Später, als die deutsche Eroberung weiter nordwärts vordrang, gab es im Dorpater Gebiet Kämpfe zwischen den Rittern und

den „stolzen Nogatdiern“, den Nowgorodern, die nicht dulden wollten, daß sich hier die lateinische Kirche und die deutsche Macht festsetzten. Die Deutschen siegten und gingen bald ihrerseits zum Angriff auf das eigentliche russische Gebiet vor. Pskow oder Pleskau, die „jüngere Schwester“ von Nowgorod, wurde genommen. Schon hatte es den Anschein, als ob Nordwestrußland mit in das deutsche Machtgebiet fallen werde. Da gelang es dem Fürsten Alexander Newski im Frühjahr des Jahres 1242, an der Spitze der Nowgoroder, auf dem Eise des gefrorenen Weipussee die Ordensmacht zu schlagen. Pskow fiel wieder in die Hände der Russen. Denen aber fehlte die Kraft, den Sieg nachhaltig im Sinne ihrer Ansprüche auf Livland auszunutzen, und so kam zwar das deutsche Vordringen gegen Osten an der Weipusgrenze zum Stehen, Rußland aber blieb durch die deutsche Kolonie von der Ostsee getrennt.

Über dreihundert Jahre lang begann die deutsch-russische Grenze an der Mündung der Narowa in den Finnischen Meerbusen, lief dann am Gestade des Weipussees entlang, und weiter südwärts bis Düna. Die Ordensburg Narwa war die äußerste Feste des deutschen Reichs, nur einige zwanzig Meilen von der Nevamündung entfernt. Seit der Abwerfung des Mongolenjochs beginnen sich aber die unter Moskau geeinten russischen Kräfte von neuem nach Westen hin zu regen. Moskau will ans Meer. In den Anfang des 16. Jahrhunderts fällt der von dem Meister Walter von Plettenberg zurückgeschlagene erste Ansturm der Moskowiter gegen Livland. Nur mit Mühe konnte Plettenberg sich behaupten, und was er für Livland gewann,

war auch nur ein Aufschub der Katastrophe um fünfzig Jahre. 1559 erneuerte Iwan der Schreckliche den Krieg. Unter furchtbaren Greueln wälzten sich die moskowitischen und tatarischen Heerscharen nach Livland hinein. Das Reich wurde um Hilfe angegangen, aber man hatte in Deutschland nichts als Worte. Iwan wäre an sein Ziel gelangt und hätte die Küste gewonnen, wenn nicht Polen und Schweden ihm entgegengetreten wären. Diesen erschien es gefährlich, den Moskowiter bis an die Ostsee zu lassen. Nach zwanzigjährigem Kampfe, in dem ganz Livland zur Wüste wurde, mußte der Zar von seinem Wunsche ablassen, und Polen und Schweden teilten sich in die Kolonie. Das war der zweite deutsch-russische Kampf um Livland.

Entscheidend für die Zukunft war, daß Livland, wie wohl die deutsche Bauernkolonisation sich nicht bis hierher hatte ausdehnen lassen, doch deutsches Wesen angenommen hatte. Die Städte, der Adel, die Kultur und die Lebensführung waren deutsch. Dieser deutsche Charakter des Ganzen erhielt sich trotz mannigfacher Anfechtungen, so wie sie Schirren in seiner „Livländischen Antwort“ geschildert hat, auch unter der polnischen und schwedischen Herrschaft. Livland war dem Deutschen Reich politisch verloren gegangen, aber es blieb eine deutsche Kulturprovinz. Auch der Übergang unter die russische Herrschaft seit Peter dem Großen änderte nichts daran. Zur Zeit Peters erinnerte man sich noch der alten Zugehörigkeit zum Reich, und der Zar beantragte auf Grund dessen, daß er altes Reichsgebiet erworben habe, er möge auch als Fürst des heiligen römischen Reichs deutscher Nation anerkannt werden. Das geschah allerdings nicht.

Unter Peter dem Großen und seinen Nachfolgern bis auf Alexander II. wurde der deutsche Charakter des Baltischen Landes, ungeachtet mancher Eingriffe, die den Übergabebedingungen im nordischen Kriege widersprachen, von den russischen Herrschern im wesentlichen doch anerkannt. Erst unter Alexander III. begann die brutale und sinnlose Russifizierung im moskowitischen Stil. Bis dahin waren innere Verwaltung, Gericht, Schule und Universität von deutscher Art gewesen und wurden zum größten Teil auch in deutscher Sprache geführt.

Wie deutsch die Ostseeprovinzen sich noch bis auf die Gegenwart erhalten haben, dafür sind die Beiträge von Söhnen des Baltischen Landes, die dieser Band in sich vereinigt, ein lebendiges Zeugnis. Dasselbe Zeugnis legen die Bilder ab, die der zweite Teil bringt. So empfinden, so schreiben und so bauen konnten nur Deutsche. Die geistigen Leistungen, die das Baltentum bis auf den heutigen Tag aufzuweisen imstande ist, sind die unwiderprechlichen Urkunden für sein Recht, als deutscher Stamm anerkannt zu werden. Alles was im Folgenden, sei es geschrieben, sei es in Bildern, dasteht, ist auf der jahrhundertealten deutschen Grundlage des baltischen Kolonialbodens erwachsen.

Auch nach dem Untergang Livlands als eines politischen Bestandteils des Deutschen Reichs hat der Zustrom deutscher Elemente aus dem Mutterlande nicht aufgehört. Alle die Einwanderer aber, die im siebzehnten, im achtzehnten und noch im neunzehnten Jahrhundert kamen, sind, wenn nicht schon in der ersten, so doch spätestens in der zweiten Generation zu eingewurzelten Balten, zu Trägern der besonderen baltischen Gemütsart und des baltischen Geistes geworden.

Was das für eine Art von Geist ist, das wird der Leser am besten erfahren, wenn er die folgenden Stücke kennen gelernt hat. Bald leiser, bald stärker geht ein Ton selbständigen Kraftgefühls, der Erhebung und Absonderung vom Niederen und Gewöhnlichen, der ausgesprochenen Individualität und der ebenso ausgesprochenen Tiefe des Empfindens, zumal gegenüber der Heimat, durch diese Zeugnisse hindurch. Wo aber der Gegenstand der Darstellung ein anderer ist, wo nicht baltisches Leben, sondern große allgemeine Fragen, Kunst, Wissenschaft und Weltforschung, behandelt werden, da leuchtet die Hingabe an den Gegenstand, die Treue der Schilderung, die innere Durchdringung des Stoffs hervor. Ob es sich um die Natur und die Geschichte der engeren Heimat handelt, ob um das Verständnis des klassischen Altertums, ob um Goethe oder Wagner, ob um die Kunst des Arztes oder den Besuch beim Barbarenfürsten in Innerafrika — für alle gilt: So schreiben können nur Deutsche!

Dieser deutsche Geist hat sich im Baltentum auch unter dem Druck und der Verwüstung, die von der Russifizierungsbarbarei der letzten dreißig Jahre ausgehen, erhalten. Nicht wenige Balten mußten die Heimat verlassen und sich einen Platz im Reich suchen, wo das große deutsche Leben ihnen Unterkunft und Betätigungsmöglichkeit bot, wenn zu Hause für sie wegen der Russifizierung kein Platz mehr war. Ich kann mich selber als Beispiel für dieses Geschick anführen. Mein Wunsch, nach Beendigung meiner Studien und nach dem akademischen Jahr in Deutschland mich an der Heimatuniversität Dorpat zu habilitieren, wurde von der russischen Unterrichtsverwaltung dahin beantwortet: In Kasan oder Tomsk ganz gerne, in Dorpat auf keinen Fall! Was blieb mir übrig, als mich um der Fortsetzung der wissenschaftlichen Arbeit willen dauernd in Deutschland niederzulassen! So und ähnlich ist es vielen gegangen, und daher erklärt es sich auch, daß unter den Verfassern, die in diesem Buche vertreten sind, nicht wenige sich finden, die aus der Heimat nach Deutschland gezogen sind. Andere sind um ihrer wissenschaftlichen Verdienste willen oder aus andern Gründen berufen worden. Noch andere mußten flüchten, weil ihnen die russischen Schergen um eines freien deutschen Wortes willen im Nacken saßen.

So deutsch die Baltischen Provinzen waren, so wenig

wußte man im Durchschnitt unter den Deutschen im Reich von ihnen. Der gedankenlose und beschimpfende Ausdruck „Deutsch-Russe“ wurde auch von Wohlmeinenden den Balten gegenüber gebraucht. Was ist denn das, ein Deutsch-Russe? Doch wohl ein Russe, an dem noch irgend etwas Deutsches hängt. Logisch und national wäre das Empfinden umgekehrt richtig gewesen, die Balten als Deutsche zu bezeichnen, denen leider das Schicksal der russischen Staatsangehörigkeit anhaftete. In Deutschland aber warf man die Volksgenossen in Kurland, Livland und Estland freiwillig in den schlammigen Abgrund des Russentums. Das ist auch eine Denkweise, die hinter diesem deutschen Weltkrieg hoffentlich nicht wiederkehren wird. Was hat Rußland dazu getrieben, die weltgeschichtliche Entscheidung, die doch schon lange in dem Sinne gefallen zu sein schien, daß das baltische Land und alles was darinnen war, ihm gehörte, noch einmal selber in Frage zu stellen? Mußte das Russentum sich nicht sagen, daß, wenn es den Krieg verlor, die Ostseeküste notwendig mit zu den Stücken gehören würde, an deren Abtrennung vom russischen Staatskörper das siegreiche Deutschland denken mußte, um die Wiederkehr russischer Überfälle zu verhindern? Die Antwort ist einfach: Niemand in der russischen Kriegspartei hielt eine Niederlage für möglich, nachdem Frankreich und vor allen Dingen England als Bundesgenossen für den Krieg sicher waren. Nicht an die Möglichkeit des Verlustes der russischen Ostseeküste dachte man, sondern umgekehrt an den Gewinn des Mündungsgebiets der beiden „russischen Ströme“ Njemen und Weichsel. Memel, Königsberg und Danzig sollten russische Städte werden. Das vierte Ostseegouvernement „Neurußland“ mit der Hauptstadt Königsberg erscheint in den russischen Kriegsschriften aus den Jahren 1914 und 1915 bereits als eine beschlossene Sache.

Nun aber hat das Blatt sich gewendet, und der dritte deutsch-russische Krieg um Altlivland, die älteste und wichtigste Kolonie Deutschlands aus dem ersten deutschen Überseezeitalter, ist im Gange. Jetzt erkennen wir, welch eine weltgeschichtliche Bedeutung der Kolonisation Livlands durch den deutschen Orden im 13. Jahrhundert und der Bewahrung des deutschen Wesens durch die Balten während der dreieinhalb Jahrhunderte polnischer, schwedischer und russischer Fremdherrschaft innewohnte. Wäre Livland im 13. Jahrhundert russisch statt deutsch geworden, so bestände jetzt keine Möglichkeit mehr, Rußland durch Lostrennung des stamm- und kulturfremden Gürtels seiner Westprovinzen für die mitteleuropäische Völker- und Staatengemeinschaft unschädlich zu machen. Darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben, daß die ungeheure Masse des russischen Kolosses mit einer Bevölkerung von 175 Millionen Menschen, mit einem

Zuwachs von drei Millionen in jedem Jahre und der unbegrenzten Menge verbesserten Wirtschaftsmethoden zugänglichen Ackerlandes, die höchste Gefahr für uns bedeutet, wenn sie keine entscheidende Schwächung durch den Krieg erfährt. Die Möglichkeit, Rußland zu schwächen, ist dadurch gegeben, daß der Westen des Reiches mit der übrigen Masse nicht organisch verwachsen ist. Nach einem Siege über Rußland kann, ganz abgesehen von der ukrainischen Frage, ein Gebiet von der doppelten Größe Deutschlands mit mehr als 20 Millionen Einwohnern von Rußland abgeschnitten werden, ohne daß dabei eine innere nationale Blutung erfolgt, ohne daß die von Rußland geschiedenen nationalen Elemente nach Wiedervereinigung mit dem russischen Körper hinstreben. Das aber ist es, worauf es ankommt. Wenn Finnland, die baltischen Provinzen, Litauen und Polen innerlich russische Länder mit einer russisch empfindenden, zum Russentum gehörigen Bevölkerung wären, so gäbe es keine Möglichkeit der Rettung vor Rußland. Jeder Versuch, hier Gebietsstücke abzuschneiden, müßte daran scheitern, daß nicht nur das besiegte Rußland, sondern auch die von ihm getrennten Bestandteile der russischen Gesamtheit wieder mit aller Macht zueinander streben würden. Dafür, daß das nicht der Fall ist, dafür, daß gerade an der wichtigsten Stelle, im baltischen Küstengebiet, mitten inne zwischen dem finnlandisch-skandinavischen Norden und der zu kräftigem Widerstande befähigten Masse von 15 Millionen polnischer Bevölkerung, noch ein dritter, rußlandfremder Block vorhanden ist, dafür ist die einstige deutsche Kolonisation in den baltischen Provinzen entscheidend gewesen. Hätte sie nicht stattgefunden, so würde heute kernrussisches Land, Moskowiterland, bis ans Meer und bis an die deutsche Grenze reichen, denn auch die Litauer wären dann sicher der Russifizierung anheimgefallen.

Trotz seiner 175 Millionen ist Rußland besieghar, sobald man Sinn und Ziel des Sieges erkennt und den Sieg politisch will. In diesem Kriege hat Rußland noch mit über die militärischen Kraftquellen aus dem großen Reservoir seiner Zwangsuntertanen im Westen verfügt. Werden ihm diese abgegraben, werden sie von der russischen Seite auf die mitteleuropäische hinübergeleitet, dann wird daraus die endgültige Entscheidung in dem großen Kampf zwischen der mitteleuropäischen Kultur und der moskowitischen Barbarei kommen. Dafür aber, daß es so kommen kann, hat die deutsche Kolonisation und die Erhaltung des Deutschtums in Livland nicht das wenigste beigetragen, und darum haben die Zeugnisse deutscher geistiger Kultur aus dem baltischen Lande, die wir hier vorlegen, nicht nur ein sentimentales, sondern auch ein historisch-politisches Recht darauf, daß man sie in Deutschland hört und sich mit ihnen beschäftigt.

Ohne Vaterland

Die wir ohne Vaterland sind,
Und doch gleichem Blut entsprossen;
Die wir fremd und ungekannt sind, —
Fremd den eignen Blutsgeossen.

Die wir einst als Gottesstreiter
Frau Mariens Land errangen,
Und dem Schicksal Todgeweihter,
Stets das Leben neu erzwingen.

Die wir jeden Schutz entbehrend,
Zäh uns aus uns selbst ergänzten,
Einer Übermacht uns wehrend,
Eng uns in uns selbst umgrenzten.

Die wir gleichem Blut entsprossen,
Und doch fremd und ungekannt sind,
Fremd den eignen Blutsgeossen, —
Die wir ohne Vaterland sind!

(Aus Mitau 1915.)

Aus der „Livländischen Antwort“

Von Karl Schirren*)

Karl Schirren, geboren 1826 in Riga, Professor der russischen Geschichte in Dorpat bis 1869. Auf die maßlosen Angriffe eines brutalen Panslawisten erging Schirrens „Livländische Antwort an Herrn Juri Samarin“, die durch souveräne Beherrschung des Stoffes und temperamentvolle Diktion ihresgleichen in der polemischen Literatur sucht. Die tapfer übernommene Verfechtung der Rechte seiner Heimat kostete ihn seine Stellung, und Livland verlor mit ihm seinen bedeutendsten Historiker und Publizisten. Seit 1874 Professor in Kiel. Gestorben 1910.

Die „Livländische Antwort“ erschien im Jahre 1869 in Gestalt einer umfassenden Broschüre, die das ganze Verhältnis der Baltischen Provinzen zum Russischen Reich behandelte. Der Kernabschnitt der Schrift wendet sich im Folgenden an Samarin, den Vertreter der damals noch in ihren Anfängen begriffenen panslawistischen Richtung, die heute die öffentliche Meinung Rußlands beherrscht und den Weltkrieg entzündet hat.

*) K. Schirren: Livländische Antwort an Herrn Juri Samarin. Leipzig, Dunder & Humblot. 1869.

Wir berufen uns auf unser Recht und auf das Kaiserliche Wort. Sie erheben Appell an den Instinkt Ihres Volkes. Sie drohen uns mit Ihrer Nationalversammlung und erblicken uns im Geiste zitternd und ratlos vor dem neuen Gebieter.

Ich verstehe diese Illusion und ihre geschichtliche Quelle. Sie stammt aus der Überhebung eines Gemütes, welches keine Erinnerungen kennt. Die Geschichte Ihres Volkes ist für Sie ein Buch mit sieben Siegeln und die Geschichte Livlands beginnt Ihnen mit dem General Golowin. Nachdem Sie unter seinem Schilde die alte Stadt Riga vergeblich „belagert“, stellen Sie unter dem Zeichen Ihrer Rasse

die gescheiterte Aufgabe her und rechnen auf Sieg. Der Wechsel der Fahnen ist reizend und der geschlagene Revisor fühlt sich als Agitator unwiderstehlich. Ich akzeptiere den Fall und räume den Triumph ein. Geseht, die Burg unseres Rechts ist überrumpelt, gefallen, die Kaiserliche Fahne niedergedrückt. Sie fahren fort und brechen, was Ihnen zuwider ist. Was aufrecht steht, werfen Sie nieder; was sich nicht aufzurichten vermag, bringen Sie auf die Beine und, sobald es steht, werfen Sie es wieder um. Sie erheben den Instinkt der Rasse zum Souverän; Sie werden sein Kornak und erster Minister; Sie berufen die Nationalversammlung; Sie zerreißen unsere Privilegien; kassieren den Provinzial-Ewod, kündigen den Frieden von Rysstädt; Sie gehen daran, uns ernstlich zu lehren, was das heißt, wenn Untertanen über Untertanen herrschen, und im Gefühl der unerschöpflichen Mittel, welche Ihnen zu Gebote stehen, weiden Sie Ihr Herz zum voraus an unserer hilflosen Niedrigkeit.

Ich setze den Fall, aber ich leugne seine Neuheit. Unsere Väter haben Ähnliches erlebt, erlitten und überstanden. Es ist ein altes Kapitel pathologischer Politik, welches wir wohl studiert haben; wir kennen die Symptome, die Krisen, den Ausgang. Es ist ein furchtbares Leiden, aber nicht immer verläuft es tödlich. Es ist wie das Lazarettfieber, welchem der Kranke mitunter entgeht, und den Inspektor holt es.

Die Moral ist einfach und ergibt sich aus der Fabel. Kapitulationen sind vormals auch von Polen und Schweden beschworen worden und, wie beschworen, so gebrochen, worauf dann Polen und Schweden selber gebrochen wurden. Es ist nicht nötig, diesen Doppelprozeß in seiner Entwicklung zu verfolgen. Genug, wenn die Höhe der zweimal von uns erlebten Gefahr ermessen und einige ihrer Symptome verdeutlicht werden. Das Studium vergangener Zeiten wird die Orientierung in der Zukunft, welche Sie mit solcher Inbrunst herausbeschwören, erleichtern.

Die Grundverhältnisse sind wenigstens unverändert dieselben: ein übermächtiger Staat und in seiner Gewalt eine kleine, verlassene Provinz.

Denn so ungünstig wie heute, wo Sie uns im Namen Ihrer Rasse den Untergang ansagen, war die Lage dieses Landes von je. Durch das Meer von natürlichen Freunden getrennt; vor unnatürlichen Feinden durch kein Gebirge geschützt; mäßig bevölkert, mäßig bebaut; mit allen Vorzügen und allen Mängeln einer Kolonie, mit dem Gegensatz der Kolonen und Aboriginen; mit einer frühe befestigten und zähe aufrechterhaltenen Scheidung der Stände; ohne großartige politische Aufgaben; ohne weitgreifende politische Interessen: hat das Land frühe sich bescheiden, in Zeiten mäßigen Glückes sich nicht überheben, im Unglücke nicht verzweifeln gelernt. Wie unsere Väter und Vordäter sich glücklich priesen, wenn aus dem

Abendland gelegentlich ein Luftstrom herüberdrang, welcher ihm das Herz erfrischte und Mut machte, auf ihrem verlorenen Posten Jahrhundert um Jahrhundert auszudauern, so stehen auch wir und harren. Auch wir vermögen weder Berge aufzuwerfen, noch Meere abzuleiten, und so oft eine der großen Heimsuchungen über uns ergeht, welche Kleinen, versprengten Kolonien nie ganz erspart werden, bleibt uns nichts übrig, als festzustehen und auszudauern.

Drei mächtige Staaten nacheinander haben diese Provinz in ihre Schirmherrschaft, sodann, wenn Ihre Drohung sich erfüllt, alle drei auch unter ihre Zucht rute genommen: Polen, Schweden, Rußland.

Jeder dieser Staaten war zu der Zeit, da er Livland besaß, im östlichen Europa unbestritten der erste an Macht und Größe und schien, wo er stand, unerschütterlich auf ewige Zeiten hingestellt zu sein.

Polen, unter Sigismund August und Stephan Bathory auf Krakau, Danzig und Riga gestützt; ausgebreitet zwischen Weichsel und Düna, Dnjepr und Dnjestr; mit Litauen verbunden; in Klein- und Weißrußland gebietend; tief in die großen Interessen und Geschicke der abendländischen Christenheit verflochten, war jener Zeit in dem auf sich allein angewiesenen Welttheile fast mächtiger, als heute Rußland in seiner zwischen zwei Weltmeeren gespreizten Stellung. Überallhin hatte es sich in Freundschaft oder Ansehen zu setzen gewußt. Mit dem Türken lag es, zum Nachspiele der Kreuzzüge, je nach dem Wechsel der Dinge, bald im Bündnis, bald in ritterlicher Fehde; über die Moldau und Walachei hatte es die Schirmherrschaft erworben; von Oesterreich wurde es bald umschmeichelt, bald eifersüchtig beobachtet, mitunter hämisch geplagt, nie, auch nur vorübergehend, zu Boden gelegt. Mit Italien war es durch doppelte Bande, des Glaubens und der Wissenschaft, verflochten; die Päpste zählten die Könige und Palatine von Polen zu ihren treuesten Söhnen; die italienischen Universitäten rühmten sich in Krakau ihrer dankbarsten Pflanzschule; die polnische Wissenschaft trug vom Alphabet an italienischen Charakter und die polnische Hand verrät sich noch heute an der italienischen Bildung der Schriftzüge. Zu Frankreich stand Polen in der vertrautesten Beziehung, hatten doch einmal die Kronen beider Länder auf demselben Haupte gewechselt; in das französische Interesse blieb es, als Nachbar des Hauses Habsburg und des Türken, unlösbar verflochten. England rühmte seine offenen Häfen; der niederländischen Handelspolitik lag es nirgends im Wege. Von Preußen wurde es mitunter willig, häufiger mit Unlust, fast allezeit gehorjam bedient, wie der Vasall dem Lehnsherrn zu dienen verpflichtet ist.

So blieben als übelwollende Nachbarn, mit welchen es genauer zu rechnen hätte, nur Schweden und Moskau. Aber so lebhaft der Haß, so mäßig war die Macht dieser Nachbarn. Schweden, im Osten auf Est-

land und das schwachbevölkerte Finnland gestützt, von Moskau in Schach gehalten, hatte im Westen den Feind im eignen Hause: Schonen, Halland, Blekingen waren noch dänische Provinzen und Dänemark, mit Polen nicht selten verbündet, war jederzeit auf dem Sprunge, über die schwedische Grenze zu brechen. Moskau, eben erst des Weißen Meeres, als einer europäischen Wasserstraße, mächtig geworden, stand noch weitab im Osten und war mit seinen inneren Landschaften, vom großen Luftwechsel des Welttheils abgeschnitten, dem politischen Erstickungstode nahe; es war kein allzugefährlicher Nachbar.

Das war die Stellung Polens.

Wenn es ihm einfiel, Livland zu erdrücken, wer kam dem bedrängten Lande zu Hilfe? Aus Westen gab es keinen Weg, als über die Leiche Polens; dort lagen die polnischen Glieder zangenförmig bis an die Ostsee geschoben und schnitten jeden Zugang, außer zu Wasser, ab. Von Norden konnte nur Schweden, von Osten nur Moskau die Brücke finden und fanden sie nachmals. Aber in den achtziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts erschien die polnische Macht so unerschütterlich gegründet, daß der Prophet für wahrwichtig gegolten hätte, der dem schwedischen Löwen den einstigen Sieg über den weißen Adler verkündete und Livland als Kampfpreis zusprach.

Und diese gewaltige Macht, deren Wucht nur zu Zeiten durch innere Leiden gelähmt war, diese Macht wirkte nicht, wie totes Blei im Falle, welches einmal erdrückt und dann unfähig ist, sich wieder zu erheben, und von neuem zu treffen, sondern sie war belebt, durchgeistigt und schwungvoll gehoben von einer Idee, welche es wohl wert war, ein großes Volk zu begeistern. Sie ging daran, das keiserliche Livland niederzuhämmern, als ein von Gott erwähltes Werkzeug der großen katholischen Reaktion. Nicht etwa zum Spiele und zum Vorwande, sondern in bitterm, furchtbarem Ernste. Stephan Bathory, der größte polnische König der späteren Zeit, der zugleich dem durch Traktate unterworfenen Livland den Fuß am härtesten auf den Nacken setzte, hat sich für diese Idee, wie je ein Kreuzfahrer für die Wiedergewinnung des gelobten Landes, begeistert. Man muß die Schriften der Zeit lesen, um für den hohen Flug seiner Gedanken und Pläne den Maßstab zu finden. Einer der klügsten Vorkämpfer jener Reaktion, der Jesuit Possevin, ein besonnener Mann und dem Könige an kaltem Blute so überlegen, wie je ein Priester dem Krieger, hat das Bild der Anschläge gezeichnet, welche die katholische Kirche an die Wiedergewinnung Livlands zu knüpfen gedachte. In Livland sollte das große katholische Heerlager aufgeschlagen werden, von dort aus die schismatische Kirche des Orients gebunden vor den Stuhl Petri zu schleppen und das keiserliche England zum Gehorjam zu bringen. Die Gläubigen erwarteten von dem Siege des Katholizis-

mus inbrünstig und zuversichtlich das Ende aller Uebel der Zeit und der Ewigkeit.

Und die große Idee wurde doch zu Schanden und Polen erlag und Livland in seinem armseligen Winkel wurde gerettet.

Die Geschichte und die Nemesis schritten dann so rasch, daß nach wenigen Generationen niemand mehr zu begreifen vermochte, wie Polen je so mächtig gewesen und wie je im Norden des Weltteils eine andere Macht Ansehen und Anspruch auf Dauer gehabt habe, als Schweden.

So kam dann Livland unter Schweden; die Seelen atmeten auf; die Geister folgten dem Zuge; es war eine Zeit voll Erwartung, voll Freude, eine Zeit des Aufbaus, der Erneuerung, der Gewißheit: daß nun aller Jammer auf ewig überstanden sei.

Aus seiner lange verkümmerten Stellung war Schweden mächtig und maßvoll hervorgetreten, um die Ostsee in seine Arme zu nehmen und mit dem Ringe seiner Provinzen in einen schwedischen Binnensee zu verwandeln. In dieser Sphäre hielt es Livland, wie den Schlüsselstein umfaßt; in der schwedischen Krone war Riga die kostbarste Perle, die vornehmste Handelsstadt des Reiches und aller seiner Provinzen. In dieser Sphäre herrschte Schweden nun unumschränkt. Rußland, von Ingermanland und von den nördlichen Seen aus bewacht und, sobald es sich gegen Westen kehrte, von gefährlichen Flankenstößen bedroht, innerlich noch kaum so erstarkt, wie es unter Iwan dem Schrecklichen dagestanden hatte, allmählich zwar, nach dem Tode Stephan Bathorys, wieder gesammelt und stolz auf seine kleinrussischen Erfolge, aber, nur um so weniger gerüstet, zugleich an der Ostsee Stellung zu nehmen, so wenig kam es neben Schweden in Betracht, daß, als man dort Anschläge auf Pskow und Nowgorod entwarf, nicht der Ausgang, sondern nur, ob der Erfolg sich lohnen würde, zur Erörterung kam. Dem bewährten Grundsatz treu, gut Freund mit dem Nachbarn des Nachbarn zu sein, hielt Schweden im Rücken von Rußland und Polen eine ganze Kette von Koalitionen geschlossen; es stand von Siebenbürgen den Balkan entlang, bis in die Krim und an den Kaukasus mit allen Völkern in Bündnis, welche nach Norden Front machten, mit Türken, Walachen, Tartaren. Von Westen hatte es, außer der dänischen Erbfehde, nichts zu beforgen; Holland, Schonen und Blekingen hatte es gewonnen; mit England und Holland stand es im besten Vernehmen; seit dem dreißigjährigen Kriege hielt der protestantische Schwerpunkt die nordgermanischen Staatengruppen noch solidarisch verbunden, ohne daß Schweden sich darum versagt hätte, die politische Machernte eines Bündnisses mit Frankreich zu schneiden. Das Volk war voll Stolz und ruhmreicher Erinnerungen. Auf den deutschen Schlachtfeldern hatte es das Schicksal des Weltteils mitentscheiden helfen; es hatte Ehren und Länder er-

beutet und in der Rolle des Eroberers den Titel des Befreiers erkämpft. Seine Soldaten waren gewohnt zu siegen, wo sie kämpften, und seine Schiffe beherrschten seine Meere. So ungeheuer wurde im Norden sein Übergewicht empfunden, daß, als nachmals durch Patkul die Koalition dreier Staaten, Dänemarks, Polens und Rußlands, zustande gebracht war, nur wenige Urteilsfähige an dem raschen Triumphe Schwedens zweifelten und vor dem Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts derjenige für wahrwichtig wäre gehalten worden, der die Demütigung Schwedens und die Befreiung Livlands aus schwedischem Joche vorausgesagt hätte.

Denn mittlerweile war der schwedische Schutz zum schwedischen Joche geworden, und die Provinz sollte den zweiten, großen Eidbruch erfahren.

Man würde jene famose Reihe von Gewalttaten, welche unter dem Namen der Reduktion vereiwigt ist, nicht begreifen, wenn man in ihr nichts sähe, als eben so viel räuberische Akte. Sie wurde getragen von einer welthistorischen Idee, welche Frankreichs Größe begründet hatte und noch ein Jahrhundert lang den Weltteil beherrschen sollte, bis die französische Revolution sie abzulösen käme. Es war die Idee königlicher Souveränität und administrativer Omnipotenz, eine Idee, ihrer Zeit so leuchtend und begeisternd, wie nachmals die Idee der Volkssouveränität. Sie stritt gegen die Überhebung der Aristokratie, gegen die Liederlichkeit mittelalterlicher Staatswirtschaft, gegen die Bedrückung des Landvolks. Sie zuerst hat es erwirkt, daß Stände sich aneinander aufrieben und in ein zusammenhängendes Volk umzubilden begannen. Von ihrem Siege erwartete die Mehrzahl der aufgeklärten Zeitgenossen das Ende aller Uebel. Der König, der für sie in den Kampf zog, erschien wie ein heiliger Georg; die Minister, welche ihm seine Kabinettsbefehle schrieben und die Opfer auslesen halfen, wie sekundierende Engel. Die Liberalen klatschten aller Orten Beifall und, wenn nicht ein mächtiger Nachbar sie störte, so mochten die heiligen George ihre Provinzen in aller Ruhe strangulieren: von der öffentlichen Meinung hatten sie nichts zu befahren, als etwa einen letzten Fußtritt für die gefallenen Opfer.

Was durfte die kleine Provinz erwarten, deren Existenz davon abhing, daß sie der neuen, welthistorischen Idee bis auf den letzten Atemzug Widerstand leistete?

Und die welthistorische Idee wurde doch zu Schanden und Schweden erlag, und Livland in seinem armseligen Winkel wurde zum zweiten Male gerettet.

Zweimal gerettet, aber beide Male hart am Rande des Unterganges.

Aus diesen vergangenen Dingen ergibt sich uns die Einsicht, daß es keine größere Gefahr gäbe, als wenn wir zum dritten Male einem Systeme gegenüberständen, welches von einer an Mitteln des Zwan-

ges und der Zerstörung unendlich überlegener Macht im Namen einer welthistorischen Idee — und wäre sie der Welthistorie des Morgenlandes entlehnt und wären Sie ihr Prophet, Herr Samaritaner — gegen uns ins Feld geführt würde, ohne daß wir einen andern Protest erheben könnten als: Dieses System tötet uns und du hast geschworen.

Eid Schwüre brechen wie Glas unter dem Drucke welt-historischer Ideen, welche sich in Millionen von Armen verkörpern.

Uns bleibt nichts übrig, als in die Beschauung der vergangenen Dinge zurückzukehren und die Symptome zu suchen, welche auf der Höhe der Macht die Nähe des Falles anzeigen.

Zwei Symptome haben bisher in der Geschichte Livlands diese für alle Beteiligten erschütternde Wendung begleitet; als erstes Symptom: der Nationalhaß, als zweites: die offizielle Lüge; beide enge miteinander verbunden und beide leicht zu exemplifizieren.

Ein besonders lehrreiches Beispiel bietet das polnische Experiment mit den Ämtern, Gerichtsstühlen und Landtagen in Livland. Man fand dieses alles nach altlivländischem Schitte, äußerst antiquiert und überdies der großen Idee des Katholizismus durchaus nicht angemessen. Den Vorsitz des katholischen Bisthofs von Wenden ein für allemal gesetzt, — womit dann der Idee, für welche Polen die große Mission übernommen, genug geschah, — verstand sich nach liberal-polnischen Begriffen durchgehende Gleichberechtigung von selbst. Die polnischen Staatsmänner verstanden es so gut, wie nachmals die schwedischen und andere, im Antagonismus der Stände die Unparteiischen, die Vermittler, die Vertreter einer höheren Einheit zu spielen. Diese höhere Einheit ist dann nie etwas anderes gewesen, als ein Behikel des Nationalhasses und der Unterdrückung. Gleichberechtigt mit der Ritterschaft wurden zunächst die Städte erklart; gewissermaßen waren sie es auch vormals gewesen; auf den alten livländischen Landtagen hatten sie ebenbürtig gesessen; nun saßen sie auf livländischen Landtagen, aber nach polnischen Statuten; auf den Landtagen saßen ferner Delegierte der Landes- und Ortsbewohner im allgemeinen: so hatte man ganz artige Landschaftsversammlungen zustande gebracht. Allein gleichberechtigt konnte doch nicht nur Kopf um Kopf sein; gleichberechtigt waren doch jedenfalls auch die Nationalitäten und vor allem die Sprachen. Die polnische Sprache, die Sprache der herrschenden Klasse, mußte in jedem Falle „gleichberechtigt“ sein; sonst war das polnische Volk beschimpft und entwürdig. Hatte somit der König mit einem heiligen Eide geschworen, die Pakta zu halten, und verpflichteten ihn die Pakta, in Livland nur Deutsche zu Beamten zu bestellen, so bedeutete das für einen polnischen König, daß möglichst viel Polen zu Beamten zu setzen wären. So geschah es und die Gleichberechtigung der Sprachen

war gerettet. Nun konnte es nicht fehlen und die Gleichberechtigung der Nationalitäten schloß sich ihr würdig an. Die Sache war dieselbe; der Doppeltitel sicherte sie doppelt. Die Verwaltung war geordnet; nun mußte sich auch die Landesvertretung nach ge-rechter Proportion an die Nationalitäten verteilen, und um der Gleichberechtigung den gebührenden Ausdruck zu sichern, sollten fortan auf je einen Livländer ein Pole und ein Litauer kommen, mit andern Worten, auf jeden Deutschen zwei Polen.

So versuchte man das Land, welches sich nicht hatte katholisieren lassen, zu polonisieren. Und ein Schwarm von Gesetzgebern, Richtern, Beamten wurde von dem Wogenschlage der polnischen Gesellschaft in das Land geschlammmt; einige überlegene Geister als Spitzführer, ihnen nach der große, sittliche Schlamm, der sich in jeder Form in jedes Amt bringen ließ und keinem andern Instinkte folgte, als seinem farnatischen Hasse gegen alles, was deutsch war. Anfangs waren es nur die Bervalter in königlichen Starosteien, Domänen-gütern, sie wirtschafteten nach polnischem Stile, demoralisierten die Bauern und sprachen den Landes-gesetzten Hohn; an sie schloß sich der Beamtenstaat der Wojewodschaften, in welche das Land nach polnischem Muster eingeteilt wurde; polnisch war bald, den Kapitulationen zuwider, die Sprache der Verwaltung; endlich setzten polnische Richter dem System die Krone auf; sie sprachen polnisch Recht, und es gab keine Appellation, wie der König zugeschworen gehabt, an ein Landestribunal: die Appellanten mochten ihr Recht an den polnischen Oberhöfen in Litauen oder in Warschau verfolgen. Es war ein kurzer farnatischer Prozeß.

Etwas weiter gedehnt, etwas mehr auf Seiten- und Unwegen hat sich nachmals der schwedische Nationalhaß Bahn gebrochen. In einer dem Absolutismus entgegenreisenden Monarchie konnte das Tempo nicht so ungestüm genommen werden, wie in der polnischen Republik. Man fiel nicht sofort über die wehr- und harmloseste Landschaft; man mußte zuvor durch Übung in dänischer Erbfehde wieder in Geschmack am Vergewaltigen kommen. Man hatte von Dänemark neuerdings einige Provinzen erobert oder eigentlich durch Traktate gewonnen; die Stände in Schonen und Blekingen hatten sich vor der Subjektion ihre dänische Landschaftsverfassung, dänische Gerichtssprache und dänisches Recht zuschwören lassen. Die Krone Schweden nahm die Landschaften in Besitz, bereute, geschworen zu haben und sandte Johann Gyllenstjerna mit dem Auftrage, zu suecisieren. Gyllenstjerna verfuhr mit einem, jüngerer Zeiten würdigen Gesichte und, als die milderer Exorzisierungskünste nicht anschlügen, hezte er die Bauern gegen den dänischen Adel. Als man so mit Schonen und Blekingen fertig geworden war, warf man sich auf Livland. Der erwachte Nationalfanatismus forderte neue Nahrung.

Der König hatte umsonst geschworen, Livland mit der Reduktion zu verschonen. Der schwedische Adel konnte den Gedanken, ruiniert zu sein, nicht ertragen, ohne alles Erreichbare in seinen Ruin mit herunterzureißen. Als Sühnopfer forderte er die Abschachtung Livlands. Die ultraschwedische Partei der Königlichgesinnten und Demokraten stimmte in den Ruf, und die wütende Verfolgung begann.

Es ist in hohem Grade lehrreich, den Nationalfanatismus in seinem allmählichen Wachstum zu beobachten. Anfangs — die Erfahrungen aus polnischer und schwedischer Zeit lehren es hinreichend — tritt er als würdig gehaltene Forderung der Gleichberechtigung auf; es ist ihm nur um Anerkennung eines Prinzipes zu tun. Sobald das Prinzip anerkannt ist und nun die Realisierung beginnt, zeigt es sich, daß keine Gleichberechtigung von gleich und gleich gemeint sein kann, da die herrschende Klasse doch „gleichberechtigt“ ist, nur wenn sie mehr Rechte hat, als die beherrschte. Das Verhältnis wird nun, sei es nach Kopfbzahl, sei es nach irgend einer politischen Arithmetik, sei es einfach nach der Laune des Stärkeren bemessen, und die Bedrückung hebt an. Sobald sie einen gewissen Höhepunkt erreicht — anfangs wird sie noch systematisch und mit Berechnung betrieben; die Idee, um derentwillen der erste Eidbruch geschah, kommt immer noch halbwegs zur Geltung — sobald nun die Bedrückung in höheren Schwung kommt, geht jede Berechnung verloren und die Aktion wird leidenschaftlich, regellos, toll. Es ist das zweite Stadium des Eidbruchs. Die Idee ist von dem Nationalhasse überwuchert und dieser kulminiert.

In dieser Phase nun tritt, allmählich vorbereitet, auch die offizielle Lüge in die vorderste Aktion. Angehaftet hat sie eigentlich schon der ganzen erlauchten Mission. Während Polen dem Protestantismus in Livland Kirchen nimmt und ihn mit Füßen tritt, vermag es des Protestantismus im eignen Schoße nicht Herr zu werden und muß ihn noch lange schonend gewähren lassen. Während die schwedische Reduktion der ungeheuren Zerrüttung der Staatsfinanzen und dem dadurch bedingten Notstande des Volkes abhelfen soll, werden in Schweden die Einnahmen noch lange Jahr um Jahr vorweg ausgegeben. Man beteuert, für Prinzipien eintreten zu wollen, und läßt die wichtigsten Fragen durch politische Intriguen entscheiden. In Stockholm war das Parkett am Hofe so schlüpfrig geworden, daß neben den Schmeichlern des Königs nur noch die Schürer des Nationalfanatismus Fuß zu fassen vermochten. Der König, welcher die Güterverschleuderungen seiner Vorfahren als Wurzel alles Übels gebrandmarkt hatte: sobald er persönlich in Verlegenheit geriet, verschleuderte er Güter um Güter.

In solchen Gegensätzen der Ideen und der Wirklichkeit, der Prinzipien und der Willkür bereitete sich die

offizielle Lüge vor. Ihre Aufgabe war, den Nationalhaß dadurch nach oben ungefährlich zu machen, daß man ihn möglichst ununterbrochen stillte; um die Krone zu retten, warf man ihm die Provinzen zum Fraße vor und, leisteten die Provinzen Widerstand, so half er bereitwillig, den Widerstand brechen. Dem leiblichen Fußtritte ließ man den moralischen folgen.

Um einen Maßstab für die zynische Wut zu haben, mit welcher das Opfer, nachdem es unschädlich gemacht worden war, noch entwürdigt wurde, muß man die Akten der Zeit lesen, ob sie auch kein so vollständiges Material liefern, wie etwa heute die Zeitungen. Wenn schon die Polen sich im Hohn so weit vergaßen, für jeden Fußtritt, den sie zur Manifestation ihrer Schutzherrschaft dem gedemüthigten Lande angedeihen ließen, den gebührenden Dank einzufordern, so entwickelte sich dieses System unter der schwedischen Krone noch ungleich üppiger.

Der König, dessen Politik die großartigste Illustration des von ihm adoptierten, obwohl nicht eingestandenen Satzes war: *la propriété c'est le vol*, der König selbst verschmähte es nicht, die von ihm Geplünderten so lange zu peinigen, bis sie ihm für widerfahrere Gnaden danken. Es ist der Triumph des schwedischen Systems offizieller Lüge, wenn der König in allen Fällen durchzusetzen wußte, daß, was er wollte, so geschähe, als ob es von denjenigen gewollt war, welche dazu erbarmungslos waren gepreßt worden. Man sprach jedem menschlichen Gefühle von Recht und Billigkeit Hohn und ließ sich bescheinigen, daß man äußerst gerecht und billig verfahren wäre. Man brach die Landesrechte und kasstrierte dafür fußfälligen Dank ein. Man setzte so unter den zu Boden Getretenen voraus oder man wollte in ihnen allmählich zeitigen eine Korruption sondergleichen.

Allein — und das eröffnet nun einen Ausblick aus solchen Labyrinthen und läßt begreifen, wie auf den unerträglichen Druck am Ende doch die Befreiung folgen konnte — dieses ganze System wird nun in seiner Entwicklung in unendlich höherem Grade zum Anlaß und zum Symptom einer Korruption sondergleichen am Staatskörper selbst.

Ein Volk muß schon sehr gesund sein, um eine gewisse Dosis Nationaleitelkeit ohne Schaden ertragen zu können. Von der Eitelkeit zum Fanatismus ist aber noch ein großer Schritt. Die Eitelkeit hemmt die Entfaltung gewisser Kräfte; der Fanatismus verzehrt und tötet allmählich alle. Es ist ein Paroxysmus, der keinen Ausweg kennt, als in Erschlaffung. In seinen ersten, verhältnismäßig harmlosen Stadien geht er von antiquarischwissenschaftlichen Gesichtspunkten aus und unvermerkt zu patriotischen über. Für kleine, bedrückte Völker ist darin ein Trost und eine Hoffnung gegeben; für große, herrschende ein neuer Impuls, zu bedrücken. Solchen Völkern ist es eigen, daß sie in Ur-

zeiten überall gefessen haben wollen; alle Provinzen, welche sie etwa nachmals durch Kapitulationen erwerben, gehören ihnen im Grunde ohnehin; die Schweden sahen mitunter Europa und halb Afrika und Asien, in Erinnerung der alten, normannischen Stationen, als schwedische Domänen an. Es ist ihnen ferner eigen, daß sie keinen ruhigen Assimilierungsprozeß abwarten können; sie beginnen mit ihrer politischen Pression sofort an den Grenzen; sie leben nicht von innen nach außen, sondern von außen nach innen; sie verschlingen, ohne sich zu entwickeln. Damit verraten sie am ersten ihre Hohlheit und Schwäche. Sie beeilen sich, die Grenzprovinzen zu erdrücken, weil sie sich nicht Kraft genug zutrauen, sie lebendig zu behaupten. Sie zeigen damit, wider Wunsch und Willen, gefährliche Nachbarn an. Als Polen aufhörte, Schweden zu verachten, begann es, Schweden zu fürchten und endete damit, daß es vor Schweden erlag.

So liegt schon darin ein Trost für widerrechtlich zertretene Provinzen; mit dem Drucke des Nationalhasses, unter welchem sie leiden, steigert sich für sie die Gewißheit, von der übrigen bewohnten Welt nicht völlig abgeschnitten zu sein.

Sie entnehmten ihm aber auch die Annäherung der Nemesis.

Dem oberflächlichen Beschauer menschlicher Dinge mag es zwar erscheinen, als wohne einem Eidbruche die welthistorische Kraft nicht inne, große Katastrophen herbeizuführen. Allein, wenn der Bruch des Wortes das nicht vermag, so tut es die Gesinnung, welche den Wortbruch erzeugt hat. Ein großes Volk, welches nicht anders zum Gefühle und zum Bewußtsein seiner selbst zu kommen vermag, als an Gegensätzen, welche sein krankhaft wachsender Fanatismus immer krankhafter steigert, höhlt sich immer leerer und leerer aus. Zuletzt lebt es nur außer sich und wird es dann plötzlich von einem gewaltigen Drucke getroffen, so bricht es in sich zusammen. Der Hochmut, welcher sich selbst überhebt, führt immer zum Falle; die moralische Erschlaffung, welche selbst die mächtige Anstrengung, ein Wort einzulösen, scheut, zerstört allen Willen; der nationale Schwindel, welcher ein Reich dadurch verewigen zu können meint, daß er eine Provinz erwürgt, endet in Ohnmacht; nicht an das vereinzelte Verbrechen, wohl aber an den Geist, der es ersinnt und ausführt, heftet sich die Rache und es gibt weder eine christliche, noch heidnische Moral, weder einen Glauben an Recht und Ehre, noch irgend eine Theorie vom natürlichen Zusammenhange der Dinge; kein System, weder im Himmel, noch auf Erden, das, wie auch immer die Verknüpfung von Ursache und Wirkung gedacht werde, in dem Verlaufe der menschlichen Dinge, den man Geschichte nennt, die Wirkung jener geheimen Kraft wegzuleugnen vermöchte, welche Nemesis heißt.

So hoch der polnische Nationalstolz noch unter Ste-

phan Bathory einherging, so tief war er nachmals gesunken, und an Stelle des Ruhms, bis an das Herz des Weltteils seinen Willen geltend zu machen, sehnt sich nur wenig über zwei Generationen später das schwedische Volk nach nichts als nach Ruhe, und es dünkte ihm das Höchste, von der ganzen Welt ver-gessen, still und demütig auf seinen Aekern, in seinen Wäldern zu sitzen.

Und während so der herrschende Stamm mitten in der scheinbar reichsten Entfaltung seiner Kräfte sich immer trostloser auslebt, um immer weniger der Stellung gewachsen zu bleiben, welche er schwächeren Nachbarn abgerungen, um sie zuletzt erstarrten Nachbarn zu räumen, hilft eben derselbe Druck, welcher die leidenden Provinzen unter den Fuß zu bringen bestimmt war, den Unterworfenen über die Zeit dieses Uberganges hinweg und stärkt sie moralisch, statt sie zu schwächen.

Das bewirkt er einfach dadurch, daß er zuletzt nicht mehr die größeren, politisch bevorrechteten Bevölkerungsgruppen, sondern jedermann trifft. Die politische Situation wird dadurch ungeheuer vereinfacht.

Anfangs ist der Angriff noch verschiedener Deutungen fähig. Er führt etwa noch das Schiboleth irgend einer welthistorischen Idee im Munde und erscheint wie gegen Usurpatoren des Rechts gerichtet, gegen Privilegierte, Korporationen, Stände, welchen die Kapitulationen am meisten nützen. Da ist den Außenstehenden die Wahl einer Stellung noch sittlich ermöglicht. Da kann es — die Ehre in Ehren — noch heißen: hie Welf! hie Waibling! da haben so subtile Distinktionen, wie Liberal- und Konservativsein noch einen Sinn und eine Wirkung. Der Katechismus der Provinzialpolitik läßt sich noch in allerlei Sätze und Nebensätze fassen, an deren Spitze sich herkömmlicherweise die Mahnung stellt: Seid einig, was man natürlich fortführt, bleiben zu lassen.

Allein alles das war nur möglich, solange über das ganze Reich von Weltmeer zu Weltmeer, nirgendshin zum Angriff gewendet, überall schirmend und schatend die eine gewaltige Friedensfahne wehte und alle Reichsangehörige einlud, daß sie kämen und einträten in den Genuß — der Gleichberechtigung.

Der Gleichberechtigung. Wir brauchen heute nicht mehr in der Geschichte der livländisch-polnischen Zeit die Antwort zu suchen, um zu wissen, wie sie gemeint ist

- die Gleichberechtigung der Kirche;
- die Gleichberechtigung der Presse;
- die Gleichberechtigung der Sprache;
- die Gleichberechtigung des Rechts;
- die Gleichberechtigung der Menschenwürde.

Denn dahin kommt es zuletzt durch die vereinigte Wirkung des Nationalhasses und der offiziellen Lüge, daß das gesamte politische ABC sich auf das reduziert sieht, was das Ehrgefühl fordert. Zuletzt ist nicht mehr diese oder jene Partei, dieser oder jener Stand, nicht

mehr das Land ist bedroht, sondern jedermann, und jedermann hat sich zu wehren. Es ist das eine einfache Lage. Es handelt sich nicht mehr um technische Überwindung von Schwierigkeiten und Hemmnissen; nicht um Prästandenverteilung und Steuersysteme, um Rats- und Kommissionsitzungen, um Ausdehnung des passiven und aktiven Wahlrechts, um das Wahlrecht überhaupt, um die Privilegien und ob sie geschirmt oder gebrochen werden, sondern es kommt zuletzt nur darauf an, ob jedermann sich mit Füßen treten läßt oder nicht.

Und das ist dann jedermanns Sache. Hier hilft dann weiter kein Schelten der Konservativen auf die Liberalen, noch dieser auf jene, kein Anklagen der Vergangenheit, kein Pochen auf die Zukunft, kein Versteckspiel der Mutlosigkeit oder Trägheit, da ist nicht viel von der Politik zu erfragen, noch von der Geschichte zu lernen. Es kommt alles darauf an, ob das Land Männer hat oder nicht.

Ob eine Menschengemeine, groß oder klein, vor dem Forum der Politik und der Geschichte das Recht hat, fortzubestehen, das entscheidet sich am allerentschiedensten gerade in solchen Zeiten, wo jeder herkömmliche Schutz, jede gewohnte Stütze versagt und jedermann auf sich allein angewiesen ist und selbst für sich sein angeborenes Recht zu behaupten hat, das Recht, von welchem alle Kultur anhebt und auf welches alle Kultur hinausführt: das Recht, sein Gewissen nicht zwingen zu lassen, und seinen Platz zu behaupten.

Gerade was bestimmt schien, alle Aktion zu zerstören, ruft die wahre, die ernste, die würdigste Aktion erst vollends ins Leben.

Feststehen, das wird auch gegen Sie, Herr Samarin und Ihresgleichen, unsere Aktion; ausharren, das soll die Summe unserer Politik sein.

Verlieren wir dabei das rechtmäßige Erbe, welches unsere Väter uns hinterlassen, so haben wir es wenigstens nicht feige verraten und, die Ehre gerettet, ist alles gerettet.

Wir fangen dann wieder von vorne an und machen es unter veränderten Verhältnissen und mit veränderten Aufgaben im wesentlichen doch wieder so, wie die Väter, als sie vor mehr denn siebenhundert Jahren inmitten der Schweden, der Dänen, der Litauer und Russen Fuß faßten und der abendländischen Christenheit eine Vormauer bildeten unter Bedrängnissen und Leiden, welche sie alle überstanden, wie die Geschichte meldet.

Der Geist der livländischen Kolonisation

Von R. v. Freymann*)

Karl von Freymann, 1878 zu Fellin in Livland geboren, schon 1907 in Meran gestorben. Freymann berechtigte als Dichter zu den größten Hoffnungen. Mit seinem geistreichen und graziosen Einakter „Nach dem neunten Thermidor“, seinen Novellen und Gedichten erregte er Aufsehen in seiner

engeren Heimat und hätte bald den Weg in die deutsche Literatur gefunden, wenn ihn der frühe Tod nicht hinweggenommen hätte. Er hatte als Vertreter der jungen baltischen Generation bereits das durch die Russifizierung verwüsthete Schulwesen durchmachen müssen und trotzdem seine schöne deutsche Schreibweise entwickelt.

*) Aus der „Baltischen Monatschrift“.

Um das Jahr 1205 spielte man in Riga Theater. In dumpfer Neugier betrachteten Heiden und Neubekehrte die fremden Bühnengestalten und schwerfällig folgten sie den Worten des Dolmetschers, der ihnen den Inhalt des Stückes auseinandersetzte. Pldhlich aber kam Bewegung in die lauschende Menge, das Stück hatte den gleichgültigen Boden des Erdichteten verlassen und den Punkt berührt, wo das unmittelbare Verständnis der Zuschauer begann. Als die Gewappneten Gideons mit den Philistern kämpften, begriffen die Liven den tieferen Sinn des unklaren Schauspiels und flohen. Zu natürlich spielten die Deutschen, und zu unnatürlich erschien den Liven die Harmlosigkeit des Festes. Sie dachten an das Gastmahl Bischof Alberts, das mit Geißeln und Knechtschaft geendet, und nur ungern ließen sie sich zum Bleiben überreden; sie waren ein störriges Volk und vergaßen nur allzu leicht, daß sie in Spiel und Ernst den Deutschen verfallen waren. Die Armut hatte die Deutschen über das Meer getrieben und sie spielten Komödie zur Erbauung der Liven; doch war es ein böser Komödiantenschlag, dem die Erbauungslust noch von der Kinderzeit der Völkerwanderung im Blute steckte.

Im Mittelalter, den Zeiten fester Zucht und strenger Sitte, ist der Wandertrieb das notwendige Korrelat der engen Lebensformen. In gleichem Klang, wie das Schwert des Normannen, klirrt die Pflugschar des deutschen Kolonisten auf jungfräulichem Boden, und wenn wir genauer aufmerken, vermögen wir denselben Ton aus dem leichten Knirschen der Mönchsandale im fremden Strandsand herauszuhören. Auch der Mönch empfand den Rausch des Eroberers, jenes Gemisch von Herrschsucht und Freiheitsliebe, den Zauber fremder Erde und den wilden Reiz der unbeschränkten Kraftentfaltung. Mit gutem Recht, denn unter den Eroberern des Mittelalters war der römische Missionar der großartigste und bewußteste, der einzige, der keinen Fuß zurückwich von der Bahn, die er einmal betreten und dessen Eroberungstrieb keine anderen Schranken kannte, als das Ende der Welt. Ihm und dem heiligen Vater gehörten ja all die verirrtten Seelen auf dem weiten Erdenrund, und nicht nur die Seelen, sondern auch das Land, das sie bewohnten.

Schon die Organisation der römischen Kirche, in der Christentum und Gehorsam, Glaube und Zehnten auf das engste verbunden waren, schloß eine rein geistliche Mission von vornherein aus und machte das Christentum stets auch zur weltlichen Herrschaftsform. Wenn die Apostel des Mittelalters ein tiefes religiöses Emp-

finden in die düsteren Heidenwälder trieb, so bildete doch den wesentlichen Inhalt dieses Empfindens der Glaube an die allumfassenden Herrscherrechte der katholischen Kirche. Seelen verfielen in jedem Jahre in ungezählter Menge der Gewalt des Bösen, es war der schöne Gottesboden, den sie dem Teufel mißgönnten; daher war das Schwert die Ergänzung des Kreuzes. In jeder Entwicklung gibt es Momente der Vorbereitung, wo die gebundenen Kräfte des erlösenden Gedankens harren, der ihnen Richtung und Leben einflößt, Ruhepausen, die etwas Totes an sich haben. Dieses Bild schlafender Kräfte bietet uns Livland gegen Ende des 12. Jahrhunderts. An den Ufern der Düna treiben Lübisches-Wisbysche Kaufleute ihren Handel mit Russen von Nowgorod und Polozk, zwischen ihnen bewegen sich die Eingeborenen des Landes, in Krieg und Frieden ohne Beziehung zu den fremden Händlern an der Küste. Dem geschäftigen Treiben fehlt der lebenbringende Fortschritt. Das Interesse der Kaufleute haftet nicht am Boden, sie kamen und gingen, auch darin den Zugvögeln vergleichbar, daß nur die leeren Lagerstätten im Winter den Ort bezeichnen, wo sie genistet. Aber das Bild ändert sich mit dem Erscheinen Meinhards, die Gegensätze, die nebeneinander herliefen, berühren sich und prallen aufeinander im Ringen um den Besitz des Landes, denn der erste Priester trägt den weltbewegenden Eroberungsgedanken in die kosmopolitische Kaufmannskolonie. Er kam, nach den Worten des Chronisten, lediglich um Christi willen, aber er kam, um zu bleiben. Er säte und erntete im fremden Lande, er baute Burgen in Holm und Irlküll, und in dieser Burg lagen deutsche Reisige. Ein Kind seiner Zeit, vertraute er nächst Gott auf den heilsamen Einfluß der weltlichen Waffen, und als er starb, folgte das erste Kreuzheer den Spuren des Priesters. Er hatte das Land getauft und gezeichnet, und auf der universalen Herrschaftsidee der römischen Kirche gründete sich von nun an der Rechtsanspruch der deutschen Einwohner auf den Besitz des Erdstüchens, der Marienland war im vollen Sinne des Wortes.

Wie die Meeresbrandung, die vom Ufer hinwegflutend nur einen leichten Schaum im Sande zurückläßt, rollten die schweren Kreuzzugsheere über Livland, und nur wenige Pilger blieben und verstärkten den Stamm der Deutschen, der allmählich um Riga emporwuchs. So war es ein stetes Anschwellen und Sinken der deutschen Macht in den regelmäßigen Zwischenräumen der Kreuzfahrten. Ein buntes und eigenwilliges Volk waren diese Pilger. An dem Ziel des Ganzen hatten sie nur ein geringes Interesse, sie bauten mit den Bürgern Rigas die Stadtmauer, sie fällten Holz und schlugen die Heiden, alles zum Heil ihrer Seelen, und nach getaner Arbeit zogen sie zufrieden heim mit ihrer Habe — ein seltsames Gemisch frommer Kampfeslust und gleichgültiger Kontraktmäßigkeit. Als Bischof Albert die abziehenden Pil-

ger zur Verlängerung der Pilgerschaft bewegen wollte, versprach er den einen größeren Ablass, den andern Sold. Die Pilger taten nichts umsonst, aber auch die Sündenvergebung war gangbare Münze.

Während eine Pilgerschar in Wisby lagerte, fuhren Dselsche Raubschiffe am Hafen vorüber; beim Anblick der Feinde Christi erwachte der Zorn der Kreuzfahrer und sie schmähten Kaufleute und Bürger, „daß sie die Feinde des Christennamens in Frieden an ihrem Hafen vorbeiließen“. Die Kaufleute waren darüber anderer Meinung und auch der Bischof wollte den Kampf vermeiden. „Die Pilger aber, welche gleiche Standhaftigkeit zur Zeit und Unzeit bewiesen und niemals an der Barmherzigkeit Gottes zweifelten, waren nicht willens ihr Vorhaben aufzugeben; sie behaupteten, daß zwischen heidnischen Esten und Liven kein Unterschied sei und baten... den Bischof, ihnen diesen Kampf zur Vergebung der Sünden aufzuerlegen“...

Eine sonderbare Art von Einjährig-Freiwilligen, fragten die Pilger weder nach Herkunft noch Zahl der Heiden, ihr Handeln leiteten die dumpfen Instinkte der Massenbewegung, sie waren ein furchtbares Schwert in der Hand des zielbewußten Führers, indessen ein zweischneidiges.

Auch der Kern deutscher Macht, der, im Lande bleibend, zum Träger der Herrschaft bestimmt war, erscheint auf den ersten Blick als wirre Menge, führerlos in der Alltagsgefahr des Ansiedlerlebens, denn nur im Großen vermochte sie ihr Bischof zu leiten, der die meiste Zeit in Deutschland und auf beschwerlicher Reise verbrachte. Auch die Zahl der Deutschen war gering, ein unscheinbarer Haufe, „kaum genug, daß man eine Handvoll Staubes davonbringe“. Doch in diesen Leuten, welche, losgelöst von den festen Formen der Heimat, an fremder Stätte ohne einheitliche Leitung den Kampf des Daseins ertragen mußten, wohnte ein Geist der Gemeinschaftlichkeit, eine Fähigkeit der Selbstverwaltung, ein natürliches gegenseitiges Vertrauen, die sie dem Schwersten wachsen machten. Wenn in Riga, der buntgeschleckten Handelsstadt, die Sturmglöcke ertönte, so preßte die Hand der Gefahr Ritter und Handwerker, Pilger und Kaufleute zur festen Masse zusammen und die Stadt erhob sich wie ein Mann — die Bürger, die Brüder Christi und die Armbruster, dazu die Geistlichen und die Weiber, alle nahmen ihre Zuflucht zu den Waffen. Nicht die wohlgeschulten Reisingenzüge, welche die wenigen Edlen aus Deutschland mit sich brachten, nicht die Menge der Kreuzfahrer, sondern der Gemeingeist der Schwachen, der Mut, der sich, selbst handelnd, auf seinen Nächsten verläßt, bildeten die Stärke der Deutschen. In ungewöhnlich hohem Grade besaßen sie die Eigenschaften, die das Entstehen lebensfähiger korporativer Bildungen ermöglichen, und ebenbürtig tritt in der Geschichte Livlands die Korporationsidee der theokratisch-kirchlichen zur Seite. Durch die Zaubermacht des Gemeingeistes er-

hoben sich Kuppeln und Türme der Civitas Rigenis und das mächtige Gebäude der Bruderschaft Christi, die vor dem Hause des Herrn standen als Mauern, Tag und Nacht.

„Dich schlage der Gott der Christen!“ riefen die Estenweiber, während sie am gefangenen Feinde den Rest der Rache genossen. Mit Hilfe der Deutschen hatten ihre Männer das Hselsche Raubheer geschlagen und frohlockend fügten sie zur körperlichen Vergeltung den blutigen Fluch. Denn der Gott der Deutschen züchtigte zwar die Seinen mit der Rute, die Heiden aber, die Kinder des Teufels, strafte er mit der Schärfe des Schwertes. Männer, die in voller Rüstung ihre Saaten mähen, denen die Furcht vor den Feinden draußen und den Freunden drinnen den Schlaf raubt, vergessen nur zu leicht, daß auch sie vom Weibe geboren sind, und Leben und Qual eines Feindes wird ihnen gegenstandslos. Fast versinkend in einem Meer von Feinden, deren Kräfte, wie die der Litauer und Russen, unberechenbar waren, umringt von Leidenschaften, die Bündnis und Friedensverträge wie Spinngewebe zerrissen, mußten die Deutschen zu jener Auffassung gelangen, die nur die Toten für harmlos hält. Aus diesem Grunde freute sich Bischof Albert und dankte Gott, als ihm der Kopf des Livenhäuptlings Mo zum Siegeszeichen überbracht wurde. Die Grausamkeit wurde zum Prinzip und das Blutvergießen geschah mit der Umständlichkeit und Sorgfalt einer notwendigen Verrichtung. — „Unterdes kamen Bertold von Wenden mit den Seinigen . . . und die Söhne Lalibalds mit ihren Letten zu Hauf und zogen mit ihrem Heere nach Ugaunien. Und die griffen viele Esten, die vorher den Letten entronnen waren, und töteten sie, und steckten die Dörfer an, und was die ersten halb getan, führten sie sorgfältig aus. Sie zogen durch alle Landschaften, über das Mutterwasser bis nach Waiga und verwüsteten in gleicher Weise das Land jenseits des Flusses, verbrannten die Dörfer, töteten die Männer, griffen Weiber und Kinder, und wie sie alles übel angerichtet, das sie vollbringen konnten, kehrten sie zurück nach Livland . . . Denn sie wollten die Esten bekriegen, bis die letzten, die übrig blieben, um Frieden und Laufe flehten, oder sie gänzlich von der Erde tilgen.“

Diese Schilderung ist klassisch in ihrer bluttriefenden Sachlichkeit. Auch die livländische Kolonisation trägt Spuren des wendisch-preußischen Ausrottungssystems und auch ihr Heldenlied hat Klänge, die dieses System erläutern. Indessen nur Anklänge und Spuren, die gleichen Zuckungen unter den gleichen Schmerzen — nicht mehr.

Nach dem Verfahren Albrecht des Bären und Heinrich des Löwen bildete die Vernichtung der Eingeborenen gewissermaßen die selbstverständliche Voraussetzung der Kolonisierung, und die Besiedlung des Landes begann eigentlich erst — „als allmählich die Slaven sich ver-

ringerten“. Auch in Preußen konnte nach der endgültigen Unterwerfung des großen Heidenaufstandes von einer slavischen Unterschicht der Bevölkerung nicht mehr die Rede sein. In Livland aber war eine Lösung des Streites durch die Ausrottung der schwächeren Partei nicht mehr möglich, denn zum gründlichen Roden fehlte der Bauer. Der deutsche Kolonist war auf die Arbeit des eingeborenen Landvolkes angewiesen, und die Vernichtung der Feinde hätte das Land zur Wüste gemacht. War die Vernichtung unmöglich, so war die Verbindung notwendig. Die schwierigere Aufgabe weckte den größeren Gedanken, in dem Augenblick des Triumphs trat Schonung an Stelle der Verrichtung. Während in Preußen der Schwerpunkt des Krieges in den Rachegerichten nach geschehenem Abfall zu suchen ist, ist das Verfahren der Deutschen in Livland gegenüber getauften und rückfälligen Heiden ein ungewöhnlich mildes, milder als gegen den Feind, der sich niemals den Deutschen unterworfen. Die lange Reihe der Livenabfälle bringt kein einziges Blutgericht: 1205 wurden den aufreißerischen Liven, weil sie sich von neuem von der Finsternis des Heidentums abwandten, Dörfer und Acker, wie billig, zurückgegeben, ebenso widerfuhr ihnen 1206 „um der heiligen Taufe willen, die sie schon längst empfangen hatten, kein Leides“, und als sie im selben Jahr abermals abfielen, wurde ihnen zwar anfangs der Friede verweigert, weil sie mit nichten Friedenskinder wären, auf ihr inständiges Bitten aber nach geringer Buße bewilligt. Sogar bei der Eroberung Fellins, nach der Unterdrückung eines Estenaufstandes, der von dem Haß und der leidenschaftlichen Grausamkeit der Besiegten keine schlechte Probe gegeben hatte, begnügten sich die Deutschen damit, einige wenige Russen, als Verführer der Abtrünnigen, vor der Burg zu hängen. Wenn der Feind am Boden lag, gedachten sie, wie Bischof Albert, als die Liven ihn um Erleichterung des Zehnten baten, ihrer väterlichen Fürsorge und der schweren Kriege, die mit den Völkern ringsum bevorstanden, und diese Gedanken stimmten sie friedfertig. Der unterworfenen Feind wurde der Kampfgenosse der Deutschen, denn das Ringen der Deutschen hatte die enge Wahlstatt des Rassenkampfes verlassen und geschah auf dem weiten Felde der positiven Kulturarbeit, auf dem Platz ist für alle. Das Ziel ihrer Mühen war der Aufbau eines Ganzen aus den gegebenen Elementen, und sie gingen, entsprechend den großherzigen Worten Wilhelms von Modena, mit ihren törichteren Untertanen bei Zehnten und anderen Händeln nicht allzu streng ins Gericht. Auf der Grundlage der Kriegsgenossenschaft und der Heeresfolge bildete sich zwischen Deutschen und Eingeborenen ein aufrichtiges Bündnis, denn der Kampf gegen die außerhalb stehenden Völker war wohl geeignet, die Gegensätze zu versöhnen und den Begriff eines einigen Gutes zu bringen. Am klarsten tritt dieser heilsame

Einfluß gemeinsamen Kampfes in dem Verhältnis zwischen Letten und Deutschen entgegen. Hier vollzieht sich die Verbindung auf dem Boden gleichen Strebens, denn die Letten waren, bedrängt von Liven und Esten, an der Bildung neuer Lebensformen ebenso interessiert wie die Deutschen. Die Deutschen brachten den streitenden Völkern gleiches Recht und gleichen Frieden, und dessen bedurften die Letten zu ihrer Entwicklung.

Während des bösen Zehntenaufstandes vom Jahre 1212 waren die aufständischen Liven und mit ihnen Letten in der Burg Dabrels von den Deutschen umschlossen. Ein tagelanger Widerstand hatte die Köpfe der Streitenden erhitzt und die Erbitterung war auf beiden Seiten groß. Die Aufständischen waren hart bedrängt. Da trat der Lettenhäuptling Kussin auf die Brustwehr, nahm den Helm vom Haupte, neigte sich gegen Bertold, den Meister von Wenden und redete ihn an mit Draufs, Kampfgenosse. Und er sprach von einstigem Frieden und alter Freundschaft. Ein verirrter Pfeil, der ihn durchs Haupt traf, ließ ihn verstummen. Die kurze Szene gibt ein weites Bild. Der Lettenhäuptling handelt nicht wie ein aufrührerischer Knecht, den die Angst zur Ergebung zwingt, sondern wie ein Genosse, dem der Zwist leid ist. Und in der Tat hatten Bertold und Kussin so manche Gefahr und manche Beute geteilt. Am stillen Lagerfeuer in düsterer Nacht, im Lärm des Kampfes, im Jubel der Beutefreuden und wilder Trinkgelage war zwischen Deutschen und Liven ein Freundschaftsgefühl erwachsen, dessen Analogien vielleicht am treffendsten im Lederstrumpf Fenimore Coopers zu finden sind. Die Kampfesfrohen Lettenhäuptlinge erscheinen den deutschen Kriegern fast ebenbürtig, das lettische Bündnis war in jahrzehntelangem Kampf gegen Esten und Russen die wertvollste Hilfe der Deutschen, und die Vereinigung dieser beiden stammverschiedenen Völker bildet einen der führenden Gedanken des Chronicon Livoniae. Die Form des deutschen Bündnisses war die Taufe. Mit den geistlichen Waffen kämpften die Priester gegen die Besten des Landes. Sie schwangen den Taufwedel ebenso unverdrossen über die Kinder des Teufels, wie die Krieger das Schwert. Nach der heißen Arbeit der Schlacht begann die Arbeit der Taufe. Waren der Teufelskinder gar so viele und wollte der Arm der Priester erlahmen, so blieben sie dennoch guten Mutes, denn die saure Mühe gereichte ihnen zur Vergebung der Sünden. Vor der Estenburg Wolde lag das Heer Bischof Alberts in ungezählten Scharen; beim Anblick der Feinde übersiel eine Furcht Gottes die Esten und sie waren bereit sich taufen zu lassen. Das war das Zauberwort, das Tod und Blutvergießen in eitel Freude verkehrte. Schwert und Speiß sanken zu Boden und aus dem gottgefälligen Würgen wurde ein gottgefälliges Fest der Taufe. Mit Freuden stiegen die Priester zur Burg empor, sie trieben Thara aus und

brachten Christum mit sich. Sie weihten einen Quell in der Burg und füllten ein Faß mit dem heiligen Wasser. „Und um sie war ein Gedränge der Männer, Weiber und Kinder, die schrien: Eile, mich zu taufen“. Sechs bis fünf Priester taufte vom Morgen bis zum Abend und ermatteten über der Arbeit... Sonderbar dieser plötzliche Übergang vom Zorn zum Frieden, dieses Taufen auf offener Wahlstatt, so wild und doch so feierlich. Die Erbitterung des Kampfes, der der Taufe vorherging, gab ihr die Weihe des Friedens, des freudigen Ereignisses in höherem Grade. Als Sonntagana fiel, hatte der Kampf 10 Tage gedauert, am elften baten die Esten um Frieden. „Die Deutschen aber sprachen: Wollt ihr die treulosen Waffen niederlegen und den wahren Frieden, das ist Christus, in eure Burg aufnehmen, so werden wir gern euer schonen und euch mit einschließen in unsere brüderliche Liebe“. Nachdem die Esten Taufe und Friede gelobt hatten, wurde der Priester Gottfried zu ihnen gesandt; der segnete sie und fragte: Wollt ihr entsagen dem Götzendienste und an den einigen Gott der Christen glauben? Und da sie alle erwiderten — wir wollen's, so goß er das Wasser über sie und sagte: „So werdet denn alle getauft im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“.

Nur bei der Eroberung Fellins wurde die Taufe verschoben wegen des argen Blutvergießens. Hatte eine ganze Landschaft sich unterworfen, so wurde von einer augenblicklichen Taufe Abstand genommen. Dann zog später die Priester von Dorf zu Dorf, versammelten die Einwohner um sich und taufte sie, 300 bis 400 am Tage. Immer aber folgte die Taufe der Unterwerfung möglichst schnell, denn sie war mit ihr identisch. Die Taufe war das feierliche Zeichen der Unterwerfung, der einzig vollgültige Akt des Friedens und der Versöhnung, denn mit Heiden hatten die Deutschen keine Gemeinschaft. Daher entbehrte auch die Taufe der Deutschen nie einer gewissen Würde, und logischerweise ging der Aufnahme in die Glaubens- und Kriegsgemeinschaft, das Abschwören des Teufels, ebenso aber der Feinde Christi und der Deutschen, und die Anerkennung der Christenpflichten voraus. Auch die Anerkennung der Christenpflichten war wichtig, denn dieser Ausdruck umfaßte bezeichnenderweise geistlichen und weltlichen Gehorsam, Zehnten und Heeresfolge, mit einem Worte die Hoheitsrechte der Deutschen. War die Taufe im gewissen Sinne äußerlich, so war sie zugleich im gewissen Sinne aufrichtig. In einer Zeit des primitiven Bewußtseins und der lebensfähigen Symbole, welche durch die ihnen innewohnende Feierlichkeit auch unverständlich die Menschen beherrschten, blieb die Taufe das wertvolle Symbol des Friedens und der Freundschaft, und es war kein schlechtes Charakteristikum des deutschen Bündnisses, wenn die Taufe sein Unterpfand war, kein unwürdiger Inhalt der Taufe, wenn sie den Frieden brachte. Hierdurch

unterschieden sich die Deutschen aufs vorteilhafteste von Dänen und Russen, denn die Taufe der Dänen war kein Bündnis, das Bündnis der Russen aber kannte keine Taufe. Weder Dänen noch Russen waren fähig, mit dem Siege den Schutz und die Herrschaft zu verbinden.

Wie jede Herrschaft von einer Fürsorge unzertrennlich ist, so brachte das Joch Christi den Heiden die Seelsorge. Über das Land hin spann sich ein Netz von Kirchen und Pfarreien, nicht viel weiter als eine Tagesreise voneinander liegend. Vertrauensvoll hausten und schalteten die Priester unter ihren neugewonnenen Brüdern und wiesen ihnen die Glückseligkeit des ewigen Lebens ohne Unterlaß. Sie brachten die Gnadenmittel, den fremden Zauber des großen Christengottes, aber sie brachten auch die Pfarrlasten und die strengen Satzungen des kanonischen Rechtes, von denen die Gebräuche der Einwohner bis zur Vielweiberei verschieden waren. Es gehörte ein tiefes Verständnis für die Bedürfnisse der Zeit und des Ortes dazu, um dieses Gesetz so zu handhaben, daß es Art und Lebensgewohnheit der Neubekehrten den Formen des Christentums annäherte, ohne ihren Haß zu erwecken, daß es verbindend wirkte und nicht zerstörend. Viel Eifer und viel Geduld zugleich erforderte eine Seelsorge — gemäß den Umständen, wie sie vom Stuhl Petri gefordert wurde, eine Seelsorge, deren Kern nicht die Erfüllung der Regeln, sondern die Einwirkung auf die fremdartige Gemeinde bildete. Die Last Jesu sollte eine sanfte Last sein und der Schwerpunkt der Seelsorge lag in der Veröhnung, in der vermittelnden Stellung der Priester zwischen Siegern und Besiegten. Dem Stamm der Eroberer entsprossen und Würde und Recht des Siegers während, blieb dennoch der Seelsorger nicht nur Lenker und Richter seiner Gemeinde, sondern wurde der Genosse der Beherrschten. Er ist der geeignete Unterhändler in den Streitigkeiten der Deutschen und Eingeborenen, er ist der Schutz der Seinen vor Unrecht und Willkür und ihr Gefährte im Mißgeschick des Krieges und den Schrecken der Plünderung. In Metsepole rief der Priester Gottfried bei nächtlichem Überfall die Männer zu den Waffen, er gürtete seinen Harnisch um und verfolgte die Feinde, wie ein Riese, der seine Schafe dem Rachen der Wölfe entreißen will. Ihm glich der Priester auf Burg Beverin, der, den Angriff der Esten verachtend, von der Burg herab mit lautem Sange den Herrn anrief, während die anderen kämpften; ihm glich Johannes Stryk in Kubesele, der im Lärm des Plünderns die Messe las, und viele. Es waren Hirten, die ihre Schafe liebten, in ihrer Art.

In Haß und Leidenschaft, in Verrat und Mord war das Reich der Jungfrau Maria geboren und gewachsen, ein größeres geschichtliches Wunder, als die Errichtung des preussischen Ordensstaates. Denn nicht wie dort hatte ein Stamm den andern verdrängt, son-

dern aus Siegern und Besiegten war ein Ganzes geworden, das geschlossen nach außen dastand. Der Kampf hatte den Haß gebunden, und nur die zuletzt Besiegten grollten, aber auch sie empfanden die Wohltat der Einigung. Das Land ruhte. „Und es kamen die Esten aus ihren Burgen und bauten ihre abgebrannten Dörfer von neuem und ihre Kirchen, und auch die Liven und Letten traten aus den Verstecken der Wälder, darin sie schon viele Jahre zur Kriegszeit versteckt gelegen, und kehrte ein jeglicher heim in sein Dorf und zu seinen Aekern und pflügte und säten in großer Sicherheit, welche sie vierzig Jahre zuvor nicht gehabt hatten.“

Es ist ein hohes Gut, in Frieden seinen Acker zu bauen; durch die Gabe dieses Friedens hatten die Deutschen ihr Bürgerrecht im Lande erworben, das Recht, dem Wohle der neuen Heimat ihre Kräfte zu weihen, sagen wir das Recht.

Herzog Jakob von Kurland

Von Theodor Schiemann*)

Theodor Schiemann, geboren 1847 in Grobin in Kurland, Professor der osteuropäischen Geschichte und Geheimer Regierungsrat in Berlin.

*) Th. Schiemann: Historische Darstellungen und archivalische Studien. Hamburg und Mitau, Behre. 1886.

Die glänzendste Erscheinung in der Reihe der kurländischen Herzoge ist Herzog Jakob, ein Mann, der wohl berufen gewesen wäre, unter größeren Verhältnissen ein Volk zu Ruhm und Gesittung zu führen.

Seine Regierung bezeichnet den Höhepunkt der Geschichte Kurlands. Die durch Gotthard Kettler begründete Dynastie der Herzoge von Kurland hat früh danach gestrebt, sich durch Verbindung mit den Fürstenthäusern Deutschlands, über die ihr ursprünglich ebenbürtigen Adelsgeschlechter des Landes zu erheben. Durch Verschwägerung mit den Häusern Mecklenburg, Brandenburg und Pommern waren verwandtschaftliche Bande geknüpft, welche die politische Stellung des neuen Herzogtums sichern sollten. Aber die Stürme des 17. Jahrhunderts schienen die Existenz desselben wieder in Frage zu stellen.

Aber die Jugend Herzog Jakobs ist nur wenig mit Sicherheit festzustellen. Seine Mutter war gleich nach seiner Geburt gestorben und der sechsjährige Knabe dem Vater ins Exil gefolgt. 1622 bezog er die Universität Moskau. Herzog Friedrich verpflichtete sich 4000 fl. jährlich zu seiner Erziehung beizusteuern und nahm ihn später an Kindesstatt an. Namentlich innig scheint sein Verhältnis zu Elisabeth Magdalena, der Gemahlin Friedrichs, gewesen zu sein. Dann folgten Bildungsreisen in Frankreich, Italien und Deutschland und ein, wie es scheint, längerer Aufenthalt am brandenburgischen Hofe. Erst seit 1639 finden

wir ihn dauernd in Kurland. Die Regierung konnte Jakob jedoch nicht ohne allerlei Weiterungen antreten. Eine polnische Einführungscommission berief die kurländischen Stände nach Mitau, hörte ihre Beschwerden an und vermochte den Herzog, dieselben unter nicht geringen Opfern zu beseitigen, da Ritter und Landschaft sich erst danach, am 27. November 1642, dazu bequerten, den Huldigungseid zu leisten. Nun war Jakob zwar unbestrittener Herr in seinem Lande, aber trostlos genug sah es in demselben aus. Auch hier war, wie in Preußen beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms, das Land zertreten und zermalmt, auch hier wollte man Frieden um jeden Preis, auch hier haderten die Stände und griffen polnische Parteiverhältnisse lähmend in jede kräftige Lebensäußerung ein. Dazu kam noch, daß Kurland noch ungleich mehr als Preußen unlösbar mit Polen verwachsen schien. Es fehlte die Verbindung mit dem deutschen Reiche, das einen Stützpunkt bei einer geplanten Absonderung von Polen hätte gewähren können, und der undeutsche Bauerstand machte die Entwicklung einer kurländischen Kriegsmacht zur Unmöglichkeit. Nach den Anschauungen der Zeit gab nur der deutsche Name hier das Recht, Waffen zu tragen und der Rosßdienst des Adels war durch Privilegien und Verträge auf nur 200 Mann festgestellt. Daß aber der Herzog selbst nicht zu viel Truppen halte, dafür sorgte die polnische Eifersucht, die zu Wilhelms Zeiten sogar so weit gegangen war, dem Herzoge das Halten von mehr als 60 Soldaten zu verbieten. Diese Verhältnisse sind es gewesen, die Jakob nötigten, eine Politik der Neutralität und des Friedens um jeden Preis zu verfolgen und für seinen Unternehmungssinn auf anderen Gebieten das Feld zu suchen. So ist er denn bestrebt gewesen, seinem Lande möglichst bald Ruhe zu schaffen. Die polnisch-schwedischen Truppendurchzüge, welche der Ausgang des 30jährigen Krieges brachte, ließen sich nicht abwehren, aber schon 1647 erwirkte Jakob von Königin Christine die Zusicherung beständiger Neutralität und durch Vermählung mit Luise Charlotte, der Schwester des großen Kurfürsten, 1636, war es ihm gelungen, eine so einflußreiche Stellung zu gewinnen, daß namentlich unter seiner Vermittelung der Friedenskongreß zu Lübeck zwischen Polen und Schweden betrieben wurde. Welchen Wert man damals in Schweden auf seine Freundschaft legte, läßt sich daraus ersehen, daß Christina im Jahre 1648 ihm und seiner Gemahlin das Herzogtum Jägerndorf zum Patenpfennig schenkte. Die Schenkung ließ sich jedoch nicht realisieren, da sie im Widerspruch mit den Bestimmungen des westfälischen Friedens stand und der große Kurfürst auf das allerentschiedenste jede Mitwirkung zu dieser Erwerbung verweigerte. So mußte Jakob, der irrthümlich gehofft hatte, auf diesem Wege Reichsstand werden zu können, den Plan fallen lassen. Dagegen ge-

lang es ihm, König Kasimir von Polen, den früheren Prätendenten auf Kurland, umzustimmen. Er stellte ihm 1000 Mann geworbener Truppen zum Kosakenkriege und gewann dafür in dem 1654 ausbrechenden russischen Kriege die Neutralität. Von dieser Seite gesichert, wurde seine Position um so schwieriger, als 1654 Königin Christine abdankte und ein so rücksichtsloser Herrscher wie Karl X. Gustav den schwedischen Thron bestieg. Fest entschlossen, sich zum Herrn der Ostsee „der Mutter aller Kommerzien“ zu machen, wollte er zunächst Polen zur definitiven Abtretung Livlands zwingen. Von dort bis nach Dänemark hin sollte ein Kranz schwedischer Vasallenstaaten das baltische Meer umgeben. Es scheint von vornherein in seinen Absichten gelegen zu haben, das kleine, aber durch den gewaltigen Aufschwung seiner Marine wichtige Herzogtum Kurland sich lehnspflichtig zu machen. Finden wir doch gerade um diese Zeit auf den kurländischen Schiffswerften besonders rege Tätigkeit, sodaß sich Jakob erbieten konnte, dem Papste Innocenz X. eine Kriegsflotte von nicht weniger als 40 Schiffen zu einem nicht näher bezeichneten Unternehmen gegen gehörige Vergütung zur Verfügung zu stellen. Jakob suchte nun von Schweden einen Neutralitätsvertrag zu erlangen. Polen gab seine Genehmigung, Karl Gustav aber hielt ihn hin und erst 1656 wurde ein Vertrag abgeschlossen, demzufolge Polen und Schweden freien Durchzug durch das neutrale Kurland haben sollten. Man bewunderte damals allgemein die geschickte Politik des Herzogs. In Wirklichkeit war der Erfolg nur ein scheinbarer. Jakob hatte die Mittel nicht, sich vor einer Gewalttat zu schützen, da die polnisch-schwedische Eifersucht ihm, der in aller Herren Länder für andere Potentaten Truppen warb und großartige Waffenfabriken im eigenen Lande hatte, nicht gestattete, in Kurland mehr an Truppen zu konzentrieren, als zur allernotdürftigsten Besetzung der wenigen festen Punkte erforderlich war. Als nach der Schlacht bei Warschau Karl Gustav mit der direkten Aufforderung an den Herzog herantrat, dem Beispiel Friedrich Wilhelms folgend, Kurland von ihm zu Lehen zu nehmen, lehnte Jakob ab und ersuchte um Erneuerung der Neutralitätsverträge. Die Bitte wurde nicht geradezu abgelehnt, aber das Land hatte schwer unter der Kriegsnot zu leiden. Graf Löwenhaupt rückte 1656 in Kurland ein. Goldingen ward ausgeplündert, willkürliche Erhebungen an Proviant und Mannschaft erfolgten und auch polnischerseits konnte man nur wenig Schonung. Das Schlimmste aber stand noch bevor. Als Dänemark, der Kaiser, Rußland und Polen sich gegen Schweden zusammensetzten, der große Kurfürst im Verträge zu Wehlau von Schweden abfiel, glaubte Karl Gustav keinerlei Rücksichten mehr nehmen zu müssen. Während der kurländische Gesandte G. von Fircks in Schweden über den Abschluß einer perpetuellen Neu-

tralität verhandelte und scheinbar beruhigende Versicherungen erhielt, war der schwedische Feldmarschall, Graf Douglas, instruiert und beordert worden, sich des Herzogs und seiner Lande zu bemächtigen. Karl Gustav hat später erklärt, Jakob habe die Neutralität nicht unparteiisch gewahrt, namentlich aber seine Gemahlin auf einer Zusammenkunft zu Königsberg den Kurfürsten, ihren Bruder, zum Abfall von Schweden getrieben. Wie dem auch sein mag, Douglas hat seinen Auftrag mit einer unerhörten Perfidie ausgeführt. Im August 1658 überschreitet er unter den friedlichsten Versicherungen die kurländische Grenze, am 19. September schließt er einen feierlichen Vertrag, in welchem er Sicherheit „vor allen feindlichen Attentaten“ verspricht, und am 30. September überfällt er den Herzog in seiner Residenz Mitau, nimmt ihn mit seiner Familie gefangen und führt ihn gewaltsam erst nach Riga, darauf, um etwaigen Befreiungsversuchen vorzubeugen, nach Zwangorod, an die äußerste Grenze des schwedischen Estland. Es folgten für Kurland schlimme Zeiten, das ganze Land fiel in die Hand der Schweden, die mit Polen und Brandenburg um den Besitz desselben rangen, und erst der Friede von Oliva brachte Erlösung. Friedrich Wilhelm hatte seiner Schwester „bei seinem fürstlichen Wort“ versprochen, nicht Frieden zu schließen, ehe Kurland ihrem Hause wieder erstattet sei. Er hielt Wort und nach zweijährigem Exil am 8. Juli 1660 konnte Jakob in sein ruiniertes Land wieder zurückkehren. Die Festigkeit des großen Kurfürsten, die mächtige Fürsprache Ludwigs XIV. und nicht zum kleinsten Teil die Geschicklichkeit des herzoglichen Kanzlers Fölkersahmb entschieden schließlich zu Jakobs Gunsten. In den politischen Verhältnissen Europas hatte das Sinken der Schwedenmacht nach dem im Februar 1660 erfolgten Tode Karl Gustavs eine günstige Wendung hervorgebracht. Auch vermochten die rasch einander ablösenden Herrscher auf dem polnischen Throne: Johann Kasimir, Michael und Johann III. den Plänen des klugen Herzogs nicht entgegenzutreten. Man ließ ihn im ganzen unbeengt seines Weges gehen. So gelang es ihm trotz lebhafter Gegenwirkung von Seiten der katholischen Geistlichkeit, durch die sogenannte Wiltenische Transaktion, dies Stift wieder mit Kurland zu verbinden und im Jahre 1680 auch vom polnischen Reichstage die Bestätigungen aller früheren Einigungen zu erlangen. Man war von katholischer Seite um so mehr gegen den Herzog erbittert, als seine oben erwähnten Beziehungen zum päpstlichen Thron die Hoffnung auf seinen Übertritt zur römischen Kirche genährt hatten. Nach dem Frieden von Oliva trat freilich klar zu Tage, daß daran nicht zu denken sei. Die Idee wurde aber von römischer Seite nicht aufgegeben, und als der älteste Sohn des Herzogs, Friedrich Kasimir, sich 1669 in Frankreich aufhielt, traten Konversionsversuche so energisch an ihn heran, daß

der große Kurfürst sich veranlaßt sah, seiner Schwester, der Herzogin Luise Charlotte, darüber zu schreiben, sie möge ihren Sohn aus Frankreich zurückkommen lassen, „da ich gewisse Nachrichten habe, daß er zu der katholischen Kirche inkliniert.“ Das geschah denn auch, und als bald darauf bekannt wurde, daß die Generalstaaten und der Prinz von Oranien wegen Vermählung mit einer kurländischen Prinzessin verhandelten, erfolgte ein förmlicher Protest des päpstlichen Nuntius gegen die Investierung Herzog Jakobs mit den Bistümern Kurland und Wilten. Das Heiratsprojekt zerschlug sich und der päpstliche Protest blieb ohne Wirkung, wohl aber trat nun Jakob in enge Beziehungen zu den Niederlanden. Er ist darin der Politik gefolgt, die gleichzeitig der große Kurfürst verfolgte, wie denn überhaupt beide Herrscher, soweit es die verschiedene politische Stellung ihrer Staaten erlaubte, seit 1660 denselben Weg gehen. Jakob hatte, seit ihn sein Oheim Herzog Friedrich am Regiment teilnehmen ließ, zu den Mächten des Westens in möglichst nahe Beziehungen zu treten gestrebt. Die alte Freundschaft zwischen den Stuarts und den Herzögen von Kurland war aufrecht erhalten worden. Während Karl I. mit dem Parlamente in Krieg lag, hatte Jakob ihn mit allerlei Kriegsmaterial unterstützt. Später machte die Königin Henriette von Frankreich aus die Vermittlerin. Nach der Hinrichtung Karls unterstützte Jakob in derselben Weise den Prätendenten und späteren König Karl II., der z. B. im Jahre 1650 den Empfang von 6 Schiffen bezeugt und um die schleunige Ausrüstung von weiteren 3 Kriegsschiffen bittet. Wir erinnern hier daran, daß auch der große Kurfürst ein entschiedener Gönner der vertriebenen Stuarts gewesen ist und daß die Allianz, die 1660 zwischen ihm und Karl II. geschlossen wurde, notwendig auch Kurland zugute kommen mußte. Diesen Dingen hatte Jakob zu danken, daß er von englischer wie von holländischer Seite in den Frieden von Breda mit eingeschlossen wurde. In ähnlicher Weise hatte sich Jakob während des Krieges der Fronde und während des spanischen Krieges um Frankreich verdient gemacht. Die darauf basierten guten Beziehungen zwischen Frankreich und Kurland wurden vorübergehend unterbrochen, als es zum französisch-holländischen Kriege kam. Herzog Jakob schloß 1672 eine Kapitulation mit den Generalstaaten ab, derzufolge er sich verpflichtete, ein Regiment Reiter und ein Regiment Dragoner unter Anführung des Prinzen Friedrich Kasimir ins Feld zu stellen. In nicht unwesentlicher Weise haben sich die kurländischen Truppen am Kriege beteiligt. Sie waren es, welche die Münsterischen Truppen aus der Dylerschanze warfen und Ostfriesland säuberten, und Friedrich Kasimir blieb im Felde, auch nachdem der Kurfürst den Frieden von Bressen geschlossen hatte. Erst der Regierungsantritt Johann Sobieskis nötigte ihn heimzukehren. Als dann später Frankreich sich

durch Wegnahme kurländischer Schiffe rächte, desavouierte der Herzog seinen Sohn Ludwig XIV. und Karl II. gegenüber, erreichte aber trotz all seiner Bemühungen die gewünschte Entschädigung an Geld oder Land nicht. Die schlimmen Beziehungen zwischen Brandenburg und Frankreich mochten dazu beitragen. Ueberhaupt hat die Stellung Jakobs zu seinem großen Schwager für Kurland auch manchen Schaden zur Folge gehabt. Kurland war die Heerstraße von Livland nach Preußen, welche sowohl Schweden als Brandenburg, wo nötig, benutzten. So gereichte der schwedische Durchzug im Jahre 1678 dem Herzogtum zu nicht geringem Abbruch. Sehr bedeutende Vorteile wußte Jakob seinem Lande durch seine großartigen merkantilen und industriellen Unternehmungen zu schaffen. Gleich zu Anfang seiner Regierung hat er mit fast allen seefahrenden Mächten Handelsverträge geschlossen. In England bot die ausstehende Rente Herzog Wilhelm den äußeren Anlaß, Handelsvorteile zu erringen. Mit Frankreich schloß er 1643 einen Vertrag, der ihm neben freier Schifffahrt sogar gestattete, in Frankreich Grundbesitz zu erwerben. Von Dänemark hatte er Eisenwerke in Norwegen gekauft, von Schweden Güter in Pommern. In Holland hatte er seit 1641 ständige Agenten für die Seehandlung, mit Spanien verhandelte er um die Erwerbung der Insel Trinidad, in Italien hatte er mit Venedig und dem Papste Handelsverbindungen angeknüpft. Am bekanntesten sind seine Kolonien in Amerika und Afrika. Hier hatte er von einem einheimischen Könige Besitzungen in Gambia und die St. Andreasinsel erworben, in Amerika vom Grafen Warwik die Insel Tabago gekauft. Im Jahre 1654 besetzten jedoch holländische Kaufleute einen Teil der Insel, und als 1658 Jakob in schwedische Gefangenschaft geriet, überrumpelten sie das in Tabago errichtete kurländische Fort und machten sich zu Herren der Insel. 1659 besetzten sie auch Gambia, lieferten es jedoch im folgenden Jahr den Kurländern wieder aus. Die zeitweilige Bewältigung dieser Besitzung durch die Holländer wurde aber 1661 von den Engländern zum Vorwande genommen, sich ihrer zu bemächtigen. Drei Jahre darauf, am 17. November 1664, trat Jakob die gambischen Besitzungen definitiv an England ab und erhielt dafür Tabago unter englischem Protektorat zurück. Der Vertrag brachte jedoch dem Herzog mehr Ärger und Sorgen als Nutzen, da er erst 1681 wieder auf sehr kurze Zeit in den Besitz der Insel gelangte. Dagegen wurde die Gambiafariht von ihm, wenn auch mit einigen Unterbrechungen, bis in die achtziger Jahre fortgeführt. Schwunghaft wurde der Walfischfang und zwar in der Nähe von Island vom Herzoge betrieben, der hier wie überall selbst Unternehmer ist. Das gilt auch von seinen industriellen Unternehmungen. Neben der Tapeten-, Papier- und Tuchfabrikation, der Indigofärberei und der Anfertigung von

Glas- und Tonwaren brachte ihm namentlich die Bereitung von Kriegsmaterial jeder Art reichen Ertrag. In Angern, Lutringen, Balbohn und Schründen waren seine Eisenraffinerien, in Luckum, Eichendorf und Schloß Kupferhämmer und Messingwerke. Überall an geeigneten Orten waren Kohlen- und Aschenbrennereien, letztere zur Versorgung seiner Glashütten angelegt. In Windau und Goldingen wurde der Schiffsbau in größtem Maßstabe gepflegt, und der Herzog konnte sich mit Recht rühmen, daß seine Schiffe die Erzeugnisse seiner Fabriken in alle Welt verführten. Raslos verfolgte er selbst die jeweiligen Konjunkturen des Weltmarktes, ohne dabei die Hebung der Landwirtschaft in seinen reichen Domänen zu vernachlässigen. So hat er durch Fleiß und Unternehmungssinn in Kurland einen vorher und nachher unerhörten Wohlstand hervorgerufen, der das kleine Land zu einer bedeutenden Rolle für die Zukunft zu bestimmen schien. Mitunter gehen seine Pläne in das Phantastische, aber bewunderungswert ist die Zähigkeit, mit welcher er einmal gefaßte Entschlüsse bis ans Ende verfolgt. Seine Regierungstätigkeit ist die eines sorgsamem, umsichtigen Hausvaters, der seinen Erben für kommende böse Tage sein Haus wohlgeordnet und befestigt hinterlassen will. Er hat seinem Nachfolger gute Beziehungen zu allen Staaten Europas verschafft. Sein Schatz war gefüllt, das Land in blühendem Zustande, der Eigenwille des stolzen kurländischen Adels während der 43jährigen Regierung des alten Herzogs, wie es schien, geschwunden. Gelang es seinem Nachfolger, mit diesem Material eine Kriegsmacht sich zu erringen, so konnte Kurland der Zukunft vertrauend entgegenblicken. Als aber Jakob am Neujahrstage 1682 starb, hinterließ er in Friedrich Kasimir einen Nachfolger, der in äußerem Prunk, nicht in politischer Bedeutung seine Befriedigung fand und rasch verschwendete, was die sparsame Regierung Jakobs eingebracht hatte. Da Friedrich Kasimir zu allem Unglück kurz vor Ausbruch des nordischen Krieges mit Hinterlassung eines unmündigen Sohnes starb, brausten die Stürme des 18. Jahrhunderts über ein fast wehrloses Land her. Es konnte nur eine Frage der Zeit sein, wann es seinen Nachbarn zur Beute fallen werde.

Jakob Michael Reinhold Lenz

Von Bruno Goetz

„Ich bin ihr wahrer Jakob nicht und auch ihr deutscher Michel nicht, so rein und hold nicht wie der Lenz, ich: Jakob Michel Reinhold Lenz.“

Als ein Fremder ist Lenz durch das Leben gegangen. Fremd war er seinen Landsleuten. Fremd blieb er seinen Freunden in Deutschland, auch seinem besten Freunde, Goethe. Fremd den gleichgültigen und stumpf-

fen Menschen, unter denen er seine letzten traurigen Jahre in Moskau verbrachte. Wer die Gründe dieser Fremdheit erkannt hat, wird leichter einen Zugang zum Kern seiner Persönlichkeit finden.

Uns Heutigen ist er gerade in dem verwandt, was ihn seinen Zeitgenossen als fremd erscheinen ließ. Manches an seinem Werk hat für uns nur noch eine literarhistorische Bedeutung — Anderes aber scheint erst heute, erst für uns geschrieben zu sein. Es ist unendlich vielfältiger, vieldeutiger, nervöser und skeptischer, als alle gleichzeitig entstandenen Dichtungen seiner Zeitgenossen. Es ist viel bewußter, viel gespiegelter. Selbst der junge Goethe erscheint ihm gegenüber fast kindlich, fast naiv.

Daß er bei seiner Veranlagung seinen Landsleuten ein Fremder blieb, ist nicht weiter verwunderlich. Menschen seiner Art vereinsamten in den baltischen Provinzen zu jener Zeit sehr leicht, weil der Lebenswille der Gesamtheit andere Wege ging. Die baltischen Provinzen sind die älteste deutsche Kolonie. Härte und abenteuerlustige, beherzte und eigenwillige Naturen hatten das Land erobert und es zu einem Bollwerk deutscher Art und deutschen Machtwillens umgeschaffen und sich dort herrisch und unbeugsam behauptet, trotz ihrer Abgeschiedenheit vom deutschen Mutterlande, trotz wechselnder äußerlicher Zugehörigkeit zu fremden Staatswesen. Ihre Aufgabe und ihr Schicksal verschmolz sie zu einer Einheit, zu einem selbständigen, organischen Gebilde. Ihr Erleben und Wollen hatte immer bestimmter einen tätigen, im Leben sich unmittelbar auswirkenden Geist in ihnen entwickelt. Sie standen immer gleichsam auf Vorposten. Für Spiegelung und Widerspiegelung, die die Seele aller Kunst ist, hatten sie wenig Zeit gehabt. Kunst hatte ihnen meist nur Schmuck, Unterhaltung, Erholung, Ausspannung bedeutet, nicht tiefsten, erregendsten Lebensinhalt. Ihre Ziele lagen auf einem anderen Gebiet. Erst in neuerer Zeit hat sich das gewandelt. Damals, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, mußte aber ein Mensch wie Lenz ihnen absolut fremd erscheinen, ebenso wie sie ihm fremd erschienen.

Große Kunst verlangt einen großen geschichtlichen Hintergrund, sie erstickt, wenn sie nicht in einer geistigen Gemeinschaft einen Widerhall findet. Lenz mußte seine Heimat verlassen, um atmen zu können, er mußte in nähere, innigere, unmittelbare Berührung mit dem geistigen Leben Deutschlands kommen, um sich entfalten zu können. Sein Schicksal ist: daß er auch denen, die er als zu sich gehörig erkannte, daß er auch dem geistigen Deutschland seiner Zeit ein Fremder blieb. Und zwar, weil er im tiefsten Kern ein Balte war. Denn die Art seiner Geistigkeit, so unverwandt sie zunächst dem Baltentum auch erscheinen mag, war letzten Grundes nur eine andere, gesteigerte, verfeinerte, sublimierte Form baltischen Wesens.

Die Balten sind kein Volksstamm. Sondern ein deutscher Herrenstand. Sie entstammen zwar deutschem Boden und deutschem Volk, können sich aber in ihrer Wahlheimat nicht auf eine Unterbevölkerung stützen, die ihnen neues Blut zuführt. Sie herrschen über ein fremdes Volk, mit dem sie sich nicht vermischen. Nicht vom Blute — vom Geiste ihrer Aufgabe, ihrer Sendung kommt ihnen die Kraft zur Selbsterneuerung. Sie sind herrischer, bewußter, härter, Kühler als die anderen Deutschen. Ihre ihnen durch die Geschehnisse aufgezwungene Beschränkung auf Scholle und engste Heimat hat ihren Blick auch für das Kleine und Kleinste unendlich geschärft, hat, neben ihrer Härte und Kühle nach außen hin, eine nervöse Reizbarkeit und Verwundbarkeit des Gefühls, ein gesteigertes Gemütsleben, eine starke innere Leidenschaftlichkeit und zugleich auch eine Neigung zum Spielerischen, Grotesken, Seltsamen in ihnen hervorgerufen, eine Hellsichtigkeit für merkwürdige, verborgene Zusammenhänge und Beziehungen, die sie in manchem den Skandinaven verwandt erscheinen läßt. Man denke sich alle diese Eigenschaften, die sich bei der großen Mehrzahl der Balten in ihrem unmittelbaren Erleben und Wirken kund taten, ins Geistige und Künstlerische gedeutet — und Lenz steht vor einem.

Es ist auf den ersten Blick klar, was ihn mit dem „Sturm und Drang“ der deutschen Literatur verband, und was ihn von ihm trennte. Gleich den andern ging sein Streben auf eine unwalzende Erneuerung der Dichtkunst, auf eine Zerstören alter, überkommener, abgelebter Gesetze, auf ein Neuschaffen in neuen, dem Wesen des Darzustellenden entsprungenen künstlerischen Formen. Aber während die andern sich meist nur kraftgenialisch austobten, und hemmungslos und wahllos sich in ungeheuerlichen und formlosen Werken ergossen, während selbst Goethes Werther in manchem von einer unerträglichen, ungeistigen Gefühlseligkeit erfüllt ist, künden sich in Lenzens Dichtungen Ansätze zu einem vollkommen neuen Stile an. Dieser neue Stil scheint seinen Zeitgenossen etwas so Fremdes gewesen zu sein, daß sie ihn kaum bemerkten, oder wenn sie ihn herausfühlten, nur als eine Absonderlichkeit, eine Wunderlichkeit gelten ließen. Erst Dichter unserer Zeit haben wieder an diesen Stil angeknüpft. Man halte die Dramen Strindbergs, Wedekinds, Eulenberg, Sternheims mit Dramen Lenzens zusammen, und man wird sofort die innere Verwandtschaft ihres Stilgefühls mit dem Lenzens empfinden. Man denke an Strindbergs scheinbar naturalistischen, in Wahrheit aber „unterirdischen“ Dialog: seine Personen sprechen nicht aus, was sie in der Wirklichkeit sprechen würden, sie sprechen das aus, was sie im Leben verschweigen und durch ihre Worte verdecken. Man denke an Wedekinds Dialog: die Personen sprechen aneinander vorbei, — der eine stellt eine Frage,

auf die der andere nicht antwortet, seine Antwort bezieht sich auf die unausgesprochene Frage, die der ausgesprochenen zugrunde lag. Man denke an Eulenberg's Dialog: Frage und Antwort werden zu einem grotesk pathetischen artistischen Spiel, dem wilde Leidenschaft zugrunde liegt, die nur in seltenen Augenblicken jäh und unvermittelt, zerstörend und befruchtend hervorbricht.

Was allein bei Strindberg zu organischer Form geworden ist, was bei Bedekind und Eulenberg vielfach noch erzwungen und gewollt wirkt, was bei Sternheim nicht überzeugt, weil es nur aus dem Hirn, nicht aus dem Herzen kommt — in Lenzen's Werk ist das alles schon angedeutet, ist das alles schon im Keime enthalten. In seinem „Pandaemonium germanicum“ hat er eine Meisterschaft des Stils, eine fast schon unheimliche Hellsichtigkeit erreicht, die nur noch in Strindberg's wundervollem ungeheurem „Traumspiel“ ein Gegenstück findet.

Mit diesen — bewußten oder unbewußten — Stilbemühungen, die sich mit der ganzen Art seiner Geistigkeit im Zusammenhang befinden, stand er allein da. Er fand keinen Widerhall und ging an diesem Alleinsein zugrunde. Sein Hang zum Spielerischen, Nervösen, seine Vorliebe für gespenstisches Durcheinandervirbeln seltsamer und grotesker Schicksale trat immer schärfer hervor — nicht nur in seinen Werken, auch in seinem Leben. Er begann mit den Menschen, die ihn umgaben, zu spielen, wie man mit Schachfiguren spielt. Und entfremdete sie sich dadurch so sehr, daß er sich auch äußerlich von ihnen loslöste. Ein unftetes Wanderleben hub an. Wahnsinn brach aus. Und als er geheilt war, war vom großen Dichter Lenz nichts übrig geblieben, als eine Ruine. Den Rest seines Lebens verbrachte er, verachtet und verbittert, teils untätig in seiner Heimat, teils als Hauslehrer in Moskau, wo er 1792 starb. Er war ein zu früh Gekommener, der Fernstes vorausgeahnt und vorausgesagt hat. Wir Jungen grüßen ihn mit Dankbarkeit und Ehrfurcht als unseren Ahnherrn.

* * *

Gedichte von J. M. R. Lenz

Schrieb ich vielleicht mir nicht zum Ruhme,
So denkt, sein Schicksal traf ihn hart:
Er blühte noch, als seine Blume
Von einem Blitz getroffen ward.
Sie senkte tief die blassen Wangen,
Und Himmelstropfen haben sich
Seither den Blättern angehangen,
Das denkt — und dann bedauert mich.

Ich kann aufs höchste doch nur lächeln,
Mit trüben Augen nur mich freun.
Mein Atem klagt, mein letztes Röcheln
Wird auch noch eine Klage sein.

Wem unter Jünglingen und Schönen
Ich ohne meine Schuld mißfiel,
Der denk: Er spielt die letzten Szenen
Von einem frühen Trauerspiel.

* * *

Ach ihr Wünsche junger Jahre
Seid zu gut für diese Welt!
Unsre schönste Blüte fällt,
Unser bester Teil gesellt
Lange vor uns sich zur Bahre.

Ach ihr Wünsche junger Jahre
Seid zu gut für diese Welt!
Als mich die Menschen noch nicht kannten,
Die Engel nur mich handeln sahn,
Und wenn ichs ihnen recht getan,
Mich lispelnd ihre Schwester nannten —

Ach ihr Wünsche junger Jahre
Seid zu gut für diese Welt!
Unsre schönste Blüte fällt,
Unser bester Teil gesellt
Lange vor uns sich zur Bahre!

* * *

An den Geist!

O Geist, Geist, der du in mir lebst,
Woher kamst du, daß du so eilst?
O verzeuch noch himmlischer Geist!
Deine Hülle vermag's nicht —
Al' ihre Bande zittern,
Komm' nicht weiter empor!
Sei nur getrost, bald bist du frei,
Bald wird dir's gelungen sein, Grausamer.
Bald hast du dein steinern, nordisch,
Treues Haus über dem Kopfe dir zertrümmert.
Ach, da flehst du wie Simson und wirfst,
Wirfst — strebst, — wirfst's über'n Hauser
Weh uns allen, schone noch, schone!
Dieser treuen Hülle Trümmer,
Möchten sich sonst unter dich begraben.

Sieh, noch hält sie mit schmeichelnden Bai
Dich zurück, verspricht dir reine,
Tausend reine Himmelsfreuden
Zur Belohnung für deine Müh.
Schone noch, Grausamer, Undankbarer,
Kehre zurück, hefte ihre Gelenke
Wieder mit zarter Selbstlieb' zusammen,
Denn Gott selber baute sie dir
Klein und gebrechlich, wie sie da ist.
Wenn sie ausgedauert, dann breche sie.
Erst wenn der Baum gesaftet, geblüht,
Früchte mehrjährig getragen, verdorret,
Gehe sein Keim in's ewige Leben!
Aber jetzt, heilige, himmlische Flamme,
Jetzt — Erbarmen! — verzehr ihn noch nicht.

Karl Ernst von Baer

Von J. von Uerküll.

Jakob Baron Uerküll, geboren 1864 in Estland, Naturforscher (Biologe), Privatgelehrter in Heidelberg.

Von Karl Ernst von Baer besitzen wir eine umfangreiche Selbstbiographie, die er im Jahre 1864 als Zweundsiebzigjähriger im Auftrage der Estländischen Ritterschaft herausgab. Die Ritterschaft glaubte ihr berühmtes Mitglied nicht würdiger ehren zu können als durch die Aufforderung, sein Leben zu beschreiben und das Werk auf öffentliche Kosten drucken zu lassen.

Gewiß sind in diesem Buche alle wichtigen Wendepunkte in Baers Leben wiedergegeben — aber das, was uns an dem großen Naturforscher eigentlich interessiert, kann man nur zwischen den Zeilen lesen. Und vieles, was notwendig zum Verständnis gehört, steht gar nicht darin, weil es für die Leser seiner Heimat selbstverständlich ist.

Diese Heimat — Estland, die auch die meine ist, ist aber sehr abweichend von dem, was dem Mitteleuropäer unter dem Begriff Heimat geläufig ist, und hat seine Entwicklung wesentlich beeinflusst.

Mehr als auf jeden anderen, den der Kreislauf der Geschäfte oder Genüsse in die alles nivellierende europäische Zivilisation hineinzieht, wirkt die Heimat auf den Naturforscher bestimmend ein, weil sie es ist, die ihm über die Stellung des Menschen zur Natur die erste Anschauung liefert und seinem Denken die ersten Wege weist.

Was findet der Bewohner des gesegneten Mitteleuropas, wenn er die Stadt verläßt, auf dem Lande anderes als Wege, die Menschen gebaut haben, Felder, die von Menschen gepflügt und beackert werden, Wiesen, die der Mensch mäht und Wälder, die er abholt und neu bepflanzt?

Zwar der Bauer, der noch unmittelbar mit dem Boden ringt und sich um Wind und Wetter sorgt, hat noch eine Ahnung von dem, was Natur ist — der Bürger nicht mehr. Für ihn hat die Natur ihr wahres Gesicht verborgen und Formen angenommen, die der Mensch ihr aufgezwungen. So ist die Natur ein Rad geworden in dem Großbetrieb des modernen Menschendaseins.

Wer nie das freie Meer oder hohe Berge wirklich kennen gelernt hat, dem ist die Natur niemals als ein selbständiges Wesen in ihrer Erhabenheit oder Gewaltigkeit entgegengetreten. Und wer niemals zögernden Fußes den Urwald betreten, weiß nichts von dem tiefen Geheimnis, das die organische Welt durchweht.

Ganz gewiß sind die preussischen Staatswäldungen der Mark, mit all den hunderttausend ganz gleich hohen, ganz gleich kümmerlichen Kiefern, die alle den gleichen schmutzigen Leerkragen an der gleichen Stelle

tragen, nicht dazu angetan, uns einen Eindruck dieses Geheimnisses zu geben.

Zum Glück gibt es noch besonders in Mitteldeutschland außer kanalisiertem Flüssen und Drahtseilbahnen auch wundervolle Wälder, in denen Idylle und Romantik zu Hause sind. Aber Idylle und Romantik sind nicht mehr reine Natur, sie sind nur der idealisierte Ausdruck der Beziehungen des Menschen zur Natur.

In Frankreich fehlt auch dies letzte Bindeglied. Dort ist die Natur fast völlig ausgerottet, bis auf den Süden, wo die Schönheit italienischer Landschaft sich selbst durch Hotels, Kasinos und Autos nicht ganz unterdrücken läßt.

Aber selbst in dem günstigsten Fall, wenn die Natur dem Bewohner Mitteleuropas als etwas Großes entgegentritt, das höher ist als jedes Menschenwerk, wirkt sie dennoch einladend auf ihn ein und bietet ihm einen idealen Wohn- und Tummelplatz für seine Gedanken, in dem das Gemüt Erheiterung und Beruhigung findet.

Ganz anders ist Estland. Dort hat die Natur etwas Fremdes, oft Feindseliges, ja Lückisches und immer Beunruhigendes an sich. Sie besitzt dort weder Schönheit noch Erhabenheit; Romantik und Idylle sind ihr fremd.

In diesem Lande ist die Natur noch stark, ja übermächtig. Ihre Herrschaft über die Gemüter der Menschen spürt man auf Schritt und Tritt. Kein Land ist so voll unheimlicher Gespenstergeschichten wie Estland, die immer einen bedrohlichen Charakter tragen wie die Natur selbst.

Kein Wunder, daß in diesem Lande die Menschen sich enger aneinander schließen als sonstwo in gemeinsamer Sorge, gemeinsamer Freude und gemeinsamer Arbeit. Gemeinsame Arbeit kann aber nur bei gutfunktionierenden Organisationen gedeihen. So sehen wir die Tendenz des estländischen Lebens sehr stark nach dieser Seite hin entwickelt.

Die sozialen Verhältnisse tun das ihre, um diese Tendenz zu stärken. Über der Masse der fremdrassigen und fremdsprachigen bäuerlichen Bevölkerung bildet der deutsche Landadel mit den deutschen Ärzten und Pastoren nur eine dünne Schicht.

Der Erste ist ein fleißiger, nüchterner und sparsamer Bauer, aber durch seine rein materialistische Denkweise von dem Deutschen wie durch eine Kluft getrennt. Der unbeirrbar Nützlichkeitsinn der Esten ist wie überall völlig unfruchtbar. Jeder Ziegel, jeder Nagel ist ein Erzeugnis deutscher Kultur. Von den hohen Kirchen Revals bis zur bewundernswerten agrarischen Gesetzgebung des Landes atmet alles deutschen Geist. Dies Land hat entweder eine deutsche Kultur oder keine.

Der reine Materialismus versagt, sobald größere Forderungen an den einzelnen gestellt werden, und so ist das Estenvolk bei jeder größeren Erregung, die das

Land durchzieht, jedes inneren Haltes bar und der Massensuggestion hilflos preisgegeben.

Gegenüber diesem zu stetem Massendasein verurteilten Volke bildet der deutsche Adel keinen anderen Stand wie in anderen Ländern, ja nicht einmal eine höhere Organisation, sondern er ist die Organisation des Landes überhaupt.

Was wäre der einzelne Landadelmann dem Ansturm der fremden Bauern gegenüber? Ein Nichts — ein Blatt im Winde — ein auf der Wanderung über die endlose Fläche des gefrorenen Meeres Verirrter.

Aber der seit Jahrhunderten gepflegte Gemeinsinn und die ihm entsprungene Organisation hält und muß halten — sonst ist alles verloren.

„Nicht in der Zahl, sondern in der Organisation liegt die lebendige Macht.“ Das ist die unerschütterliche Überzeugung der Deutschen da droben.

Und wenn Karl Ernst von Baer in der organisierenden Macht der Natur das Wesen des Lebens entdeckte, so war das keine fremde Eingebung, sondern er fand in der Natur das wieder, was er als innerste Überzeugung mit all seinen deutschen Landsleuten teilte.

Karl Ernst von Baer wurde am 17. Februar 1792 auf dem Gute Piep in Estland geboren. Seine ersten Lebensjahre verbrachte Baer aber nicht im Elternhause, sondern bei seinem Onkel, dem Bruder des Vaters, dessen Ehe kinderlos geblieben war. Dieser Onkel brachte dem Knaben allerlei Handfertigkeiten bei und führte ihn in die Geheimnisse der Astronomie ein, die eher eine Art Astrologie war. Lesen und Schreiben lernte er nicht.

Diesem Mangel wurde rasch abgeholfen, als Karl Ernst im 8. Lebensjahr in das väterliche Haus zurückkehrte und an dem regelmäßigen Unterricht seiner Geschwister teilnahm. Das Lesen lernte er spielend und erwarb sich zugleich die Fertigkeit, auch aus dem umgekehrt aufgeschlagenen Buche mit derselben Leichtigkeit zu lesen.

Früh entwickelte sich bei ihm eine wahre Leidenschaft zum Botanisieren, mit größter Sorgfalt legte er Herbarien an.

In dem vortrefflichen Gymnasium zu Reval, der altberühmten Ritter- und Domschule, erwarb er sich neben einer Vorliebe fürs Klassische Altertum eine tüchtige Grundlage allgemeiner Bildung, die durch das geistige Leben im Vaterhaus vertieft wurde. Der Vater hatte in Erlangen studiert und nahe Beziehungen zum Hof der Markgrafen von Bayreuth gepflogen. Er hatte auch die Schwester Friedrich des Großen gekannt.

Das Leben im Elternhaus unterschied sich im übrigen nicht wesentlich von dem der Nachbarn. Irdische Güter werden in dem armen Lande nicht gesammelt und die Kinder müssen lernen, auf eigenen Füßen zu stehen.

So sollte denn Karl Ernst Arzt werden. Die Studien hierzu wurden in Dorpat begonnen. Die Universität war damals (1814—15) noch in ihren Anfängen und hatte noch nicht den hohen Aufschwung genommen, der sie später in die Reihe der ersten deutschen Universitäten stellte. So war Baer von seinen Studien wenig angetan und zog nach Wien, in der Hoffnung, dort die wahre Liebe zur Medizin zu gewinnen.

Aber in Wien herrschte damals die expectative Methode, die dem jungen Mann weder die erwartete theoretische Anleitung noch praktische Unterweisung bot. Infolgedessen begann er wieder zu botanisieren, und die reiche Flora in den Bergen Wiens erweckte wieder die ganze Leidenschaft des jungen Naturforschers, dessen Ziele weitab von der medizinischen Praxis lagen.

Er verließ Wien und ging auf den Rat zweier Gelehrten, die er beim Botanisieren getroffen, nach Würzburg zu Döllinger. Der vortreffliche Gelehrte war gleich bereit, den jungen Forscher in der vergleichenden Anatomie zu unterrichten. Die erste Stunde war entscheidend. Es wurde die Sektion eines Blutegels vorgenommen. Nur wer selbst Biologe ist, kann das Entzücken nachfühlen, das Baer ergriff, als der einfache Wurm ihm die wundervolle Präzision seiner inneren Organisation offenbarte. Nur die Begeisterung eines Sprachforschers, der endlich ein tadelloses Dokument in einer lange gesuchten Sprache findet, läßt sich hiermit vergleichen.

Die Natur, die Baer aus der Heimat kannte, war rätselhaft, zerrissen und widerspruchsvoll — hier aber hatte sie in deutlichen Schriftzügen unverkennbar einem ihrer eigensten Gedanken Fleisch und Blut verliehen. Hier war der Weg gewiesen, auf dem man durch die Sprache der Organisation zum Verständnis der Natur gelangen konnte.

Und nun folgte Stunde auf Stunde, Offenbarung auf Offenbarung. Stets neue Naturdokumente wies der feinsinnige Lehrer dem begeisterten Schüler, der ihm dafür das ganze Leben lang eine unbegrenzte Dankbarkeit bewahrt hat.

Man darf nicht vergessen, daß in der Studienzeit Baers die ersten großen Arbeiten Cuviers bekannt wurden, die der vergleichenden Anatomie ungeahnte Aussichten eröffneten.

Döllinger selbst hatte andere Ziele im Auge — nicht die Organisation selbst, sondern die Entstehung der Organisation lockte ihn an. Die schwerverständlichen Arbeiten Wolfs wollte er fortführen. Er teilte Baer seinen Herzenswunsch mit, mit einem intelligenten Schüler, der die nötigen Geldmittel besäße, an das Studium der Entwicklung des Hühnchens zu gehen. Baer gewann seinen Jugendfreund Pander für diesen Zweck, der sich alsbald unter Döllingers Leitung an die Arbeit machte.

Baer selbst, dem seine Zukunft rechte Sorge machte,

da er an eigenen Broterwerb denken mußte, wanderte nach Berlin. Aber erst zwei Jahre später, im Jahre 1819, gelang es ihm auf Betreiben des Physiologen Burdach, der Baers Lehrer in Dorpat gewesen, eine Professor-Stelle in Königsberg zu erhalten, worauf sein Leben in geordnete Bahnen hineinglitt.

Berlin war damals ganz erfüllt von den wunderbaren Erscheinungen des „tierischen Magnetismus“, und Baer verfehlte nicht, so weit er es vermochte, Einblick in die gesicherten Tatsachen zu gewinnen. Diese Tatsachen aber blieben immer Ausnahmen. Sein Klarer, stets im Gleichgewicht bleibender Verstand wurde dadurch nicht erschüttert. Ihn zog die wunderbare Regel weit mehr an als die wunderbare Ausnahme.

Wie ganz anders wäre Johannes Müller davon erregt worden, in dessen Leben das Wunderbare eine geradezu dämonische Rolle gespielt hat. Aber Müller hatte sein ganzes Leben mit seiner eigenen gewaltigen Phantasie zu kämpfen, während in Baers Gemüt olympische Heiterkeit herrschte.

Beide Forscher haben ihr ganzes Dasein mit der gleichen Begeisterung dem gleichen Ziel dargebracht, das Rätsel der organischen Natur zu lösen. Aber Baer fand in seiner tiefsten Überzeugung von der wunderbaren Organisationskraft der lebendigen Natur den Halt im Leben und das Licht für die Forschung. Während für Müller das Wunderbare eine jedem Gesetze feindliche Macht blieb. Im Kampf gegen sie wurde sein Leben zu einer grandiosen Tragödie.

An den Berliner Aufenthalt schließen sich die arbeitsreichen und überaus ertragreichen Jahre in Königsberg. Was Pander begonnen, aber nicht zu entwirren vermocht, die erste Anlage der Keimblätter und Eihäute sicher zu sehen und unzweifelhaft darzustellen, das gelang Baers scharfem Auge und seiner die räumlichen Verhältnisse sicher umfassenden Phantasie.

Aber was sich ihm Zug um Zug bei seinen Arbeiten aufdrängte (die nicht den Zweck hatten, bloße Tatsachen zu registrieren, sondern die Wirkungsweise der Natur zu belauschen), war der wunderbare Zusammenhang, der alle beobachteten Veränderungen miteinander verknüpfte.

Wenn die Natur ein Organ entstehen läßt, so geschieht das mit einer Sicherheit, die gar keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, daß jede einzelne Teilhandlung und das Ineinandergreifen der Teilhandlungen nur aus diesem ganz speziellen, aber noch nicht vorhandenen Organ begriffen werden kann.

Ohne die Form, der die Formbildung zustrebt, läßt sich die Formbildung nicht verstehen.

Das Streben nach dem Ziel ward Baer zum Kennzeichen alles Organischen, während das Anorganische nur von Ursachen beherrscht wird. Wie sich die ziel-sicheren Schriftzüge des Erwachsenen von dem zufälligen Gekrizel des Kindes unterscheiden, so unterscheidet sich das Organische vom Anorganischen.

Den Glanzpunkt seiner embryologischen Arbeiten nach außen hin bildete die Entdeckung des Eies der Säugetiere. Baer erzählt in humorvoller Weise, wie diese später so berühmt gewordene Entdeckung an der völligen Gleichgültigkeit und Selbstgewißheit der Herren Kollegen abglitt.

In Königsberg fand Baer die treue Lebensgefährtin in einem Fräulein von Medem und begründete mit ihr den schönen Familienkreis, der ihn bis ans Lebensende umgab.

Die erfolgreichen Arbeiten, das glückliche Familienleben — alles dies trug dazu bei, Baer den Aufenthalt in Königsberg zu verschönen. Es kam aber noch ein weiterer Umstand hinzu, der es ihm erleichterte, schnell Wurzel zu fassen — und das war seine Bewunderung für den preußischen Staat.

Will man Baers Stellung recht verstehen, so muß man von allem Politischen absehen. Baer war weder ein Liberaler noch ein Konservativer, sondern einfach ein Biologe. Selbst ein Konflikt mit dem Ministerium in Berlin in der Frage nach den besten Schutzmaßregeln gegen die Cholera konnte sein Urteil nicht trüben. Er gesteht selbst ein, daß der Minister in der Hauptsache recht behalten hätte.

Baer betrachtete den Staat mit dem gleichen Auge, mit dem er alle lebenden Dinge ansah. Die wütenden Expektorationen gewisser Nationalökonomien gegen Preußen hätte er nur mit einem Achselzucken beantwortet. Denn die politische Parteilichkeit raubt dem Kritiker den Überblick über das Ganze.

Der Staat ist biologisch betrachtet auch ein lebendiges Ganzes, in dem verschiedene Teile harmonisch miteinander arbeiten. Auch im Staate muß der einzelne Teil sich in vollem Wohlfühlen befinden, damit das Ganze gedeihe. Aber ein prinzipieller Unterschied besteht dennoch zwischen einem lebenden Organismus und dem Staate. Zwar ist der Staat ebenfalls entstanden und nicht gemacht wie eine Maschine. Aber die funktionelle Einheit eines jeden Lebewesens ist dadurch gewährleistet, daß sich die verschiedenen Elementarteile — die Zellen — immer in der Weise differenzieren, daß sie der Aufgabe, die sie zu erfüllen haben, durch ihre Struktur Rechnung tragen.

Das ist beim Staate nicht der Fall. Die einzelnen Individuen folgen, was ihren Charakter und ihre Anlagen betrifft, zwar auch bestimmten Gesetzen, aber das sind Gesetze der Art und nicht des Staates.

Ein jeder tierische Organismus würde zugrunde gehen, wenn die Zellen einer Muskelanlage die Fähigkeiten der Nervenzellen entwickelten.

Wir wissen aus den neueren Forschungen, daß die ersten Keimzellen noch die Fähigkeit besitzen, jede Art von Zelle zu werden, daß aber mit fortschreitender Differenzierung die immer von neuem sich spaltenden Zellen immer mehr die Fähigkeit verschiedenartiger Strukturbildung einbüßen, bis sie zuletzt nur noch im-

stande sind, die eine Struktur zu bilden, die ihrer Funktion entspricht.

Demgegenüber sind die Einzelindividuen, die das Volk bilden, trotz ihrer tiefgreifenden Verschiedenheit keineswegs immer mit ihren Anlagen in ihre verschiedenen Berufe hineingeboren. Der Sohn eines Pferdeknechts kann gelegentlich einmal die Fähigkeiten besitzen, Minister zu werden, während der Sohn eines Ministers Talent zum Pferdeknecht haben kann.

Es ist höchst interessant festzustellen, auf welche Weise die Tierstaaten diesem Übelstande abhelfen. Die Bienen verstehen die Nahrung so zu mischen, daß in der heranwachsenden Larve bestimmte Eigenschaften unterdrückt, andere hingegen gesteigert werden.

Der menschliche Staat hat es bisher nicht in der Hand, durch Verabreichung fein abgestufter Nahrungsmittel im Säuglingsalter die Fähigkeiten der jungen Staatsbürger ihren künftigen Berufen anzupassen.

Der menschliche Staat braucht, um zu existieren, genau wie jeder Organismus verschiedene Organe. Er erhält aber zur Bildung seiner Organe, d. h. der Berufe, ein durch Tradition und Ständebildung nur ungenügend durchgeseihtes Material, und doch muß er verlangen, daß alle Individuen, die in einem Berufe vereinigt sind, die gleichen spezialisierten Fähigkeiten entfalten. Dies bedeutet natürlich eine dem Einzelindividuum auferlegte Beschränkung, die aber nie bis zur Schädigung gehen darf — denn nur wenn alle gedeihen, gedeiht das Ganze.

Das harmonische Zusammenarbeiten der Berufe und die gedeihliche Arbeit des einzelnen in seinem Berufe, fand nun Baer im preussischen Staat in muster-gültiger Weise gelöst, so daß ein wirklich geschlossenes lebendiges Ganzes entstand.

Um den mächtigen Eindruck, den der Naturforscher vom pulsierenden Leben des preussischen Staates erhielt, zu verstärken, trug der Geist der Freiheitskriege bei, der noch in allen lebte. Dieser Geist hatte ja den Staat neu geschaffen.

Ferner darf man nicht vergessen, daß Baer in der Stadt Rants lebte und wirkte. Hier in Preußen, selbst ein Preuße, hatte der große Philosoph den kategorischen Imperativ gefunden, der in den großen Männern des Landes, wie in Friedrich II. und York von Wartenberg zu unerhörter Wirklichkeit geworden war.

Daß es für den Staat keine festere Grundlage geben kann, als den kategorischen Imperativ, darüber war wohl Baer niemals im Zweifel, mußte er in ihm nicht das wiedererkennen, was er selbst für die Quelle des Lebens hielt, die „zielweisende innere Notwendigkeit“.

Fünfzehn Jahre hat Baer in Königsberg als Professor der Zoologie gewirkt, nachdem er 2 Jahre lang Professor gewesen. Mit der Zeit aber ergaben sich

äußere Schwierigkeiten, die einen längeren Aufenthalt fern von der Heimat untunlich machten.

Nach dem Tode des Vaters entstanden Schwierigkeiten bei der Erbteilung, und Baer sah sich genötigt, das väterliche Gut zu übernehmen, dessen Bewirtschaftung aus der Fremde große Schwierigkeiten machte. Als daher die Akademie der Wissenschaften in Petersburg, die damals vollkommen deutsch war, ihm eine glänzende Arbeitsgelegenheit anbot, siedelte Baer im Jahre 1834 nach Petersburg über.

Von Petersburg aus unternahm er weite wissenschaftliche Reisen durch das russische Reich, die zu sehr schönen Resultaten führten. Ich brauche bloß an die Entdeckung der Regel zu erinnern, nach der alle Flüsse der nördlichen Halbkugel, die von Norden nach Süden oder von Süden nach Norden fließen, stets ein hohes rechtes und ein flaches linkes Ufer haben müssen.

Eine Reise an die Ufer des Schwarzen Meeres ließ den fürs hellenische Altertum begeisterten Naturforscher die Spuren Homers finden. Worum er in einer anmutigen Studie berichtet hat.

Nach reicher Tätigkeit als Akademiker zog sich Baer nach Dorpat zurück, das damals auf seinen Höhepunkt gelangt war. Hier war es ihm vergönnt, im Kreise hochstehender Freunde und Gelehrter sich eines geistdurchglühten Lebensabends zu erfreuen.

Drei Anekdoten aus der Dorpater Zeit, die Baers Persönlichkeit von verschiedenen Seiten beleuchten und die auch ihrer Gewährsmänner wegen interessant sind, will ich hierher setzen.

Die erste stammt vom Grafen Alexander Keyserling, dem damaligen Kurator der Universität Dorpat. Als Keyserling eines Morgens Baer besuchte, erzählte ihm dieser einen Traum. „Ich kam an die Himmelstür und bat um Einlaß. ‚Wer ist da?‘ fragte Petrus. ‚Ich bin der alte Baer.‘ ‚So,‘ sagte Petrus, ‚warst du schon in Ceylon?‘ ‚Nein, aber zweimal in Novoje Semlja.‘ ‚Schafskopf,‘ schrie Petrus und schlug die Himmelstür zu.“

So übertrug sich Baers ungestillte Sehnsucht nach den Tropen auf den Himmelswärter.

Die zweite Anekdote stammt von Bunsen, dessen Tischnachbar ich so manches Jahr in Heidelberg gewesen. Bunsen erzählte, Baer sei als Abgesandter der Petersburger Akademie zum Jubiläum der Universität in Heidelberg erschienen. Dem Festkomitee hatte Baer einfach seinen Namen ohne Titel und Würden genannt. Im Komitee saßen aber Mathematiker und Astronomen, die, wie Bunsen sich ausdrückte, von dieser Welt nichts wissen. Infolgedessen wurde Baer beim feierlichen Aufzug in die Aula einer der letzten Plätze angewiesen. Wie groß war der Schreck der Zoologen, als sie ihren berühmtesten Kollegen, ganz mit Orden behangen, hinter den jüngsten Privat-

dozenten einhertraben sahen. Das mußte wieder gut gemacht werden! Es wurde in aller Eile mit dem Ministerium verhandelt und Baer zu einer Audienz beim Großherzog nach Karlsruhe geladen. Baer hatte vom ganzen Irrtum nichts gemerkt, da ihm alle Arten von Zeremonien völlig gleichgültig waren. Er reiste aber natürlich nach Karlsruhe und empfing aus der Hand des Großherzogs einen hohen badi-schen Orden, den er, ohne zu wissen, wodurch er ihn verdient hatte, dankend annahm.

„Nun war,“ wie Bunfen erzählte, „Baer ein sehr kluger Mann; die schönste Erfindung, die er aber gemacht hatte, bestand in einem Apparat, der es ihm ermöglichte, alle Orden, die er trug, mit einem Griff abzunehmen und in eine graue Düte zu stecken, die er stets bei sich trug. Baer ging nach der Audienz noch einen Moment in sein Hotel, um seine Sachen zu holen. Dort wollte er sich die Hände waschen, steckte vorher die Orden in die graue Düte, hing diese vorsichtig an einen Nagel, wusch sich die Hände, hing das Handtuch über die Düte und reiste ab. Im Hotel war die größte Aufregung, als man den Inhalt der grauen Düte entdeckte. Bloß mit Hilfe scharfsinniger Kombinationen gelang es, den Besitzer festzustellen und ihm die Düte nachzusenden.“

Die dritte Anekdote verdanke ich meinem verehrten Lehrer und Freunde, dem geistvollen Physiologen Alexander Schmidt, der lange Jahre Rektor von Dorpat war. Baer war, wie sich von selbst versteht, ein Gegner des Darwinismus, der an Stelle der zielstrebigen Macht den Zufall setzen wollte. So lange es sich um wissenschaftliche Differenzen handelte, zeigte Baer nie die geringste Erregung, sondern behandelte die Streitfrage mit Humor und Überlegenheit. Sobald sich aber hinter dem Darwinismus das Gespenst des Materialismus erhob, fühlte er das menschliche Leben seines einzigen wertvollen Zweckes beraubt und sprach sich mit Heftigkeit gegen die neue Lehre aus.

Auf einer Abendgesellschaft im Baerschen Hause hatte sich der Hausherr wieder sehr erregt in diesem Sinne geäußert, da wandten sich die anwesenden Theologen gegen ihn und behaupteten, er selbst leiste durch seine Unkirchlichkeit dem Materialismus Vorschub. Es würde den Geistlichen, die doch in erster Linie zur Verteidigung der idealen Güter der Menschheit berufen seien, unmöglich gemacht, sich auf seine Autorität als idealistischen Naturforscher zu stützen. Zimmer würde ihnen entgegengehalten: „Was redet Ihr von Baer, der geht nicht einmal zum Abendmahl.“

Kurz, es wurde dem alten Herren von allen Seiten so zugefetzt und ihm in jeder Weise nahe gelegt, durch eine einmalige Teilnahme an der großen Erinnerungsfeier der Christenheit seinen idealistischen Standpunkt in einer auch dem gemeinen Manne verständlichen

Weise zu bekunden — bis Baer sich einverstanden erklärte, einmal in aller Stille das Abendmahl zu nehmen, da er keine prinzipiellen Bedenken dagegen habe und ein aufrichtiger Verehrer der Person Christi sei. —

Es wurde gleich der nächste Nachmittag in Aussicht genommen, an dem kein Gottesdienst war. Der Pfarrer der nächsten Kirche wollte Baer abholen und niemand außer dem Küster sollte zugegen sein. Alles ging nach Wunsch. Der alte Herr ging bereitwillig mit dem Geistlichen zur Kirche. Aber unterwegs stiegen ihm immer mehr Bedenken auf, ob man nicht mit seiner Flagge allerhand Konterbande decken wollte. Er fürchtete, daß die Geistlichen sein reines, durch Zweifel und Forschung gewonnenes Lebensideal zum festen Glaubenssatz umprägen wollten, um an Stelle des unbekanntes Zieles, das uns zu suchen aufgegeben, ihr eigenes Dogma zu setzen.

Dies erwägend, verlangsamte er immer mehr seine Schritte, und als er und sein Begleiter vor der Kirche angekommen, die Kirchentür durch ein Versehen verschlossen fanden, kehrte Baer mit den Worten: „Nun aber nie mehr!“ um und lehnte alle weiteren Versuche, ihn zu beeinflussen, rundweg ab.

Seit seinem Wegzug aus Königsberg hat Baer keine Schüler im eigentlichen Sinne des Wortes mehr gehabt. Es ist aber interessant festzustellen, daß Cyon, der in Dorpat viel im Hause des großen Gelehrten verkehrte, Baer seinen Lehrer nannte, dem er seine idealistische Weltanschauung verdanke, die er auch noch in seinem letzten Buch „Gott und die Wissenschaft“ in der für ihn charakteristischen leidenschaftlichen Weise vertreten hat.

In Dorpat ist Baer im Jahre 1876 am 16. November friedlich entschlafen.

Nord

Von Kurt Bertels

Ich liebe die sonnigen Wälder
In Livland, da bin ich her,
Den Silbersee und das Torfmoor
Und mein Boot und mein altes Gewehr.

Ich liebe die nordischen Farben:
Schwarzfichten riesenhaft
Und leuchtende Lämmerwolken,
Bernstein und Birkenenschaft.

Ich liebe die Taucherenten
In ihrem weißblendenden Pelz,
Vom Flügel der Mandelkrähe
Hellblauen versteinerten Schmelz.

Ich liebe die blanken Gefahren:
Sturmsegel, verwegenes Spiel,
Die sternklare nordische Rede
Und Worte mit Bug und Kiel.

Begegnung mit Goethe

Von Wilhelm von Kugelgen

Wilhelm von Kugelgen, ältester Sohn Gerhard von Kugelgens, Historienmaler, geboren 1802 in St. Petersburg, gestorben 1867 in Bernburg. Bekannt durch sein liebenswürdiges Buch: „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“.

Eines der reizvollsten Stücke daraus ist das Erlebnis der Begegnung des Knaben in seinem väterlichen Hause, während der Aufenthaltszeit der Familie in Dresden, mit Goethe, 1813, beim Einzug der Verbündeten.

Nach den Preußen unter Blücher rückte Tschernitschew nach Dresden vor. Russische Garden zogen ein, an ihrer Spitze Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm. Gleichzeitig aber fand sich noch ein anderer hoher Gast ein, ein Machthaber und Gewaltiger sondergleichen, der zwar über Ross und Reiter nicht verfügte, dessen Stimme auch im Räte der Monarchen nicht gehört ward, der aber dennoch in einer anderen Sphäre fast unumschränkte Macht ausübte.

So lange ich denken konnte, hatte der Name Goethe in dem Freundeskreise unseres Hauses einen mehr als königlichen Klang gehabt. Er war ja auch der Jupiter des deutschen Olymps, seine Worte waren Sprüche von kanonischer Bedeutung, sein Urteil die letzte Instanz in allen Gebieten des Schönen, in der Gedankenwelt und aller Weisheit der Menschen. Goethe war der einzige deutsche Dichter, an welchem mein Vater Geschmach fand, weil er derjenige sei, der deutsch schreibe, sagte er, und so weit ging er in der Wertschätzung seines Lieblings, daß er den Goethischen Faust gleich an die Bibel reihend, für das zweitbeste Buch der Welt erklärte.

Nicht so die Mutter. Für sie waren die Dichtungen des großen Meisters mannigfach verlegend. Zwar erkannte sie die Pracht und Wahrheit der Goetheschen Darstellung, den Wohlklang und die Einfachheit der Sprache vollkommen und vielleicht mit größerem Verständnis an als die meisten unbedingten Anbeterinnen jenes geistigen Leviathans; aber es schien ihr diese hohe Meisterschaft zumeist an unwürdige Stoffe verschwendet, und es betrübte sie, allerlei Unsauberkeit der Sünde mit derselben, ja mit noch größerer Liebe behandelt zu sehen, als sittlich Reines und Schönes. Sie wollte, daß so herrliche Kräfte allein im Dienste Gottes tätig wären, wie sie dies an Klopstocks und Herders Muse rühmte, die sie deshalb entschieden vorzog.

Dagegen nahm mein Vater seinen Liebling aufs wackerste in Schutz. Er entgegnete etwa, daß Goethe weder Schulmeister noch Pfaffe, sondern Dichter, und als solcher wie alle Künstler nur mit seinem eigenen Maß zu messen sei. Er schildere die Dinge weder, wie er wünsche, daß sie sein möchten, noch wie Gott sie etwa fordern möge; er stelle sie vielmehr ganz einfach bloß nach ihrer Wahrheit dar, so wie sie wirklich wären, ohne sich ein Richteramt darüber anzumaßen. Was allen bekannt sei, was jeder habe und besitze,

heiße es nun Glück oder Unglück, Gutes oder Böses, das stelle er als Wirkliches und Unausweichliches dar, und zwar in einem verständlichen Lichte, bei dessen Schönheit und Liebenswürdigkeit man sich beruhigen könne.

Inzwischen blieb die Mutter bei ihren Sätzen. Wenn Dichter nur nach ihrem eigenen Maß bemessen werden dürften, sagte sie, so habe keiner einen Vorzug vor dem anderen. Überdem so sei es keine Kunst, den Glücklichen mit seinem Lose auszuföhnen. Wenn es wohlgehe in dieser Welt, wie dem Besprochenen selbst, der sei gar leicht befriedigt. Unglückliche aber würden schwerlich Trost in Goethes Schriften finden, und sittlich Verirrte keine Stütze. Die Letzteren aber mit ihren Zuständen noch obendrein versöhnen zu wollen, sei ganz unverantwortlich.

So stritt man hin und wieder mit vielem Recht auf beiden Seiten; aber dem Ruhm des großen Mannes geschah dadurch kein Abbruch. Der Dichter, wie ihn meine Mutter suchte, fand sich aber nirgends, und immer blieb es wahr, daß wenn Künstler nur nach eigenem Maße zu bemessen sein, allein das Maß des Genies, nicht das des moralischen Wertes ihrer Werke oder Personen entscheiden dürfe.

In meinen Kinderaugen gewann der Vielbesprochene durch solche Diskussionen nur an Bedeutung. Ich hatte nichts von ihm gelesen, und doch erschien er mir auf Autorität des Vaters hin wie eine Sonne, vor deren Glanz jedwedes anderes Gestirn erbleichen müsse. Ja, er war allgemach in meiner Vorstellung zu einem solchen Koloss angewachsen, daß ich selbst für den einziehenden Kaiser Alexander nur ein halbes Auge hatte, da ich zwei Minuten vorher den hochgefeierten Dichter gesehen, an seiner Seite gestanden und freundliche Worte aus seinem Munde vernommen hatte.

Goethe war nämlich am Morgen des Einzugs der Monarchen ganz zutraulich bei uns eingetreten, und da er den Vater, der ihn anderwärts suchte, nicht zu Hause fand, hatte er die Mutter um Erlaubnis gebeten, bei ihr bleiben zu dürfen, um aus ihren Fenstern und vom Straßengebüsch unbelästigt, den erwarteten Einzug mit anzusehen. Er werde in keiner Weise stören, hatte er hinzugesetzt, wolle sich ganz still verhalten, und bitte keinerlei Notiz von ihm zu nehmen.

Die Mutter glaubte zu verstehen, daß er selbst unbelästigt sein wolle. Sie überließ ihm daher ein Fenster, setzte sich mit ihrer Arbeit in ein anderes und drängte sich ihm mit keiner Unterhaltung auf. Da stand er denn, der prachtvoll hohe Mann in seinem langen Überrock, und blickte, die Hände auf dem Rücken, behaglich auf das bunte Gewühl des drängenden Volkes nieder. Er sah sehr heiter aus, und meine Mutter glaubte es ihm abzufühlen, wie dankbar er ihr für die Schonung sei, mit der sie ihn gewähren ließ, denn sie wußte, wie sehr der seltene Gast bis dahin von der bewundernden Zudringlichkeit schöngewandter Damen

belästigt und gequält gewesen. Er pflegte sonst immer von großer Cortege umgeben zu sein, und da er so allein gekommen, nahm meine Mutter an, daß es ihm gelungen, sich allein vom Gedränge begünstigt, aus seiner anbetenden Umgebung wegzustehlen und hierher zu retten, um die feierlichen Eindrücke eines geschichtlichen Ereignisses ungestörter in sich aufzunehmen.

Sie rief daher auch mich hinweg, der ich dem großen Manne immer näher rückte und ihn anstarrte, wie einer, der zum ersten Male in seinem Leben einen Walfisch oder Elefanten sieht. Er aber zog mich an sich, legte die Hand auf meine Schulter und fragte mich dies und jenes, unter anderm auch, ob ich mich darauf freue, den Kaiser von Rußland zu sehen.

Ich sagte: Ja, ich freute mich darauf, weil er mein Vate wäre, und allerdings hatte ich bis jetzt in dieser glücklichen Illusion gelebt, bloß weil ich eben auch Alexander hieß. Meine Mutter gab indes sogleich die nötige Aufklärung, und Goethe fragte nun manches über Rußland. So war sie dennoch mit ihm ins Gespräch gekommen.

Indem ward heftig an der Klingel gerissen. Ich sprang fort, um die Thür zu öffnen, und herein drang eine unbekannte Dame, groß und stattlich wie ein Kachelofen und nicht weniger erhitzt. Mit Hast rief sie mich an: „Ist Goethe hier?“

Goethe! Das war kurz und gut. Die Fremde gab ihm gegen mich, den fremden Knaben, weiter kein Epitheton, und kaum hatte ich die Zeit, mein einfaches Ja herauszubringen, als sie auch schon mich fast überseugend, unangemeldet und ohne üblichen Salutschuß, wie ein majestätischer Dreidecker in dem Zimmer meiner Mutter einlief.

Mit offenen Armen auf ihren Gößen zuschreitend, rief sie: „Goethe! ach Goethe, wie habe ich Sie gesucht! Und war denn das recht, mich so in Angst zu setzen?“ Sie überschüttete ihn nun mit Freudenbezeugungen und Borwürfen.

Unterdessen hatte sich der Dichter langsam umgewendet. Alles Wohlwollen war aus seinem Gesicht verschwunden, und er sah düster und versteinert aus, wie eine Rolandssäule. Auf meine Mutter zeigend, sagte er in sehr prägnanter Weise: „Da ist auch Frau von Kugelgen.“

Die Dame machte eine leichte Verbeugung, wandte dann aber ihrem Freunde, dessen üble Laune sie nicht bemerkte, ihre Breitseiten wieder zu und gab ihm eine volle Ladung nach der andern von Freudenbezeugungen, daß sie ihn glücklich geentert, betauernd, sie werde sich diesen Morgen nicht wieder von ihm lösen.

Zener war in sichtliches Unbehagen versetzt. Er knöpfte seinen Oberrock bis ans Kinn zu, und da mein Vater eintrat, und die Aufmerksamkeit der Dame, die ihn kannte, für einen Augenblick in Anspruch nahm — war Goethe plöblich fort.

Entsetzt eilte die Getäuschte ihm nach, sich jeden Abschied sparend. Ob sie ihn noch erreichte, weiß ich nicht, da in demselben Momente die Ankunft der Monarchen das ganze Interesse von uns Rückbleibenden fesselte.

Während seines damaligen Aufenthaltes in Dresden, habe ich indes den großen Dichter noch öfter anzustauen Gelegenheit gehabt, und zwar stets mit einer Ehrfurcht, die sein königliches Wesen ganz von selbst hervorrief. Er schenkte meinen Eltern einen Mittag, und außerdem erinnere ich mich, daß wir die Rüstkammer miteinander besehen haben.

Diese ungemein reiche Sammlung alter Waffen befand sich damals noch in ihrem ursprünglichen Lokale, einem alten burgartigen Gebäude auf der Schöffergasse, und ward von uns Kindern jeder anderen Sammlung, auch der Bildergalerie bei weitem vorgezogen. Wollte der Vater uns recht hoch beglücken, so ging er mit uns hin.

Gleich unten auf der dunklen Hausflur standen vor dem Treppeneingang als Schildwachen zwei schwer geharnischte Figuren, die einen schon im voraus in die erforderliche Stimmung brachten. Dann ging es die steinerne, mit alten Hellebarden dekorierte Wendeltreppe in die Höhe durch drei verschiedene Etagen, deren Säle mit Dolchen, Schwertern, Speeren, Campagnen- und Turnierharnischen, Fahnen, alten Feuerwaffen und historischen Andenken aller Art gefüllt waren. Die Waffen standen und hingen da sämtlich noch ohne Gepränge und Ostentation, wie zu der Zeit, da sie im Gebrauch gewesen, und auch die Luft schien noch dieselbe, die Johann Friedrich und Kurfürst Moritz schon geatmet, wenn sie durch diese Räume schritten. Aber gerade dieser Moderduft schien mir das beste; er war die Melodie des Heldenliedes, das die Wände sangen.

Später, nach 1830, als der Fortschritt auch in Sachsen einbrach, wollte man es besser machen und stellte diese Waffen, (etwa ein Drittel davon veräußernd, um die Kosten des Umzugs zu bestreiten), in den hohen hellen Korridor des Zwingers auf. Man ordnete nun die alten Mordgewehre zu glänzenden Sonnen oder freundlichen Rosetten und Guirlanden an den Wänden, verbannte jenen mysteriösen Geruch der Vorzeit und nahm der Sammlung endlich selbst den Namen, indem sie jetzt ganz elegant „historisches Museum“ heißt. Das ist der Fortschritt des Geschmacks.

Goethe sah die Rüstkammer noch in ihrem alten Graus und freute sich daran. Noch sehe ich seine majestätische Gestalt mit der lebendigsten Teilnahme unter den gespenstischen Harnischen herumwandeln, welche wie lebendige Recken auf prachtvoll geschmückten Streitrossen sitzend in den niedrigen Räumen des alten Lokales fast riesengroß erschienen. Einer besonders imposanten Gestalt nahm Goethe den von Edelsteinen funkelnden Kommandostab aus der Eisenfaust, wog ihn in der Hand und zeigte ihn uns Kindern.

„Was meint ihr,“ — sagte er — „mit solchem Szep-ter zu kommandieren muß eine Lust sein, wenn man ein Kerl danach ist!“ und er sah gerade aus, als wenn er selbst der Kerl danach wäre.
Das sind die dürftigen Erinnerungen eines Kindes von dem größten Genius seiner Zeit.

C. E. von Liphart

Aus den Lebenserinnerungen von Julius v. Eckardt*)

Carl Eduard von Liphart, geboren 1808 in Dorpat, gestorben 1891 in Florenz; einer der merkwürdigsten und originellsten Köpfe Livlands. Ohne daß er ein geschriebenes Wort hinterließ, war seine Persönlichkeit doch von so einzigartiger Bedeutung, daß Wilhelm Bode von ihm sagt, er habe wie kein anderer auf die deutsche Kunstgeschichte eingewirkt. Lipharts Charakteristik ist von Julius v. Eckardt in seinen Lebenserinnerungen hinterlassen worden. Indem wir sie hier wiedergeben, vereinigen wir damit zugleich eine Probe von Eckardts Darstellungskunst. Eckardt war geboren 1836 in Wolmar in Livland, wurde erst Redakteur der Rigaischen Zeitung und Konsistorialsekretär in Riga, dann Herausgeber der Grenzboten und Senatssekretär in Hamburg. Von hier trat er in die Dienste des Deutschen Reichs und bekleidete nacheinander die Posten eines Generalkonsuls in Tunis, Marseille, Stockholm und Zürich. Er starb in Weimar 1908. Einen warmherzigeren Patrioten hat das baltische Land nicht gehabt, und den Zauber altlivländischen Lebens hat keine Feder so anmutig geschildert, wie die seinige in den Werken „Die Baltischen Provinzen Rußlands“, „Baltische und russische Kulturstudien“ und anderen.

*) Julius v. Eckardt: Lebenserinnerungen. 2 Bde. Leipzig, Hirzel. 1910.

C. E. von Liphart war im Jahre 1808 als jüngerer Sohn eines der vornehmsten Majoratsherrn Livlands zu Dorpat geboren worden. Der Großvater hatte seinerzeit für den reichsten und den gebildetsten Edelmann des Landes gegolten, der Vater in der berühmten Colmarer Erziehungsanstalt („Kriegsschule“) des alten Fabeldichters Pfeffel seine Bildung erhalten, und nicht nur die Lust des alten vorrevolutionären Frankreich, sondern auch diejenige des Schreckensjahres 1793 zu atmen bekommen. Unter der Führung ihrer Lehrer hatten der fünfzehnjährige Livländer und seine Gefährten um den auf dem Colmarer Marktplatz aufgepflanzten Freiheitsbaum tanzen müssen, um ihrem Direktor den Ruf eines guten Patrioten zu sichern und den blinden alten Dichter der Verfolgungssucht Saint Justs und der übrigen Pariser, in den Elsaß entsendeten Konventskommissarien zu entziehen. Die jungen Leute hatten die Jakobinermütze tragen und in die Carmagnole einstimmen müssen, bevor es Pfeffel möglich wurde, die Erlaubnis zur Heimbeförderung seiner Zöglinge zu erlangen. „Der Wagen, in welchem wir den Rhein passierten“, so hat der alte Herr häufig erzählt, „war für lange Zeit der letzte, den man über die Grenze ließ.“ Der „Philosophie“ Voltaires und den liberalen Grundfätzen des Aufklä-

rungszeitalters war der Zögling Pfeffels trotz dieser unliebsamen Jugendeindrücke treu geblieben. Auf seinem fürstlich ausgestatteten Herrensitze Ratshof bei Dorpat hatte er vornehmlich künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen gelebt, nebenher aber sein Vermögen zu vergrößern gewußt und als livländischer Landmarschall eine große Rolle gespielt. Von den Führern der liberalen Landtagspartei der vierziger Jahre ist mir häufig erzählt worden, wie merkwürdig es sich ausgenommen habe, den hochbetagten, seinen Gewohnheiten nach dem ancien régime angehörigen Herrn mit den gebieterisch dreinschauenden großen blauen Augen im Kreise enthusiastischer junger Reformer dasitzen und ihren Reden zuhören zu sehen. „Sch bin,“ hatte er bei solcher Gelegenheit einmal lächelnd gesagt, „ich bin mit allem einverstanden, was Sie zugunsten unserer Bauern tun wollen. Ein Amendement, meine Herren, müssen Sie mir indessen gestatten: nicht selbst arbeiten zu müssen, um täglich eine Flasche Bordeaux zu haben.“ — Als Sohn dieses Vaters war Carl Eduard von Liphart geboren und bei Lebzeiten seines gelehrten Großvaters von diesem besonders ausgezeichnet worden. Früh hatten seine Neigungen sich den Wissenschaften zugewendet, während das praktische Leben und die in seinem Stande herkömmliche Beschäftigung mit der Landwirtschaft ihm so vollständig fern blieben, daß er es niemals dazu bringen konnte, sein Vermögen selbst zu verwalten. Mit einem staunenswürdigen Gedächtnis und der Fähigkeit zu eisernem Fleiß ausgestattet, hatte er sich zunächst den Naturwissenschaften und insbesondere der Anatomie zugewendet und auf diesen Gebieten sehr erhebliche Kenntnisse erworben. Der berühmte Chirurg Pirogow, der zu Ende der zwanziger Jahre der Dorpater Universität angehörte, hat in seinen „Aufzeichnungen eines alten Arztes“ Liphart den kenntnisreichsten Menschen genannt, der ihm jemals vorgekommen sei. Den vornehmen, ausschließlich sich selbst lebenden Herrn konnte der eifrige Mediziner gleichwohl auch als Student nicht verleugnen. Weder damals noch später regte sich bei ihm der Trieb zu selbständiger Produktion, niemals kam ihm in den Sinn, seine Kenntnisse ändern nutzbar zu machen oder an einen Beruf zu denken. Gewöhnt, ausschließlich seinen Neigungen zu folgen, gab er die naturwissenschaftlichen und medizinischen Studien vor Abschluß des Kursus auf, als das Interesse für Literatur, Sprachwissenschaft und Kunstgeschichte sich bei ihm zu regen begann. Da diese Disziplinen an der Dorpater Hochschule nur unzureichend vertreten waren, wandte Liphart sich nach Berlin, wo er mehrere Jahre lang seine Zeit zwischen Kollegienbesuch, fleißigem Privatstudium und gelegentlichem Verkehr mit der vornehmen Gesellschaft teilte. In seinen Lebensgewohnheiten durchaus bescheiden, von stolzer Verachtung für Mode und Salontreiben erfüllt, und weder gewillt noch ge-

wohnt, seinem heftigen Temperament Zügel anzulegen, verriet er gleichwohl durch die souveräne Sicherheit seines Auftretens den geborenen Aristokraten. Bescheiden, ja schüchtern, wenn er Männern von höherer wissenschaftlicher oder geistiger Bedeutung gegenübertrat, bewegte Liphart sich unter Fürsten und Grafen mit dem Selbstgefühl eines Mannes, dem (wie man in Kurland sagt) „niemand wagt“. Grafen und Fürsten zählte er freilich unter seinen nächsten Verwandten. Eine seiner Schwestern war an einen Fürsten Lieben (Sohn des russischen Kultusministers der Jahre 1828—1833), eine andere an ihren Vetter, den Grafen Stackelberg (Sohn des Kongreßbotschafters von 1814) verheiratet, — er selbst hatte eine Gräfin Dylandt zur Frau. Lieber als diese Damen und Herren — mit denen er stets auf freundlichstem Fuße verkehrte — war ihm indessen sein bürgerlicher Schwager Ferdinand David (mein Schwiegervater), mit dem er sich eng befreundet hatte, als der spätere Leipziger Konzertmeister noch dem Rathshoffischen Hausquartett angehörte. In Berlin verkehrte Liphart je nach Gelegenheit und Zufall in der Hofgesellschaft, auf der russischen Botschaft, im Mendelssohnschen Hause und bei den Gelehrten, denen er durch Einführungsbriefe „von einflussreicher Seite“, vornehmlich aber durch seine originelle Erscheinung (er wurde gewöhnlich für einen Engländer gehalten) und lebhaftere Unterhaltung empfohlen war. Von Berlin siedelte Liphart in den dreißiger Jahren nach Bonn über, um A. W. Schlegels Bekanntschaft zu machen und dessen Vorlesungen zu hören. „Diese Bekanntschaft,“ so erzählte er mir an dem ersten Abend, den ich in Florenz bei ihm zubrachte, „wurde mir in der Folge recht fatal. Der berühmte Mann, dem ich mit Ehrfurcht nahe, empfing mich mit einer Devotion, die mich in die peinlichste Verlegenheit versetzte, und der er während der ganzen Zeit meines Bonner Aufenthalts treu blieb. Den Grund davon habe ich erst später erfahren. Sie werden es nicht glauben wollen, aber es ist so — Herr von Schlegel fühlte damals ein dringendes Bedürfnis nach einem russischen Orden, und da er aus dem ihm übergebenen Einführungsbriefe ersehen hatte, daß ich mit den Liebens und Stackelbergs verwandt sei, glaubte er, ich könne ihm zur Erfüllung seines Wunsches behilflich sein. Daß er trotz seiner Eleganz und Vornehmheit von zweifelhaften Manieren war, hatte ich freilich schon bei meinem ersten Besuche wahrgenommen.“ Auf den Aufenthalt in Deutschland folgte eine mehrjährige Reise nach Italien, auf welcher Liphart die ausgezeichnete Kunstkennerchaft erwarb, die ihm von den Sachkennern in aller Herren Länder nachgerühmt wurde. Vornehmlich für die ältere italienische Malerei interessiert, wendete er seine Aufmerksamkeit gleichzeitig der Kupferstecherei zu, indem er einen großen (wie seine Freunde meinten, allzu großen) Teil seines

Vermögens in eine Sammlung von Radierungen steckte, die in der Folge eine gewisse Berühmtheit erwarb.

Mit Kunstschätzen aller Art beladen, kehrte er sodann in die Heimat zurück, um sich der Erziehung seiner Söhne zu widmen. Sein Dorpater Wohnhaus wurde in ein Museum verwandelt, das neben sorgfältig ausgewählten Bildern und Statuen u. a. eine Anzahl in ihrer natürlichen Größe abgeformter Gipsabgüsse des Parthenon enthielt, wie sie in dem von Kunstinteressen wenig berührten alten Livland noch niemals gesehen worden waren. Das Liphartsche Haus „bei der hölzernen Brücke“ galt für das merkwürdigste des ganzen Landes. So reiche Sammlungen hatte nicht einmal Winkelmanns Freund, der Landrat von Berg, aufzuweisen gehabt, als er in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts aus Rom zurückgekehrt war, um eine von dem gefeiertsten Kunstkenner der Zeit ausgewählte Sammlung von geschnittenen Steinen, Gemmen usw. vor den Augen seiner verwunderten Landsleute auszubreiten. Unter Verzicht auf jede Berufstätigkeit und jeden Anteil am öffentlichen Leben verbrachte der „Doktor Faust“ (wie die akademische Jugend den merkwürdigsten Mann der Universitätsstadt nannte) nahezu zwei Jahrzehnte in Dorpat. Vornehmlich mit der Ordnung seiner Erwerbungen und mit literarischen Studien beschäftigt, verkehrte er gleich lebhaft mit den allwinterlich in der Embachstadt versammelten Adelsfamilien und mit den Koryphäen der Universität, — von den einen wie von den anderen als Sonderling angestaunt, dem man seine absprechenden, in schroffster Form vorgetragenen Urtheile ebensowenig übelnehmen durfte, wie seine Gleichgiltigkeit gegen die landesüblichen, professionellen und aristokratischen Verkehrsformen. Der Reichtum und die Mannigfaltigkeit seiner Interessen wurden allein durch widerspruchsvolle Eigentümlichkeit seines Wesens übertroffen. Der eifrige, der orthodox-konfessionellen Richtung ergebene Lutheraner war mit einer streng katholischen Frau verheiratet und erzog seine Kinder in der Kirche Roms, — der bis in die Fingerspitzen aristokratische Sohn des Rathshoffischen Hauses sprach nicht selten Meinungen aus, die das Entsetzen der hochkonservativen Damen und Herren seiner Verwandtschaft und seines Umgangskreises bildeten, — der ausgezeichnete Kunstkenner und Kritiker entbehrte jeder Spur von Menschenkenntnis und konnte über Dinge, die außerhalb seiner Sphäre lagen, mit der Naivität eines Kindes, — unter Umständen mit der Befangenheit eines eingefleischten Junkers urtheilen. Zu der unsträflichen Reinheit seines Privatlebens standen die Sentenzen, die er über sittliche Fragen abgab, nicht selten in greifbarem Gegensatz. Ohne es zu wissen und zu wollen, legte er an Personen, die ihm gewohnt und angenehm waren, oder die er für seinesgleichen ansah, einen anderen Maßstab der Be-

urteilung als an gewöhnliche Sterbliche. Gegen Unterschiede des Ranges und der gesellschaftlichen Stellung war er keineswegs so gleichgültig, wie er selbst glaubte: dem Manne der alten Schule war ein Respekt gegen „hohe“ und „höchste“ Herrschaften an-erzogen worden, den er niemals völlig verleugnete. Nicht nur der Verderbtheit Ludwigs XV. und seines Hofes (so hörte ich ihn einmal sagen), sondern der Ausdehnung der Korruption auf das Bürgertum sei der Verfall Frankreichs zuzuschreiben gewesen. — Gleiche oder doch ähnliche Nachsicht bewahrte Liphart denjenigen, die seine Sympathie zu erwerben wußten, weil sie Anlage für ein gewisses Kunstverständnis bekundeten, und weil sie von seinen absprechenden, für Fernerstehende nur allzu häufig unbegreiflichen Verdikten die gehörigen Abzüge zu machen wußten. Weil ihm der Begriff der Pflicht niemals aufgegangen war, laborierte der sonst so vortreffliche Mann an dem Wahne, daß Geschmack die höchste aller sittlichen Eigenschaften des Menschen sei. Das aber bedingte eine Unsicherheit des Urteils, für welche die Schärfe seines kritischen Vermögens keinen Ersatz bot. — Das letzte Dezennium von Lipharts Aufenthalt war in meine Studienzeit (1856—1859) gefallen. Respektvoll und neugierig sahen wir Studenten zu dem singularen Mann hinauf, von dem es hieß, daß er den gestrengen Herrn Kurator bei Gelegenheit ebenso rücksichtslos anlasse, wie die gefeiertsten unserer Lehrer, zu dessen Leseabenden sich die Spitzen aller vier Fakultäten drängten, und der nicht verschmähte, die Vorlesungen des alten Neue (Professors der griechischen Sprache und Literatur) mit der Pünktlichkeit eines Examinanden zu besuchen — den man das eine Mal mit dem frivolsten aller Junker Barin, das andere Mal mit Alexander von Ottingen oder einem der übrigen Träger unserer Orthodorie vertraulich über den Markt schreiten sah. „Die Blinden von Genua kannten seinen Schritt“, die weltfremdesten kurischen und polnischen Füchse die hagere Gestalt, die im grünen Bisampelz, — die Müze von Affenfell nachlässig in den Nacken des edelgeformten Kopfes gerückt, — den Hasenstock über den linken Arm gehängt, — ihren Weg zu dem Hause an der „hölzernen Brücke“ nahm. Die Bekanntschaft des für uns junge Leute unnahbaren alten Herrn ist mir erst gegen das Ende meiner Studienzeit zuteil geworden. Lipharts ältester Sohn war unserer Verbindung beigetreten und hatte mich dem Vater als Freund des demselben bekannten Seniors der Livonia, Artur von Ottingen, vorgestellt. Irgend jemand hatte dem Kenner aller alten und neuen Literaturen davon gesprochen, daß Ottingen und ich französisch könnten und französische Dichter studierten. Das war genügend gewesen, damit Liphart uns vorschlug, ihn regelmäßig am Mittwoch abend aufzusuchen und „mit ihm französisch zu treiben“, d. h. seines Unterrichts gewürdigt zu werden, — einer Gunst, die

wir mit Fug und Recht als unverdiente Auszeichnung ansahen und dankbaren Herzens annahmen. Der erste dieser denkwürdigen Mittwoch-Abende ist mir unvergeßlich geblieben. In einem mit Gipsabgüssen geschmückten Vestibül von dem vertrauten Diener und Leibphotographen des „Doktor Faust“ empfangen, wurden wir durch eine Reihe halbdunkler Säle geführt, von deren Wänden weiße Riesengestalten auf uns herabsahen: hier die mächtige Figur des Jason, dort die Pferde vom Fries des Parthenon, — in einem zweiten saalartigen Gemach prangten Bilder von Meistern, deren Namen wir zum ersten Male hörten — der Kopf der Juno Ludovisi, ein prachtvoller Abguß der Sophokles-Statue usw. Dieselbe lautlose Stille, die in diesen Räumen geherrscht hatte, empfing uns in dem hell beleuchteten mächtigen Saale, in welchem Frau von Liphart an einem einsamen Teetisch saß, — eine kleine, schwarz gekleidete Dame — von südlichem Typus, mit „ausländischer“ Sprachweise und dunklen, und wie wir meinten, katholischen Augen. Wenig später trat der Herr des Hauses ein, — trotz eines eng anschließenden wattierten Seidenrocks, ungeheurer Filzschuhe, einer über das kahle Haupt gestülpten Samtklappe und eines mächtigen Plaids über Kälte klagend und auf das „unmögliche Klima“ seines Vaterlandes scheltend. Wir kamen während der Tee-stunde über die Befangenheit nicht hinaus, die sich überall da einstellt, wo eine allgemeine Unterhaltung nicht möglich ist, weil Herr und Frau des Hauses verschiedenen Welten angehören und auf Überbrückung derselben ein für allemal verzichtet haben. Nach Beschluß der Mahlzeit führte Liphart uns in sein Studierzelt, einen hohen von Galerien eingefassten Raum, in welchem seine reichhaltige Bibliothek aufgestellt war. Wo die langen Bücherreihen Platz dafür ließen, waren Kupfer und Radierungen aufgehängt, auf der Mitte des mächtigen Tisches, um welchen wir Platz nahmen, ragte ein Bronzeabguß des Adoranten empor, der auf die rings aufgehäuften Skripturen seinen Schatten warf. „Womit beginnen wir unsere Studien?“ fragte unser Gönner, — „ich denke mit dem Horaz.“ Und damit holte er eine alte holländische Ausgabe der *Oden* hervor, um mit vollendeter Meisterschaft das unsterbliche „*Diffugere nives, redeunt jam gramina campis arboribusque comae*“ vorzutragen und sodann die Übersetzungen zu verbessern, um die wir uns wechselweise abmühten. Daß es dabei nicht ohne Scheltworte derbster Art abging, durfte uns nicht anfechten, wo wir einen Lehrer vor uns hatten, dessen vollendete Herrschaft über den Stoff die höchste Bewunderung erweckte, und dessen Enthusiasmus auch die stumpfsten Schüler mit fortgerissen hätte. Hinweisungen auf grammatische Feinheiten des Französischen wechselten mit Exkursen über Verskunst und Denkungsweise des Dichters und seiner Zeitgenossen, denen wir staunend zu-

hörten, die wir aber unterbrechen zu müssen glaubten, als die Uhr zwei geschlagen hatte. Da das ganze Haus in tiefem Schlafe lag, geleitete der Herr desselben uns mit einem Lämpchen bis an die Haustür: die Befriedigung darüber, sich einmal voll ausgeben zu können, hatte bei dem seltenen Manne keine Ermüdung aufkommen lassen. —

Länger als bis in die ersten Wochen des Jahres 1858 konnten die im Spätherbst des Vorjahres inaugurierten „französischen Abende“ bedauerlicherweise nicht fortgesetzt werden. Sttingen bereitete seinen Abgang von der Universität vor, mich nahmen Examennöte in Anspruch, und nur ausnahmsweise durften wir uns den Luxus außerhalb unserer Dachstuben verbrachter Abende gestatten. Ein gewisser Zusammenhang mit dem Manne, dem wir so tief verpflichtet waren, blieb uns gleichwohl gegönnt.

Im Frühjahr 1859 begleitete Liphart seinen Sohn nach Erlangen, wenige Monate später verließ ich die Universität und es vergingen Jahre, bevor ich dem verehrten Lehrer des Winters 1857/1858 wieder begegnen durfte. Als das geschah, hatte er Dorpat verlassen, um die geliebte Embachstadt nur noch ein (oder zwei)mal als Gast, und auf kurze Zeit wiederzusehen. Eine im Jahre 1862 unternommene, ursprünglich auf wenige Monate angelegte Reise nach Deutschland und Italien dehnte sich zu jahrzehntelanger Niederlassung in Florenz aus. Die nächste Veranlassung dazu hatte der Umstand geboten, daß Lipharts jüngster Sohn sich zum Maler ausbilden wollte, das übrige hatte sich aus Verhältnissen ergeben, von denen der beruflose Mann sich auch diesmal leiten ließ.

Auf dem bei Florenz belegenen königlichen Lustschlosse Quarto lebte seit Anfang der sechsziger Jahre die Großfürstin Maria Nikolajewna, in erster Ehe mit dem Herzog Maximilian von Leuchtenberg, nach dessen Tode mit dem Grafen Gregori (Grischka) Strogonow verheiratet (November 1856). Der St. Petersburger Herrlichkeiten und der reichlich genossenen Freuden des Salonlebens müde geworden, hatte die schönste, gestrengste und temperamentvollste der drei Töchter des Kaisers Nikolaus I. sich mit ihren jüngeren Kindern im Arnotal niedergelassen, um fortan der Natur und ihren künstlerischen Interessen zu leben. Personen der großfürstlichen Umgebung hatten Ihrer Kaiserlichen Hoheit von dem in Florenz lebenden merkwürdigen livländischen Baron erzählt, der einer der vorzüglichsten Kunstkenner und zugleich eines der größten Originale seiner Zeit sein sollte. Liphart, der trotz strenger Loyalität gegen das Kaiserhaus und mehrfacher Beziehungen zu Mitgliedern desselben höfischem Treiben und höfischer Gene durchaus abgeneigt war, suchte die ihm gewordene Einladung nach Quarto unter schicklichen Worten abzulehnen; unter anderem erwähnte er, daß er keinen Frack besitze und mangels eines

solchen hofunfähig sei. Die Neugier der Großfürstin wurde durch diese noch nicht dagewesene Entschuldigung erst recht gereizt. Sie gab zur Antwort, daß Herr von Liphart mit wie ohne Frack willkommen sein werde und daß sie die frühere Einladung wiederhole. Diese Botschaft wurde in so verbindliche Formen gekleidet, daß ein Sträuben gegen den Inhalt derselben nicht wohl möglich war und daß der Geladene sich fügen mußte. Die unter so eigentümlichen Verhältnissen eingeleitete Bekanntschaft verwandelte sich schon nach den ersten Berührungen in herzliche Freundschaft. Liphart wurde nicht nur zum Freunde, sondern zeitweise zum Genossen des großfürstlichen Hauses, in welchem er mitunter Wochen und Monate verbrachte. Der Offenheit und Liebenswürdigkeit, mit welcher die Kaisertochter ihre wechselvolle Vergangenheit vor dem neuen Freunde ausbreitete und seinen Rat in großen und kleinen Dingen einholte, vermochte er, dem alle Eigenschaften des damoiseau fehlten, nicht zu widerstehen, der hohen Frau aber war ein Mann von der geistigen Bedeutung — und von der vertrauensvollen Rücksichtslosigkeit Lipharts noch nicht vorgekommen. Bei der Auswahl künstlerischer Anschaffungen mußte er ebenso aushelfen wie bei der Erziehung der großfürstlichen Kinder; zeitweise wurde von ihm sogar die Leitung des Unterrichts übernommen, den Lehrer seiner Wahl dem jüngsten der Leuchtenbergischen Söhne, dem (im Kriege von 1877 gefallenen) Prinzen Sergey erteilten. Galt es die Beschichtigung einer der Florentiner Galerien, so verstand sich von selbst, daß Liphart die Führerschaft übernahm; entschloß man sich zu Besuchen benachbarter Städte oder Landschaften, so traf er die erforderlichen Anordnungen, — sollte ein einsamer Winterabend mit Lektüre ausgefüllt werden, so wählte er die Bücher aus; der Mehrzahl alter und neuer Kultursprachen gleich mächtig (das Russische war dem Livländer de l'ancienne trempe freilich fremd geblieben), griff er heute zu Voltaireschen Romanen und Lehrgedichten, morgen zu Dante oder Tasso, ein drittes Mal zu neuen Erscheinungen der englischen oder deutschen Literatur. Ob die Großfürstin allein war oder ob sie hohe Gäste bei sich sah, machte dabei keinen Unterschied. Liphart wurde als Mitglied der Familie angesehen, von den jüngeren Angehörigen derselben „Onkelchen“ genannt und in die Lage gebracht, die Leiden und Freuden seines eigenen Hauses mit der Großfürstin und deren näheren Freunden bis ins einzelne zu besprechen. Unsere Kaiserin Friedrich, die als Kronprinzessin wiederholt nach Quarto gekommen war, hat mir bei Gelegenheit erzählt, daß sie über Lipharts neun Schwestern und deren Familien so genauen Bescheid wisse, als habe sie dieselben persönlich kennen gelernt. Daß die Grundanschauungen, von denen der orthodoxe Lutheraner und die nichts weniger als rigoristische Fürstin ausgingen, durchaus verschieden waren, scheint die



Mitau in Kurland: Das Rathaus am Marktplatz; es wurde im Jahre 1743 erbaut



Mitau in Kurland: Alter Speicher in einem Hofe an der großen Straße



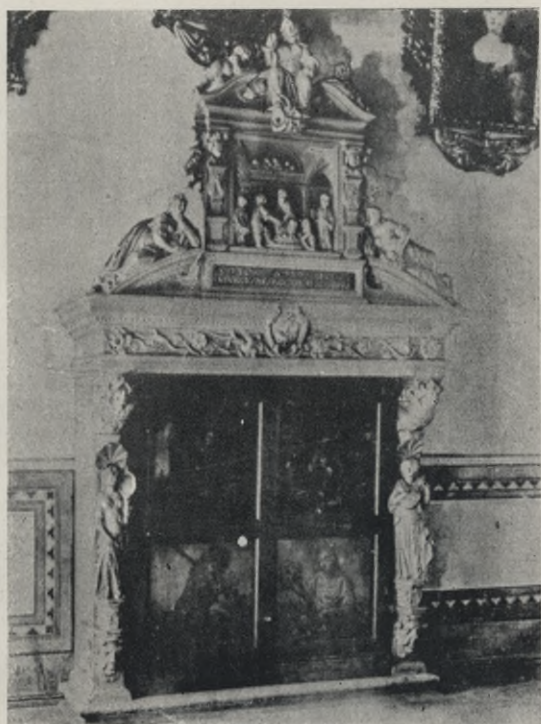
Mitau in Kurland: Der rechteckige Marktplatz mit der Trinitatiskirche ist eine ausgesprochen deutsche Platzanlage; über diesen Platz führt die große Straße, die das nördliche Rußland mit Europa verbindet



Mitau in Kurland: Alter Hof am Rathaus



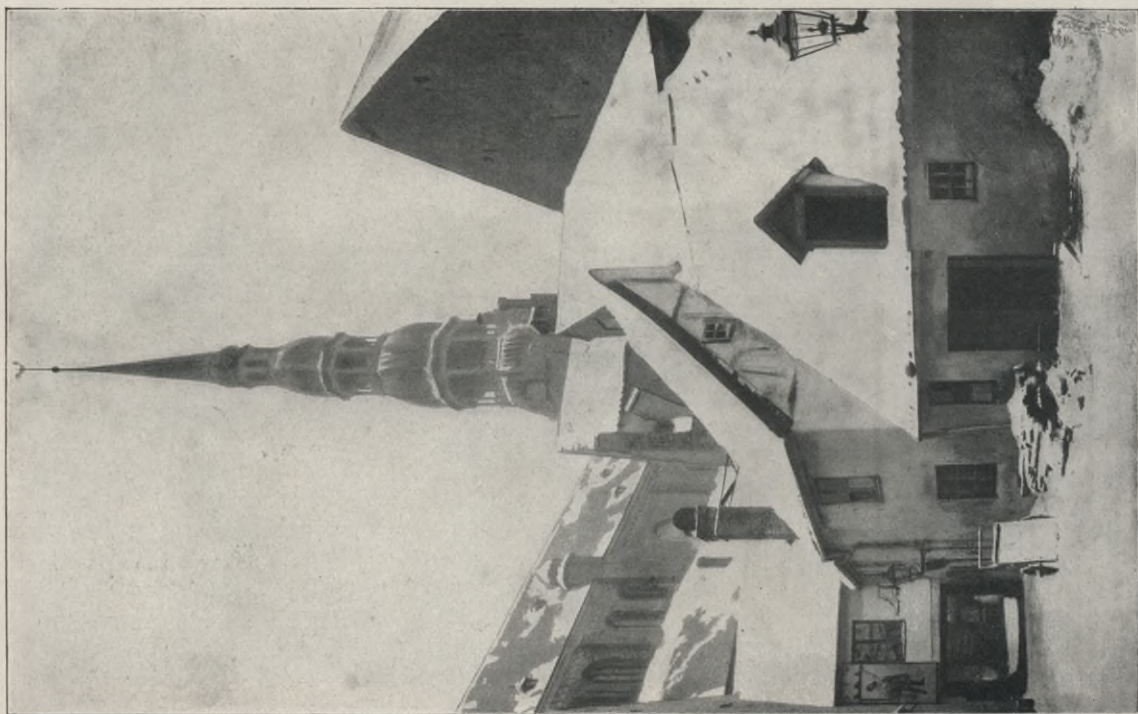
Der Hof des Konvents zum heiligen Geist in Riga; im Hintergrund die Petrikirche; der sichtbare Teil des Turmes ist aus Holz und gilt als ein Wunderwerk deutscher Zimmerkunst



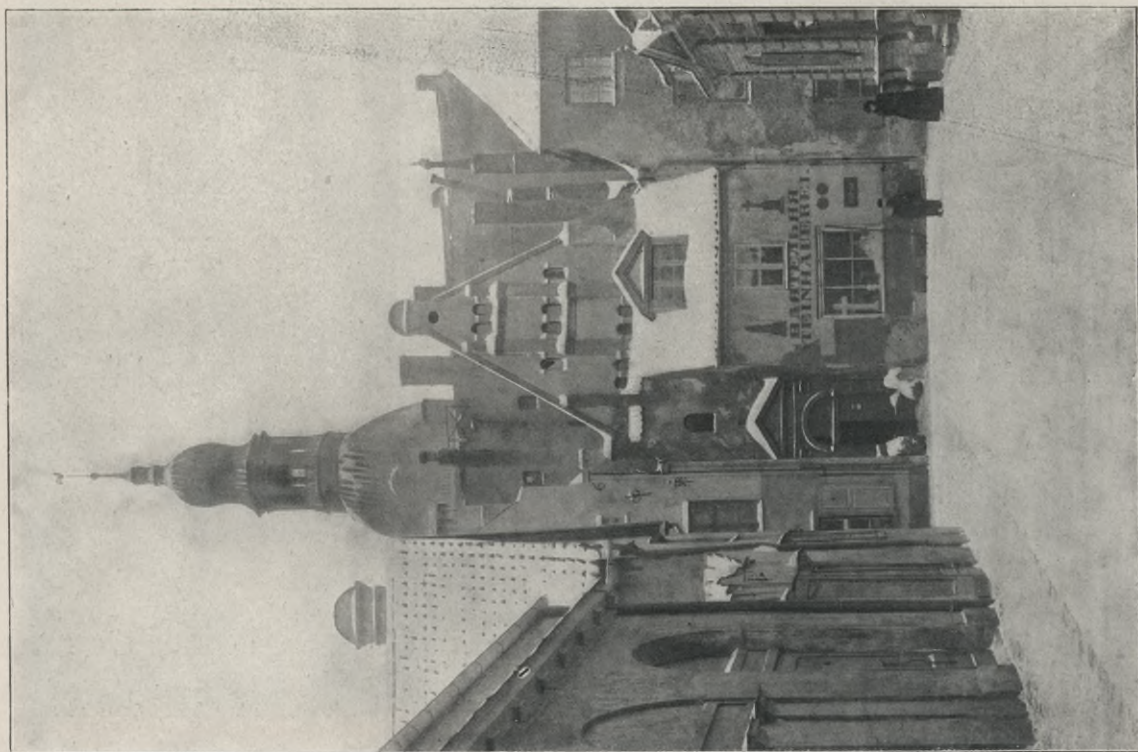
Links oben: Der alte Saal im Haus der großen Gilde in Riga; das zweischiffige Kreuzgewölbe ruht auf sechs Säulen; der Saal wurde im 13. Jahrhundert erbaut. Rechts oben: Kapitelsaal der Arensburg „Adlersburg“ auf der Insel Osel. Links unten: Tür des Zuckerbäckerschen Hauses in Riga. Rechts unten: Kamin in der großen Gilde in Riga



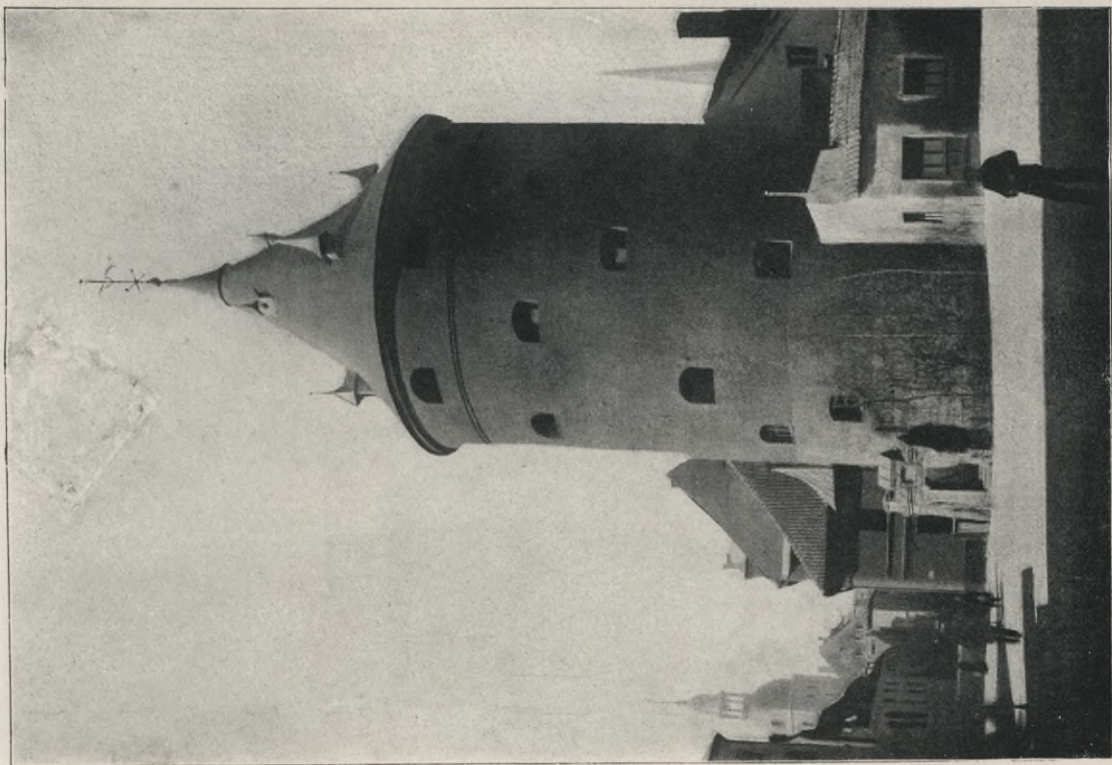
Livland: Kreuzgänge des Doms zu Riga mit Blick in den Klosterhof



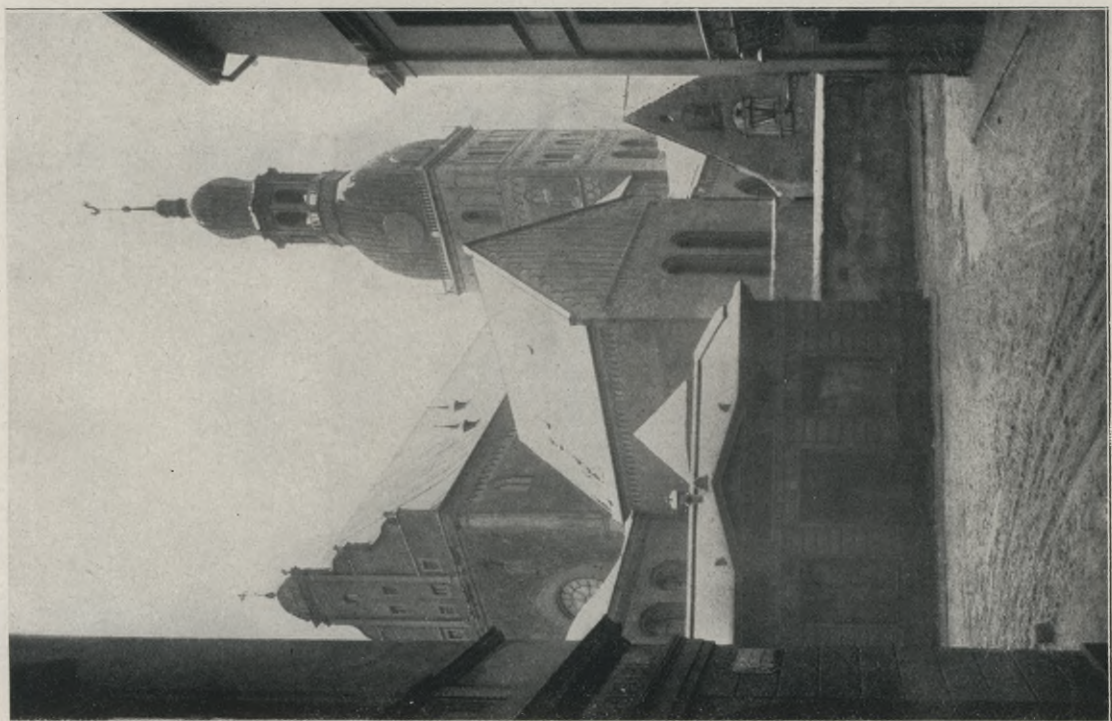
Livland. Riga: Alter Hof im Schnee mit Petrikirche



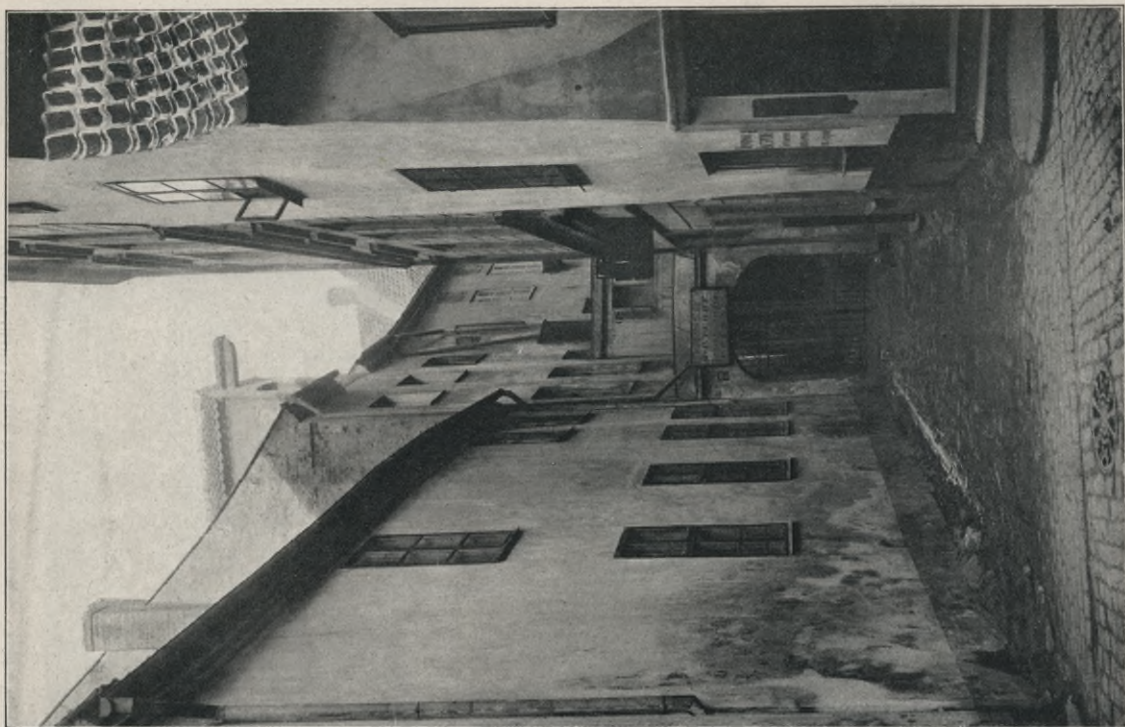
Livland: Alte Straße in Riga und Blick auf den Dom



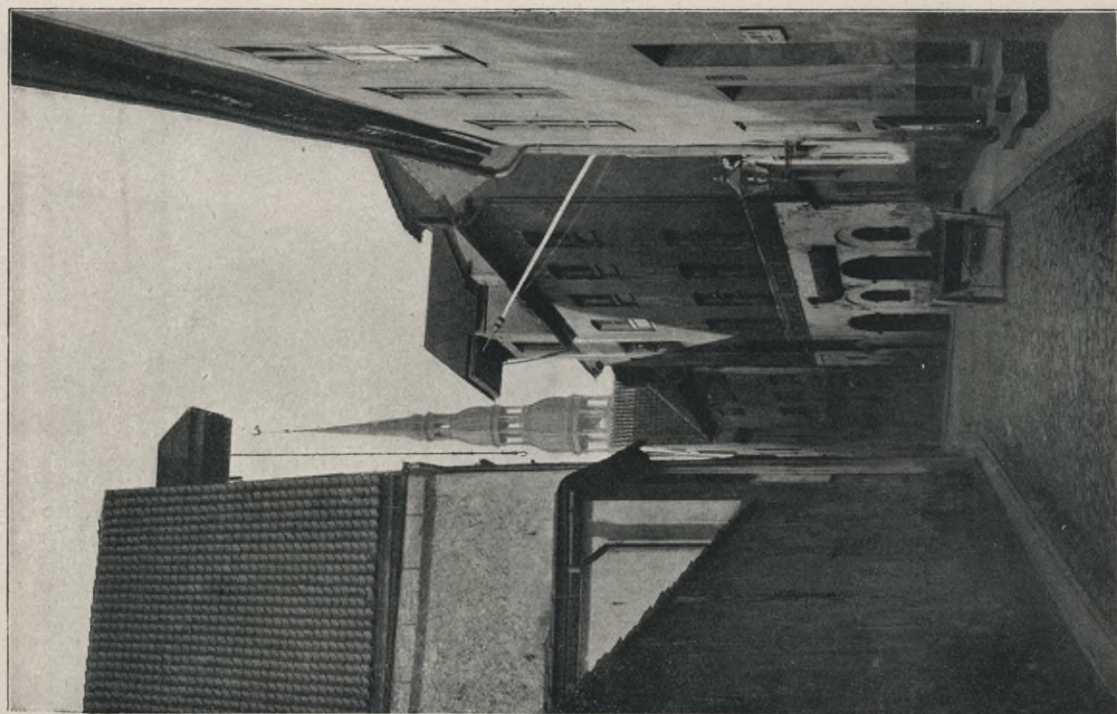
Goodner phot. Der Pulverturm in Riga



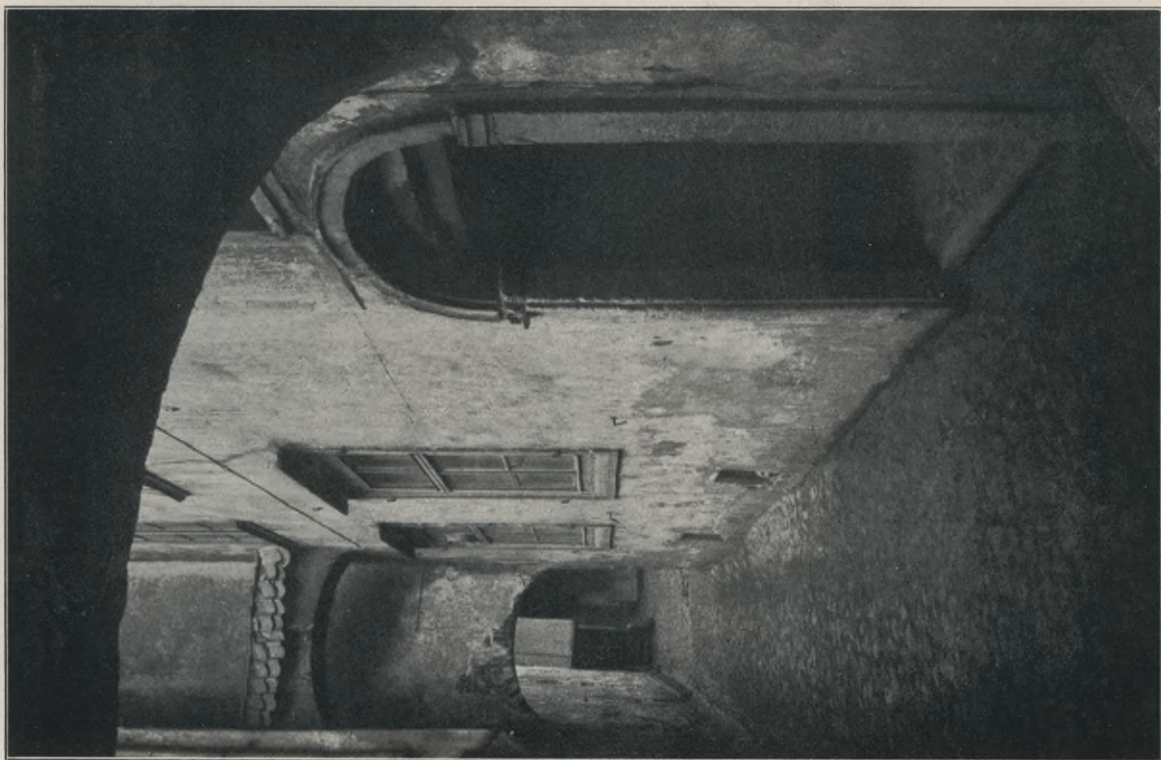
Livland: Blick auf den Dom in Riga



Livland: Alte Straße in Riga



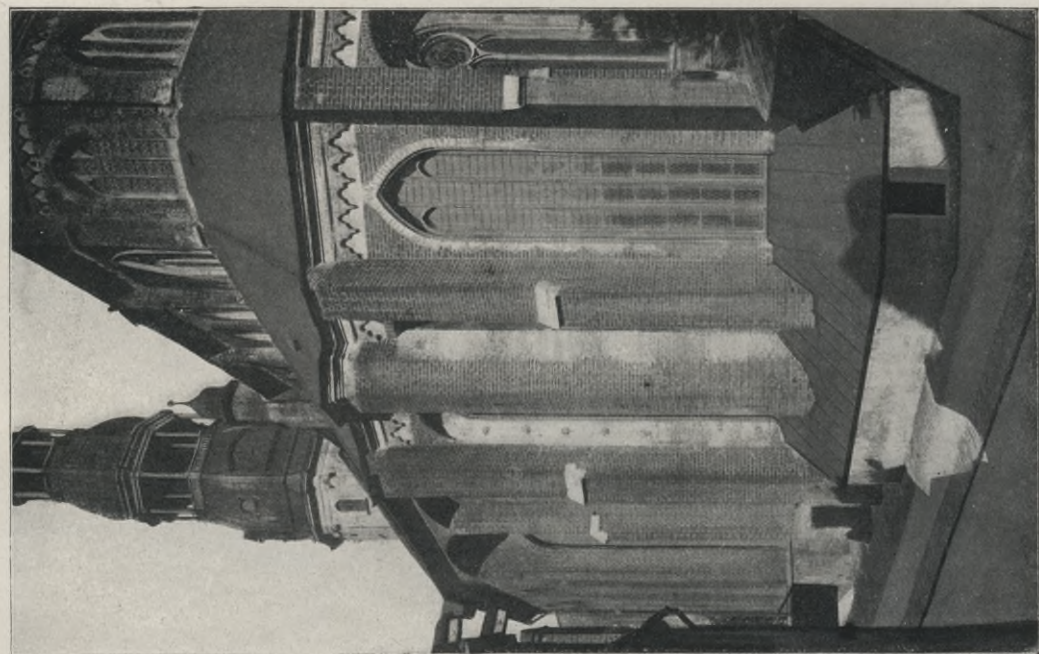
Livland: Alte Straße in Riga mit Durchblick auf die Petri-Kirche



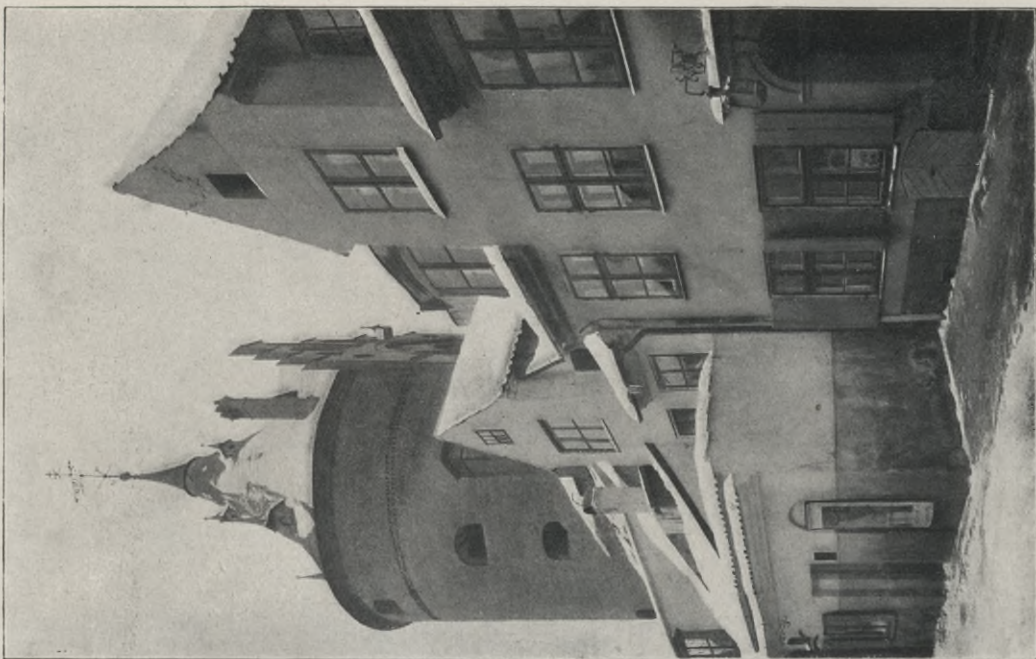
Eivland: Alte Strøse in Nige



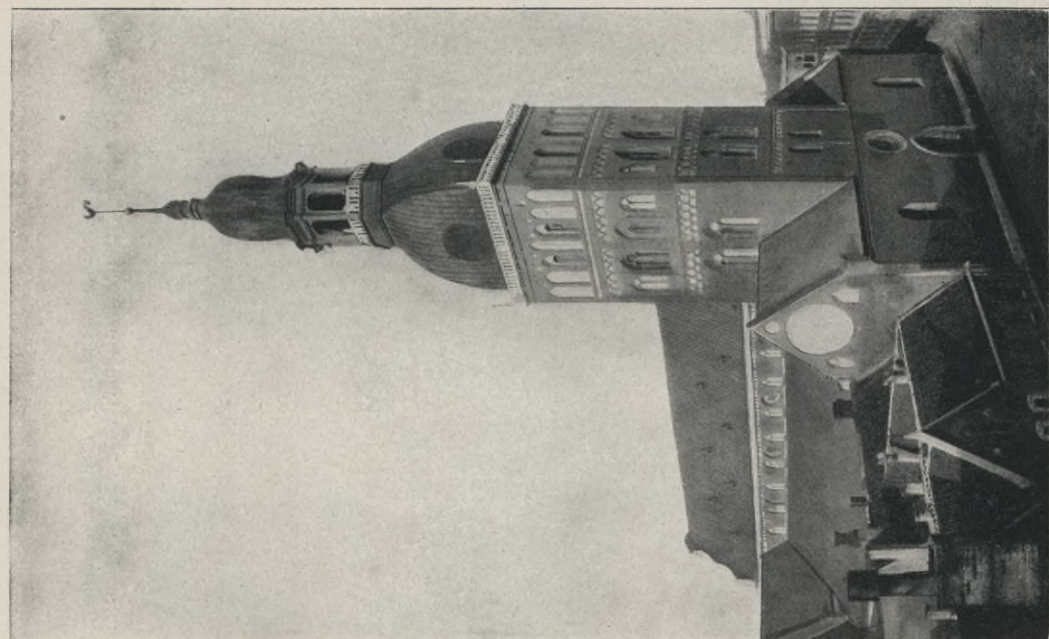
Eivland: Alter Hof in Nige



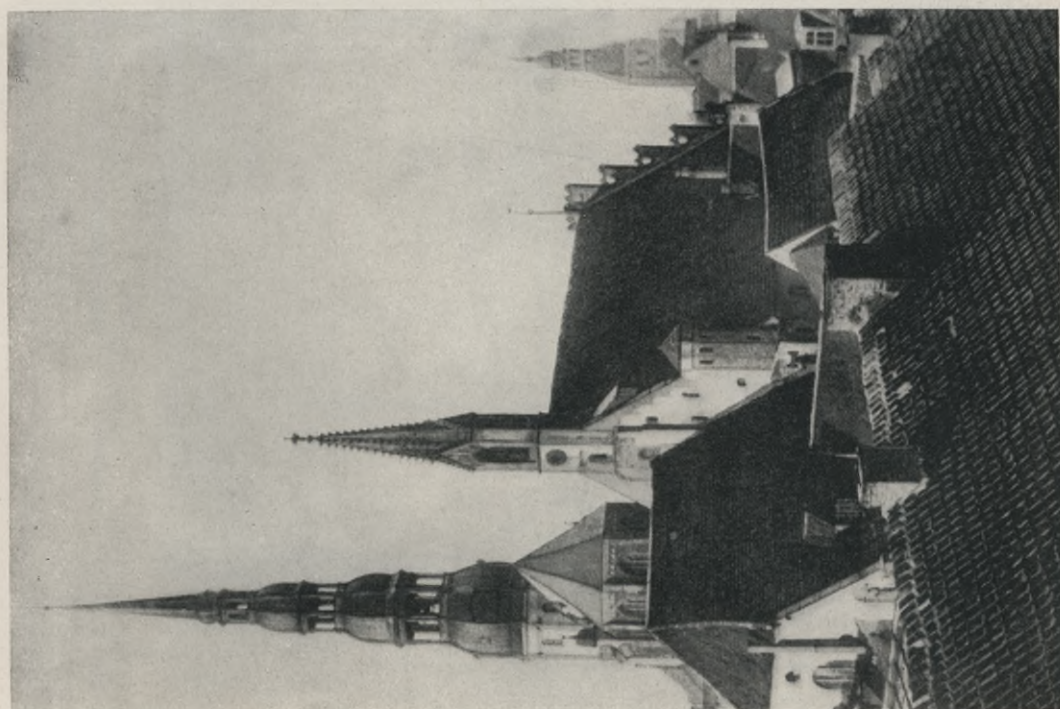
Livland: Die St. Peterskirche in Riga



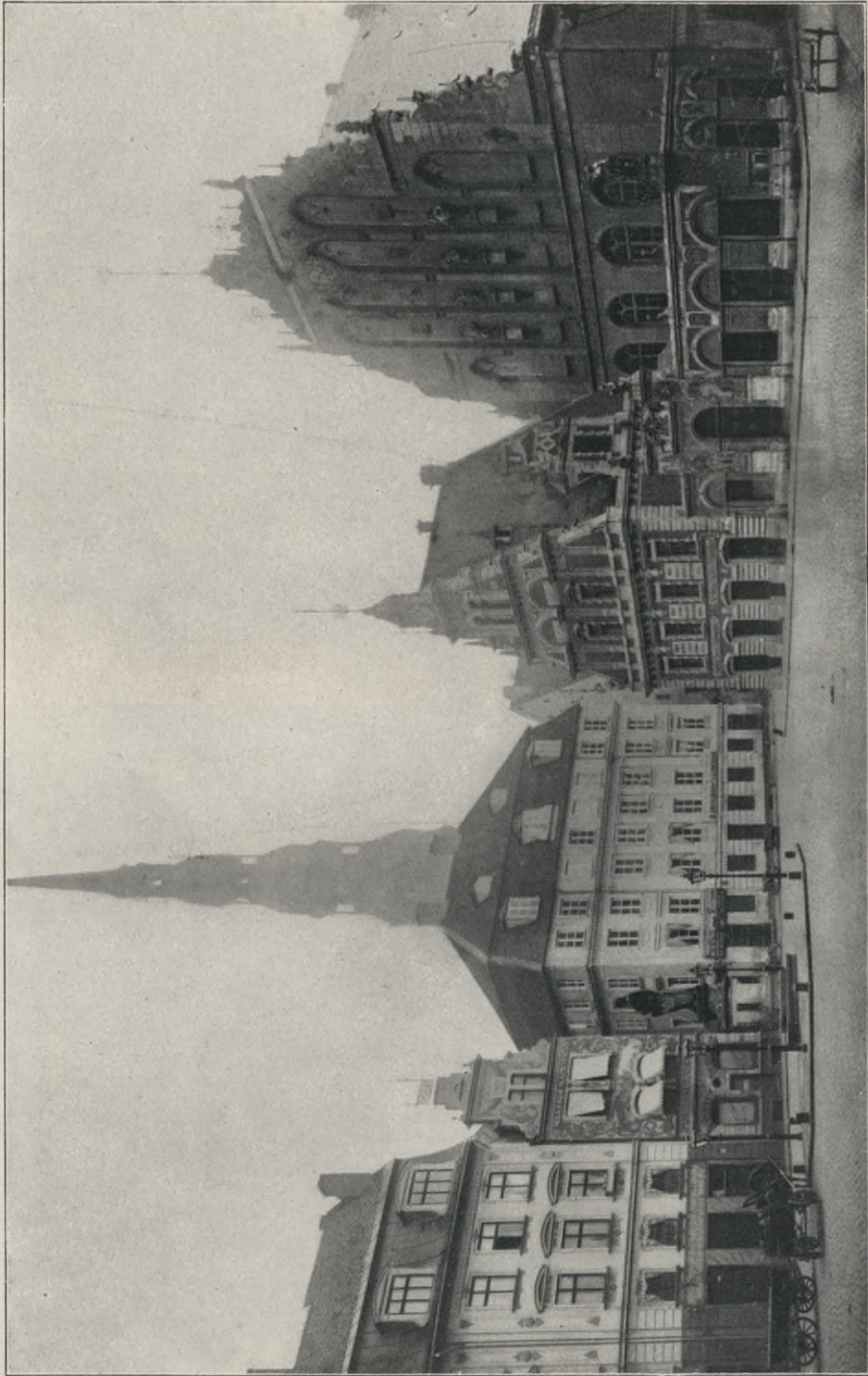
Livland: Der Pulverturm in Riga



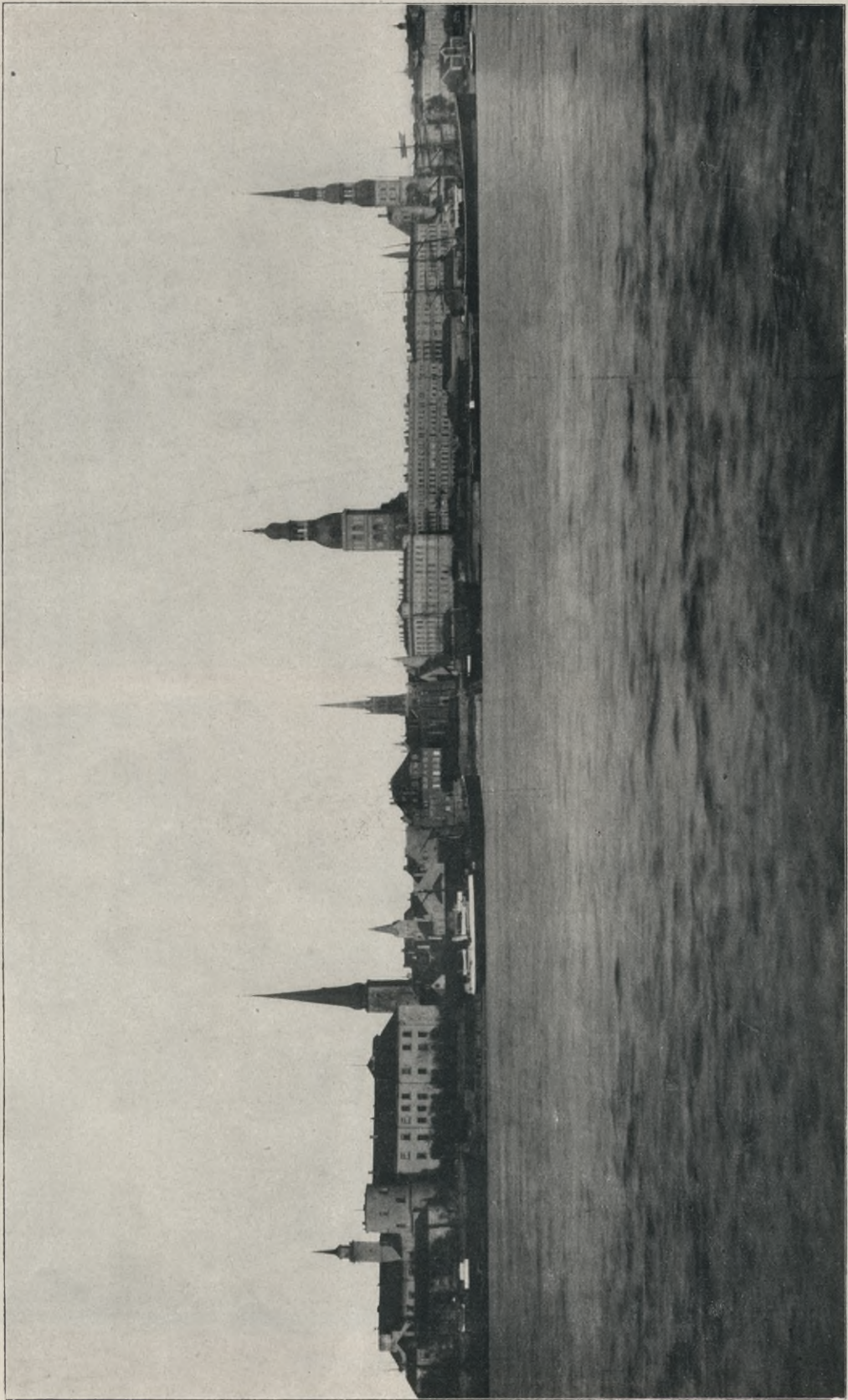
Estland: Der Dom in Riga, erbaut in der Mitte des 13. Jahrhunderts



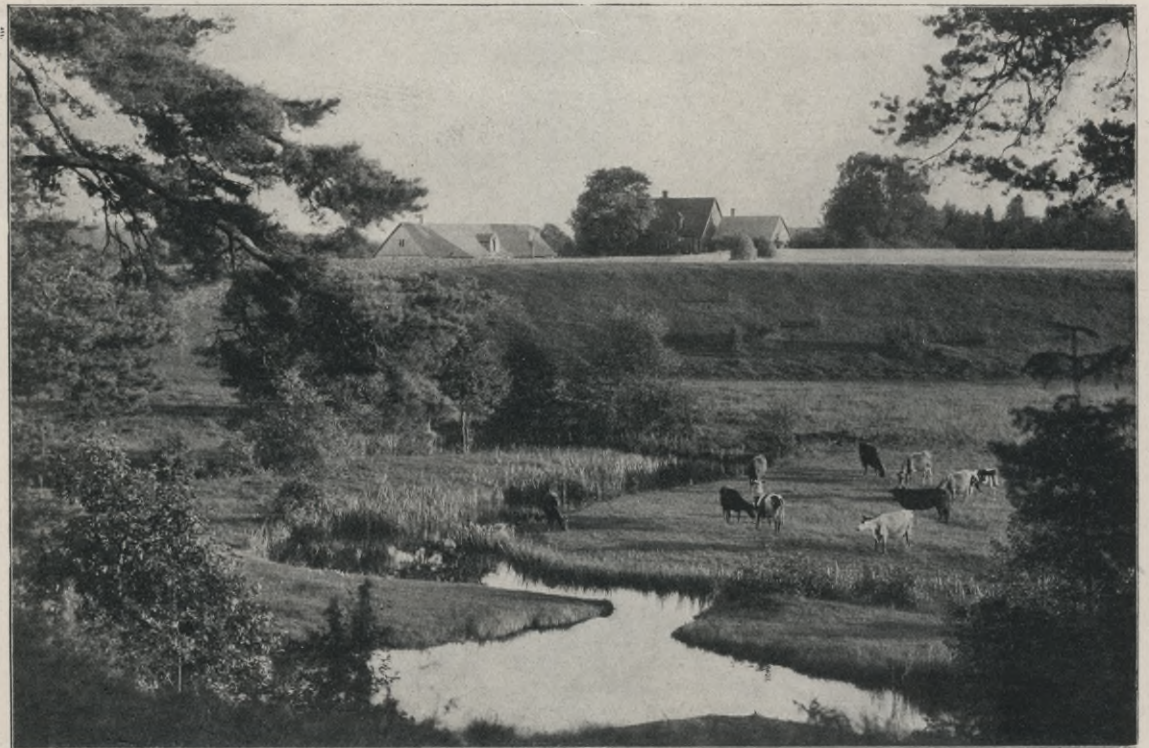
Estland: St. Peter, St. Johannes und Dom in Riga



Der Rathausplatz mit dem Schwarzhäupterhaus auf der rechten Seite; die Schwarzhäupter waren eine Vereinigung unehelicher deutscher Kaufleute, die den Kopf des heiligen Mauritius im Wappen führten. Der Bau stammt aus dem 13. Jahrhundert. Im 17. Jahrhundert wurde der Giebel mit Dolufen und Zierat der Spätrenaissance geschmückt



Sicht von Riga von der Balseite



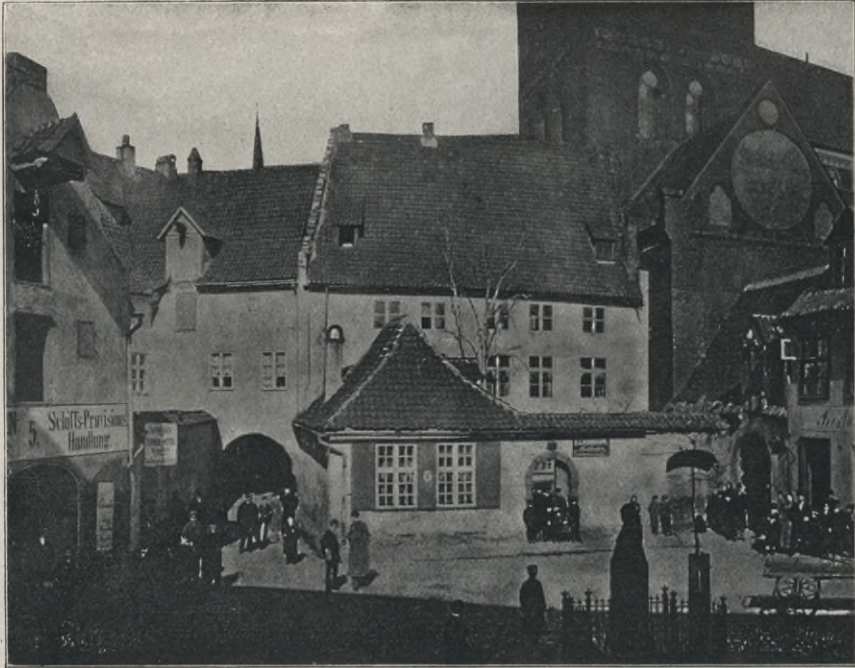
Kurland: Baldohn im Kreis Bauske



Livland: Heiligensee



Kurland: Am See in Spahren



Gäusergruppe vor dem Dom in Riga



Die Türen zur St. Peterskirche in Riga



Das Blochschs Hötchen an der Mitauer Chaussee bei Riga



Ebelshof bei Riga



Ebelshof bei Riga: Gartenhaus



Gartenhaus des Bloßschen Hofchens bei Riga



Rundtempel im Ebelshof bei Riga



Der Esenhof bei Riga



Das Gutshaus Ludenhof bei Dorpat



Das Gutsgebäude von Usküll bei Riga wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vom Freiherrn von Vietinghoff erbaut; der Entwurf des vornehmen und behaglichen Baues stammt wahrscheinlich von dem Rigaer Baumeister Christoph Haberland



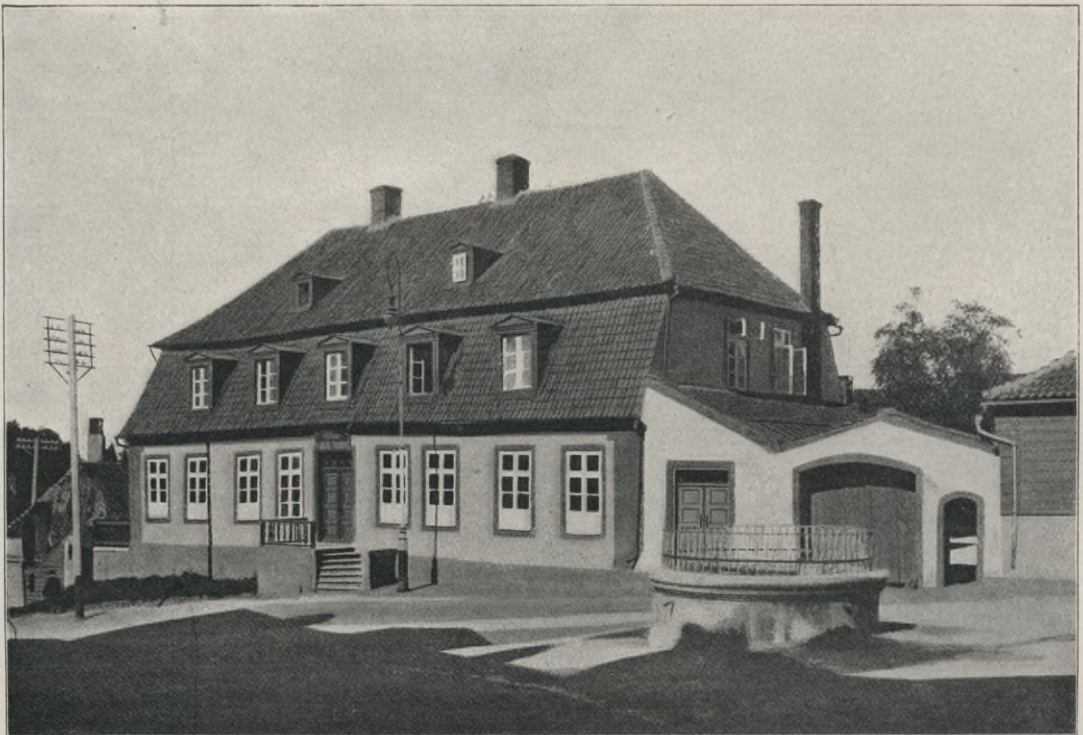
Gut Usküll in Nordholland. Besitzer Baron von Sivers



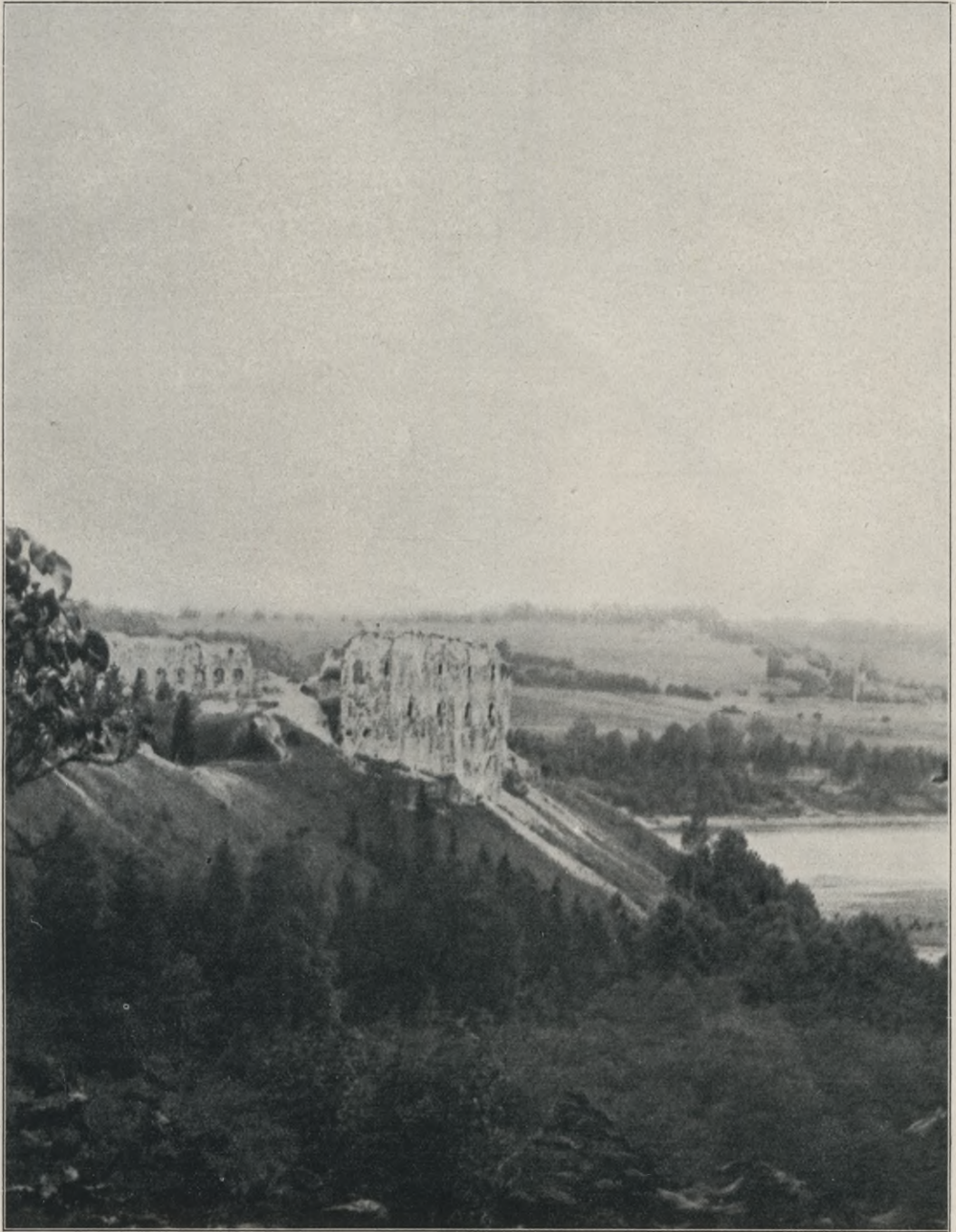
Schloß Srefel



Wenden in Livland: Das Haus Heinrich von Meyer, erbaut etwa 1800, ein dunkler, unbekleideter Holzbau mit weißen Säulen, Sims und Fenstern



Wenden in Livland: Müllersche Schule; ehemals das Haus des Dichters Adolphi



Stoedtner phot.

Livland: Ruine Kokenhusen an der Düna unterhalb von Jakobstadt



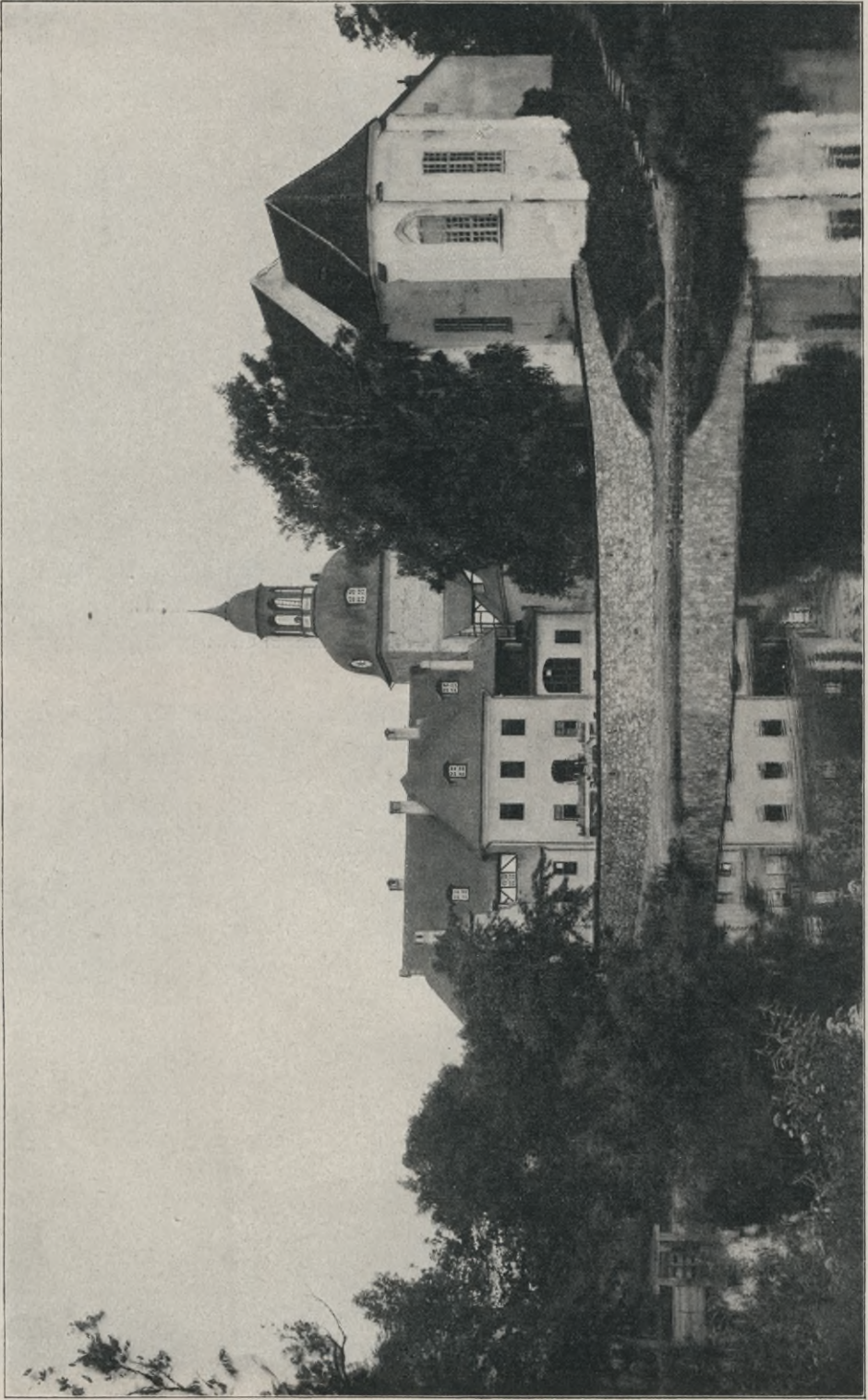
Die Schloß-Ruine Sellin in Norddovland



Este aus Nordlivland



Rittergut Smilten im Walfischen Kreis in Livland



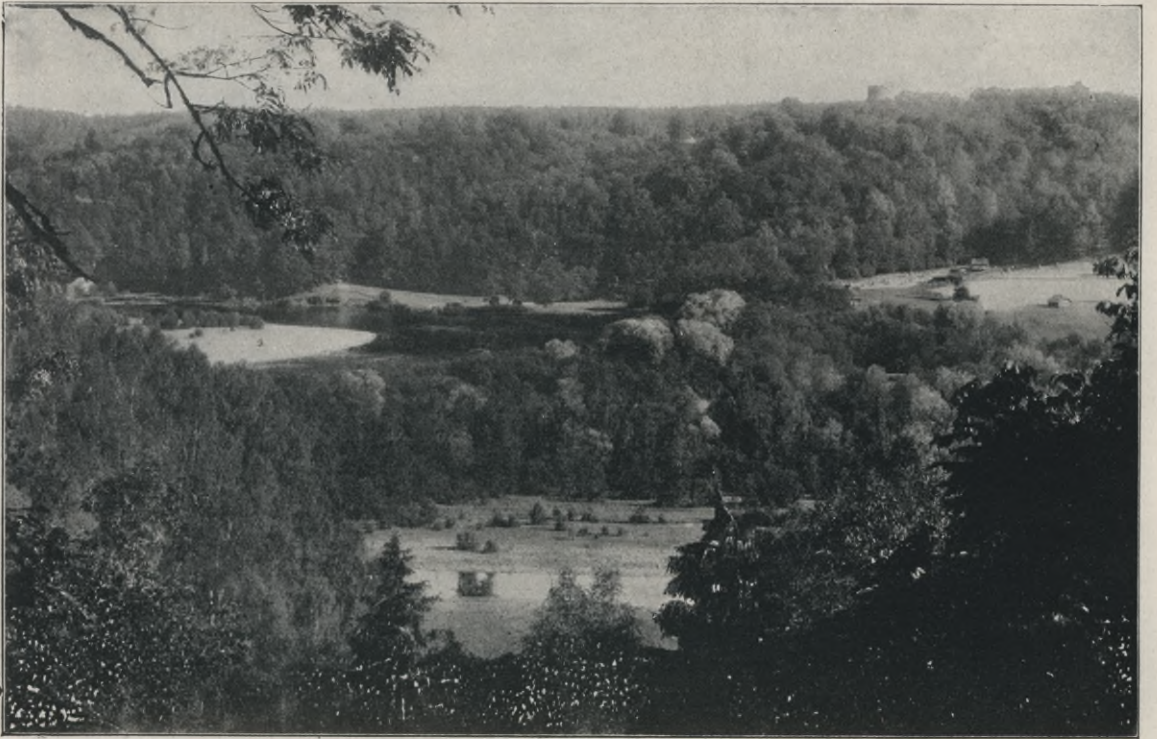
Schloß Groß-Koop in Livland. Altes Ordensschloß



Ruine des Ordenschlosses Tricaten bei Wolmar in Livland



Ruine des alten Ordenschlosses Marienburg in Livland



Aus der livländischen Schweiz: Das Aa-Tal mit der Ruine Treiden



Winterlandschaft in Lapland



Hvotland: Die untere Düna



Hvotland: Am Strand bei Riga



Die protestantische Geistlichkeit des Landes schreitet in feierlichem Zuge anlässlich der Jubiläumssynode in Dorpat zur Johanniskirche



Die Universität, unter Kaiser Alexander I. am Anfang des 19. Jahrhunderts erbaut. Rechts der Turm von St. Johannis



Dorpat: Die Steinbrücke über den Embach, von der Kaiserin Katharina II. der Stadt zum Geschenk gemacht



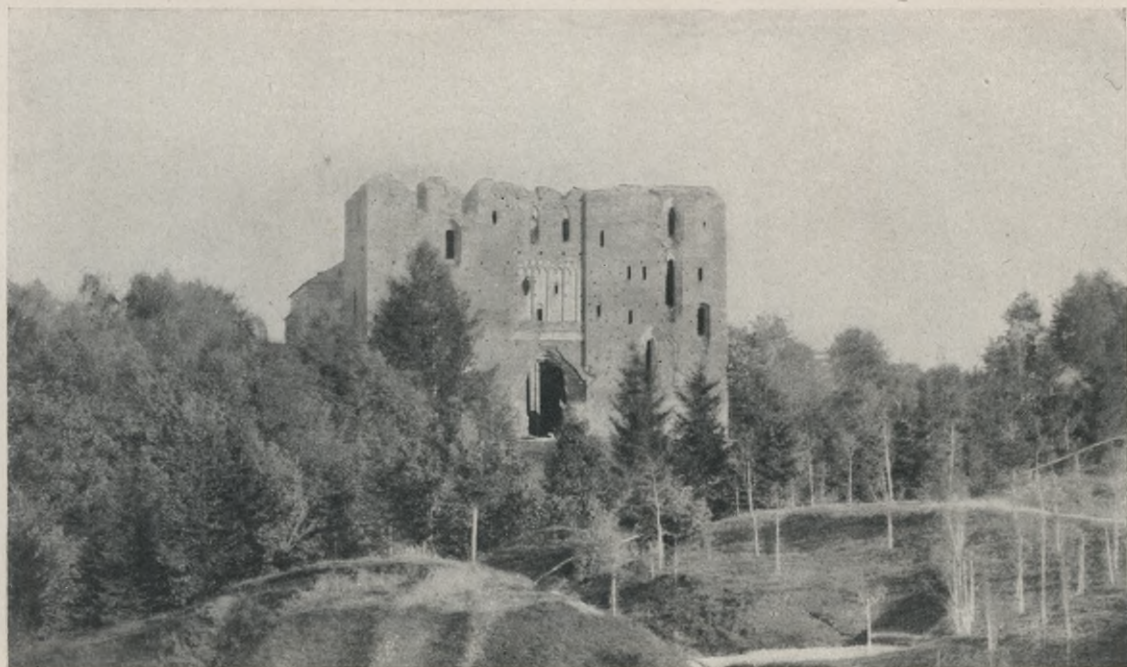
Dorpat: Holzene Brücke über den Embach



Embach mit Schiffen und Steinbrücke



Das Rathaus in Dorpat



Domruine zu Dorpat. Der prächtige gotische Dom, die bischöfliche Kathedrale, fiel im 17. Jahrh. einem Brande zum Opfer



Universitäts-Bibliothek in Dorpat. Der Chor der Domruine wurde im 19. Jahrhundert ausgebaut und dient zur Aufnahme der bedeutenden deutschen Bibliothek von 240000 Bänden



Domruine in Dorpat
Innenansicht der Ruine vom Chor aus gesehen



Estland: Strandhof bei Reval



Estland: Strandhof bei Reval



Estland: Blick auf Reval vom Lande aus, im Hintergrund das Meer



Estland: Gesamtansicht von Xevet



Reval: Vor der großen Strandpforte; in der Mitte der spitze Turm der St. Olafkirche



Estland: Ein Teil der Befestigung von Reval



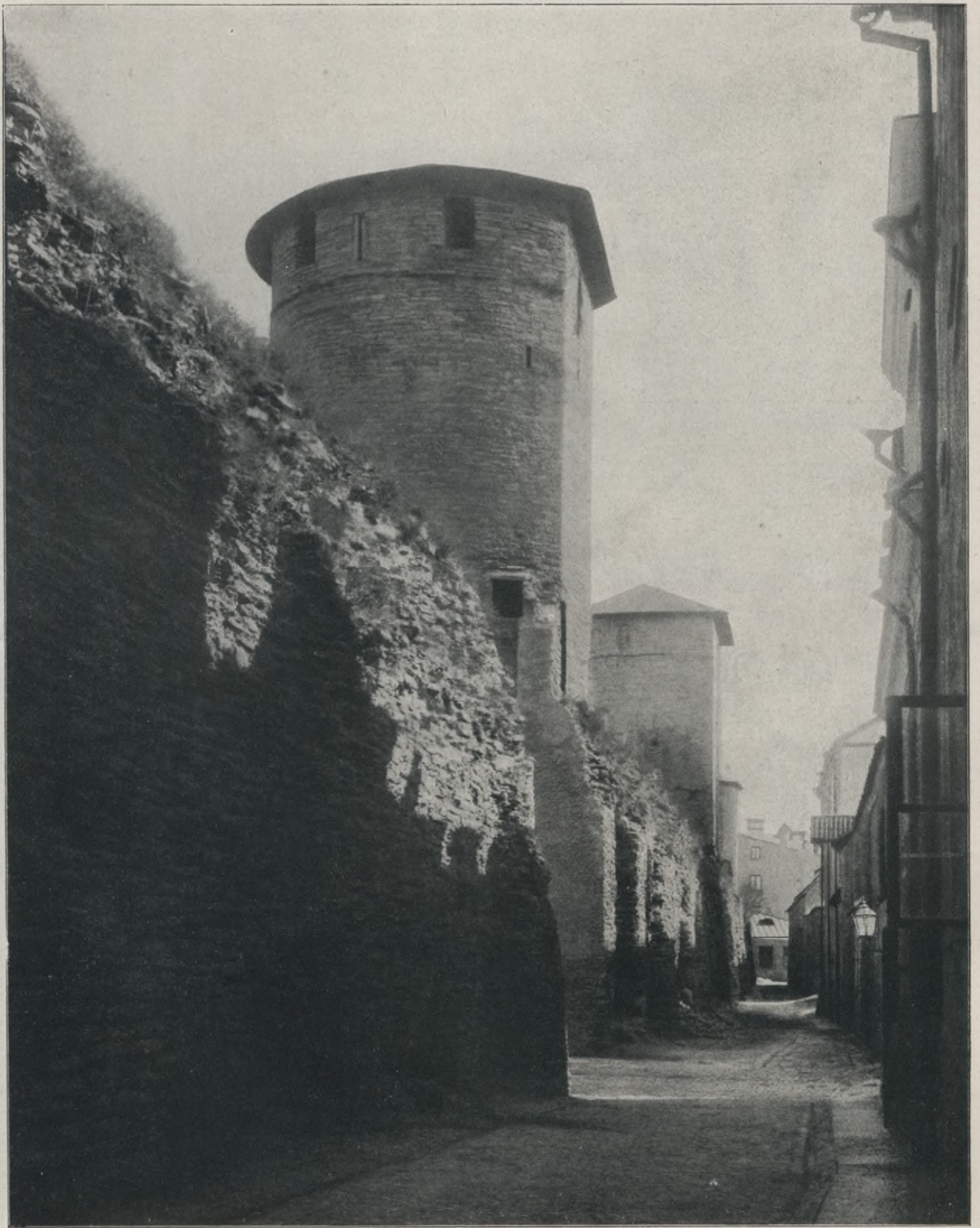
Estland: Das Rathaus am großen Markt in Reval wurde in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erbaut; im Untergeschoß ein Spitzbogengang, in den jetzt Läden eingebaut worden sind; besonders reizvoll ist der schlanke Turm



Estland: Blick vom Sieverschen Garten in Reval



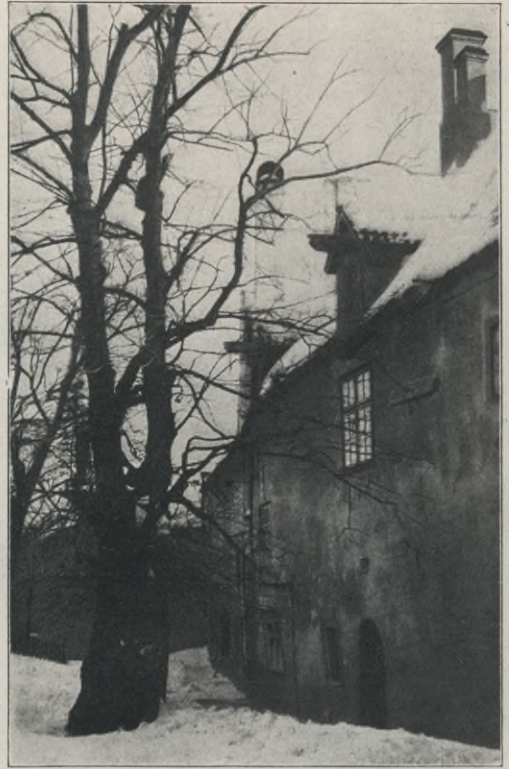
Estland: Garten am Kiek in de Kök in Reval



Reval: Westliche Innenansicht in der Mauerstraße unweit der Schönenturm



Reval: KiiKoleiKirchhof



Reval: Hof des Kochschen Hauses



Reval: Kurzer Domberg



Reval: Blick auf die Ritterstraße



Reval: Rechts der mächtige Bastionsturm „Dicke Margarethe“, in der Mitte die Olevi-Kirche, links der Mauerturm „Stolting“



Reval: Der lange Domberg



Reval

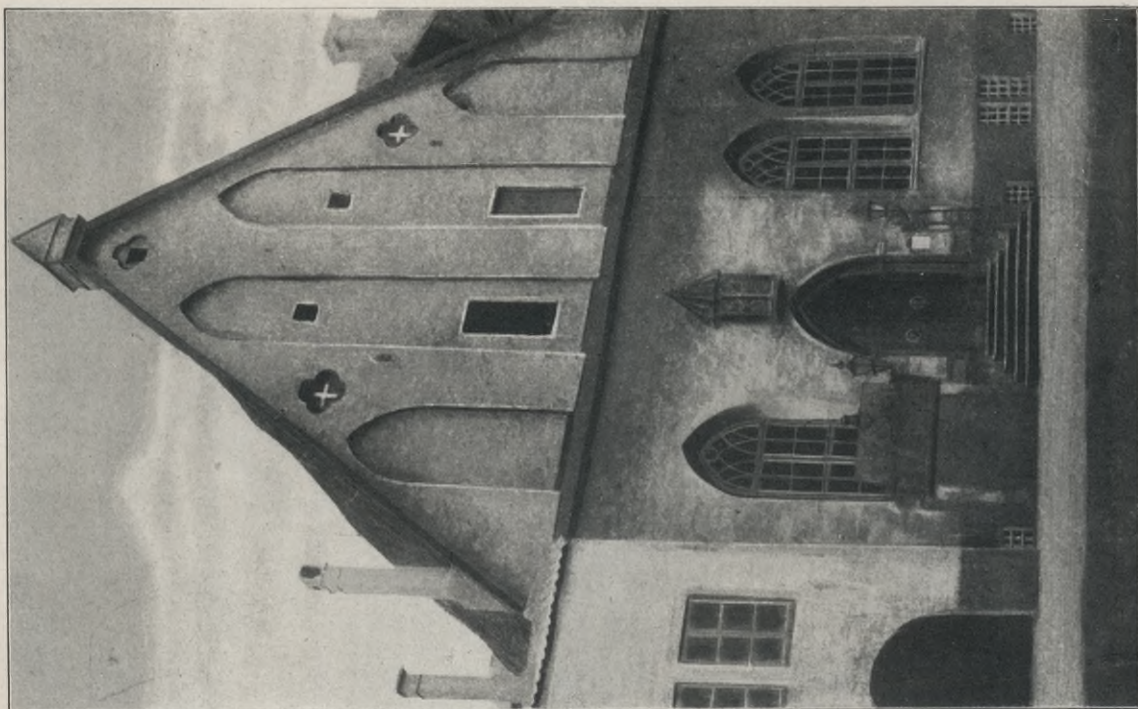
Der Lange Hermann am Schloß in Reval; der Turm ist 45 m hoch und sein Untergeschoß reicht über 29 m tief in den Felsen hinab; er ist ein Teil der ältesten Befestigung von Reval



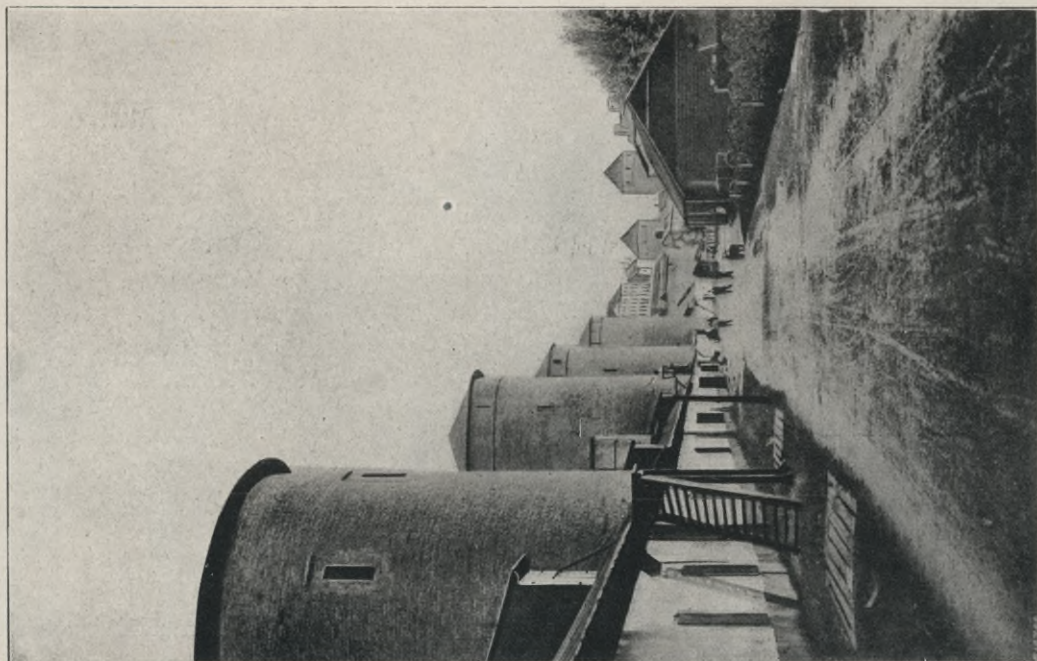
Mauern und Graben von Reval



Gesamtansicht von Reval



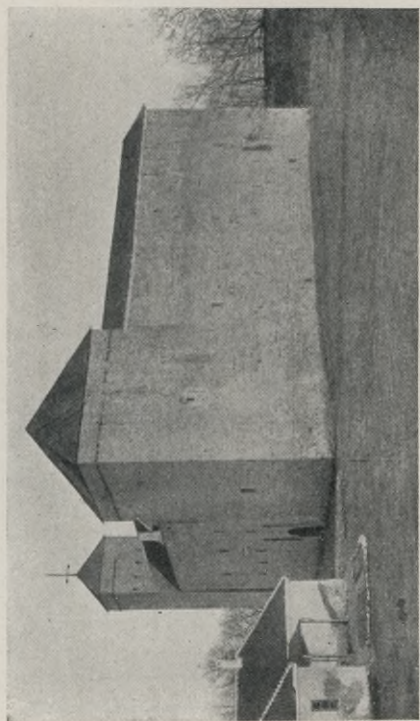
Das Haus der großen Gilde in Keväl; erbaut im Jahre 1410



Die Befestigung an der Westseite Keväls



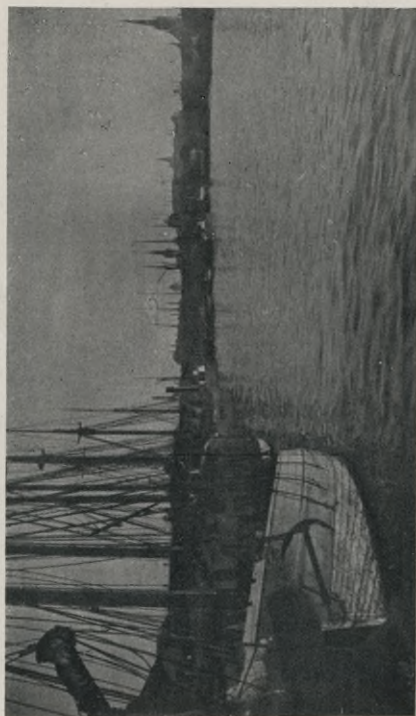
Eingang der St. Nikolai-Kirche in Reval



Die Alenauburg auf der Insel Osel wurde vor 1381 erbaut



Das Bild gibt eine Vorstellung von dem Holzreichtum des Landes



Der Hafen von Reval; im Hintergrunde die Türme der Stadt



Das Schwarzhäupterhaus in Reval



Das Rathaus in Reval



Die Tür des Storellschen Hauses in Reval



Die Tür des Baron Wrangelschen Hauses in Reval



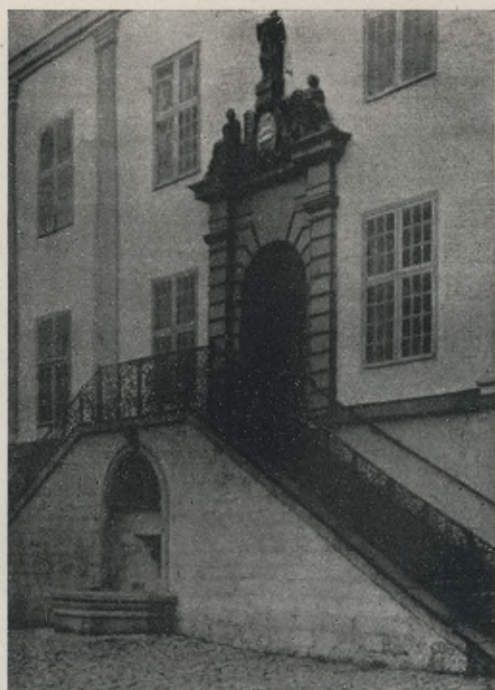
Das Stadtwappen an der großen Strandpforte in Reval



Das Gefühl der Schwarzhäupter in der Nikolaikirche in Reval



Tür des Neumann'schen Hauses in Narva



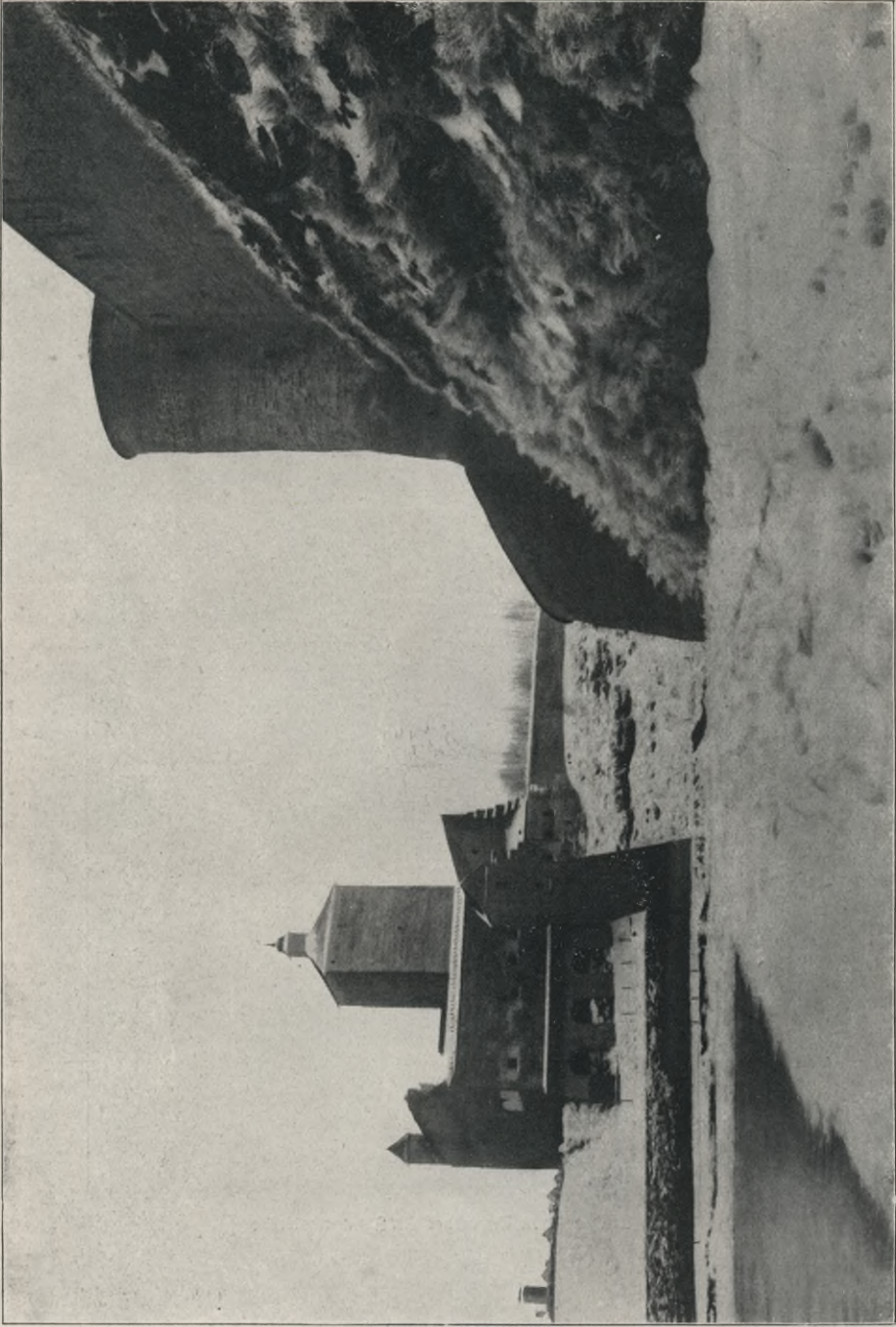
Treppe und Tür des Rathauses in Narva



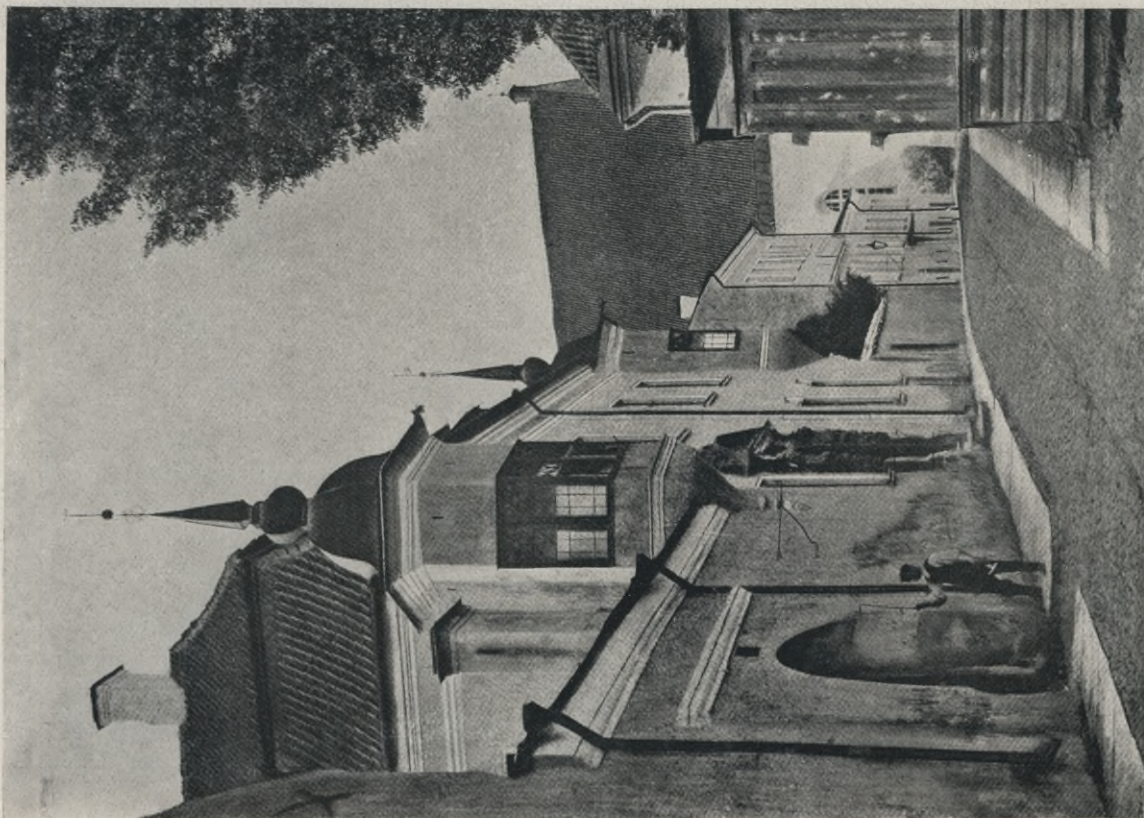
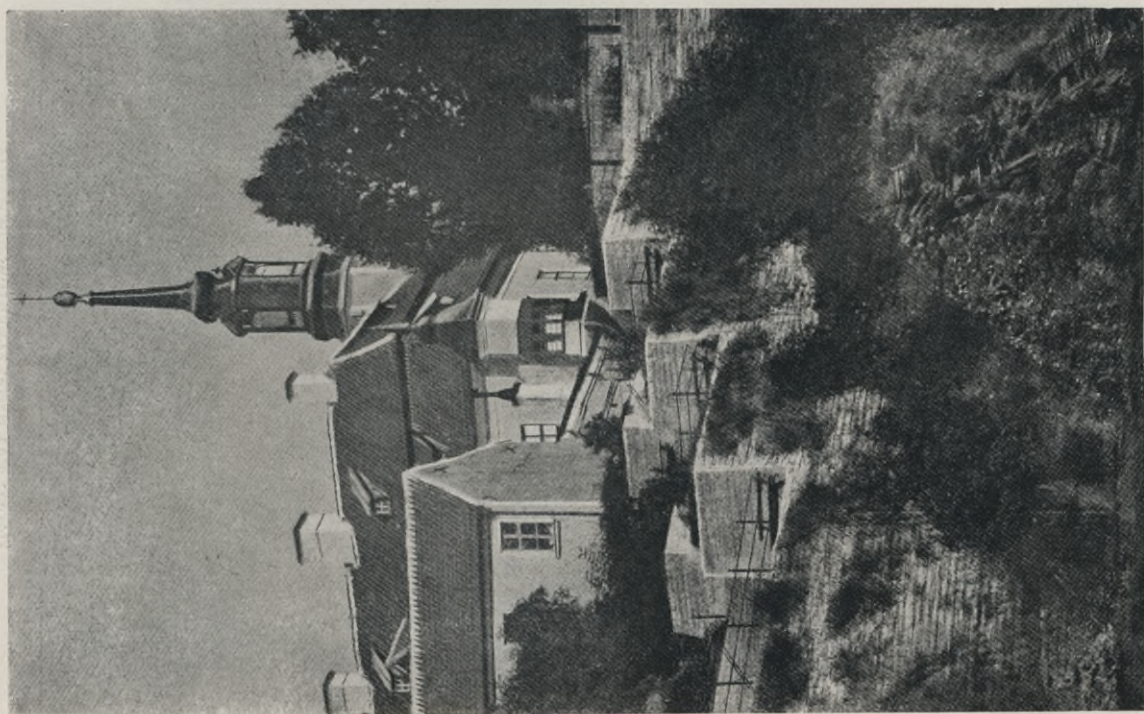
Der alte Markt in Reval



Narva: Blick auf den Turm der St. Johanneskirche



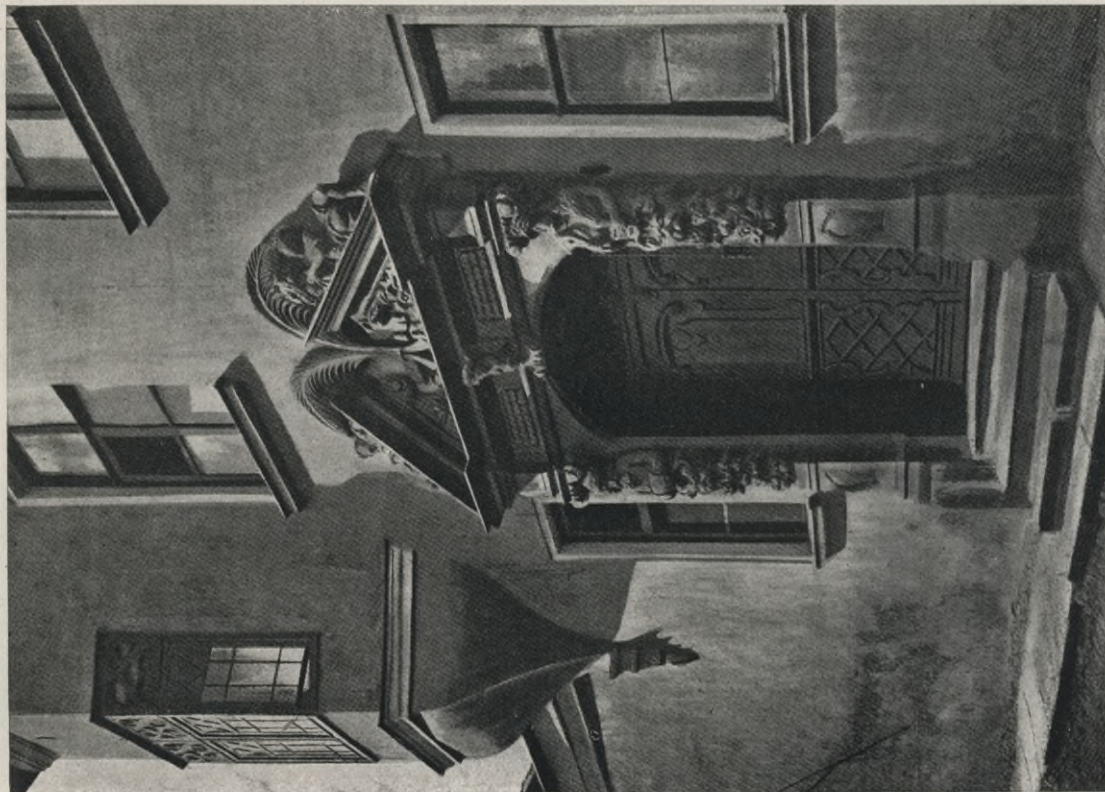
Karva: Teile der Befestigung; links die Schwedenfeste, die schon 1294 erwähnt wird, rechts die Ruinenreste „Zwangorob“, die 1492 erbaut wurde



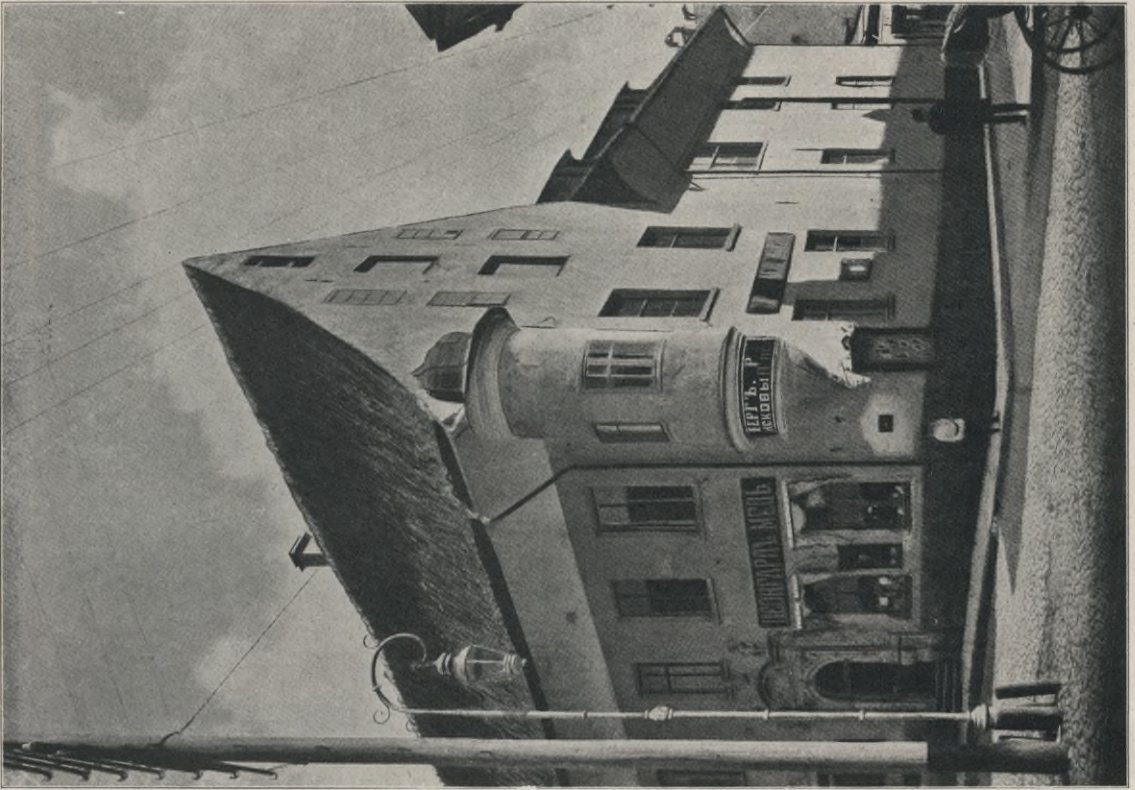
Лавра. Слева: Вид с моста на дом Орловских, да и в 16. столетии построен. Справа: дом Орловских с улицы Острожной



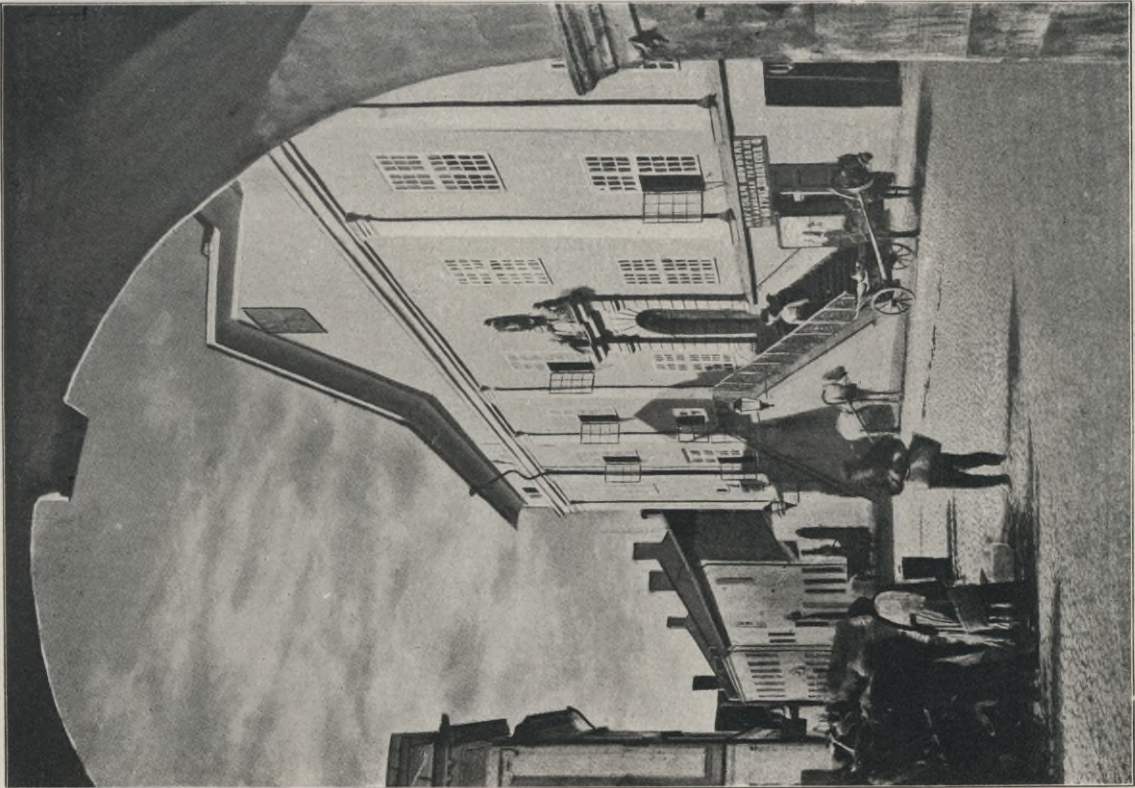
Karva: Das Gitter der Kathautreppe



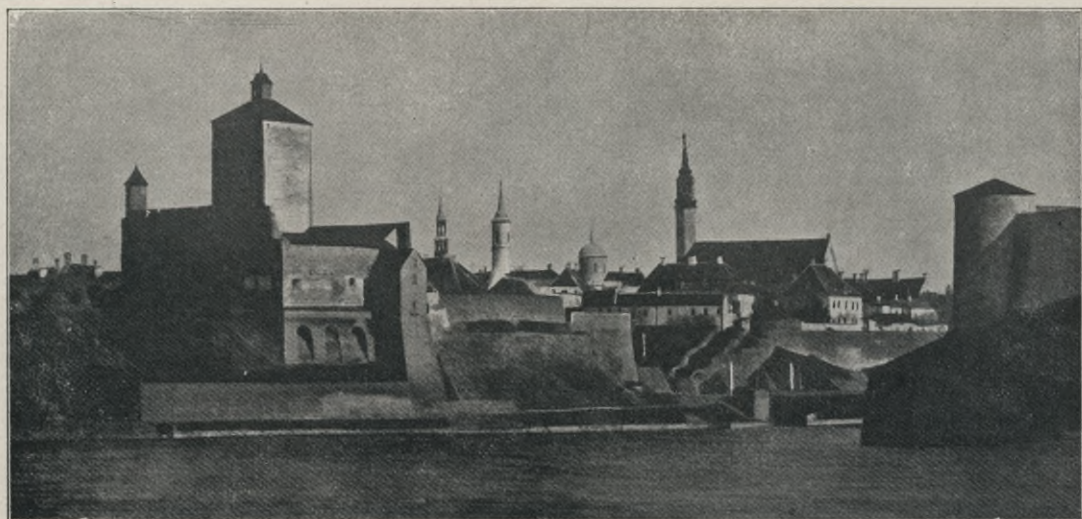
Karva: Das Portal des Orlovjischen Hauses



Karva: Haus an der Ecke der Burg- und Ritterstraße



Karva: Durchblick auf den Marktplatz



Ansicht von Narva



Narva: Festung Zvangorod, die alte russische Zwingburg in Narva



Windmühle in Nordlivland



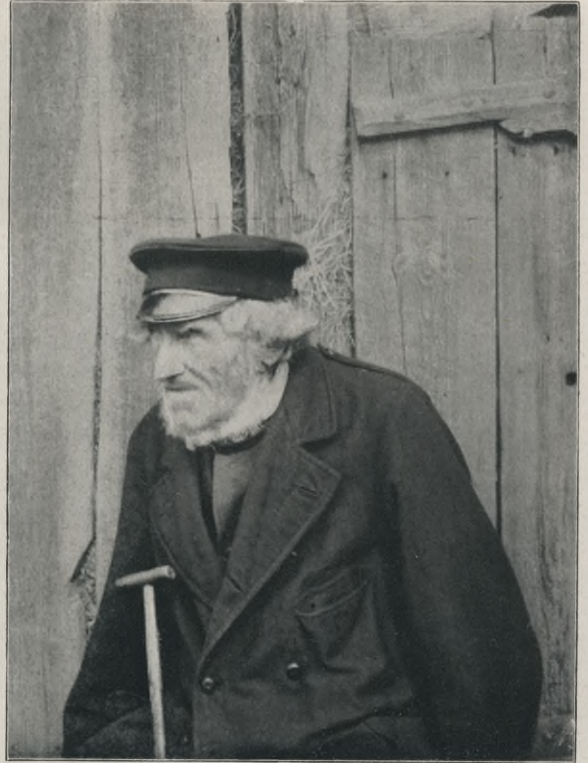
Livland: Este im torwestischen Kostüm



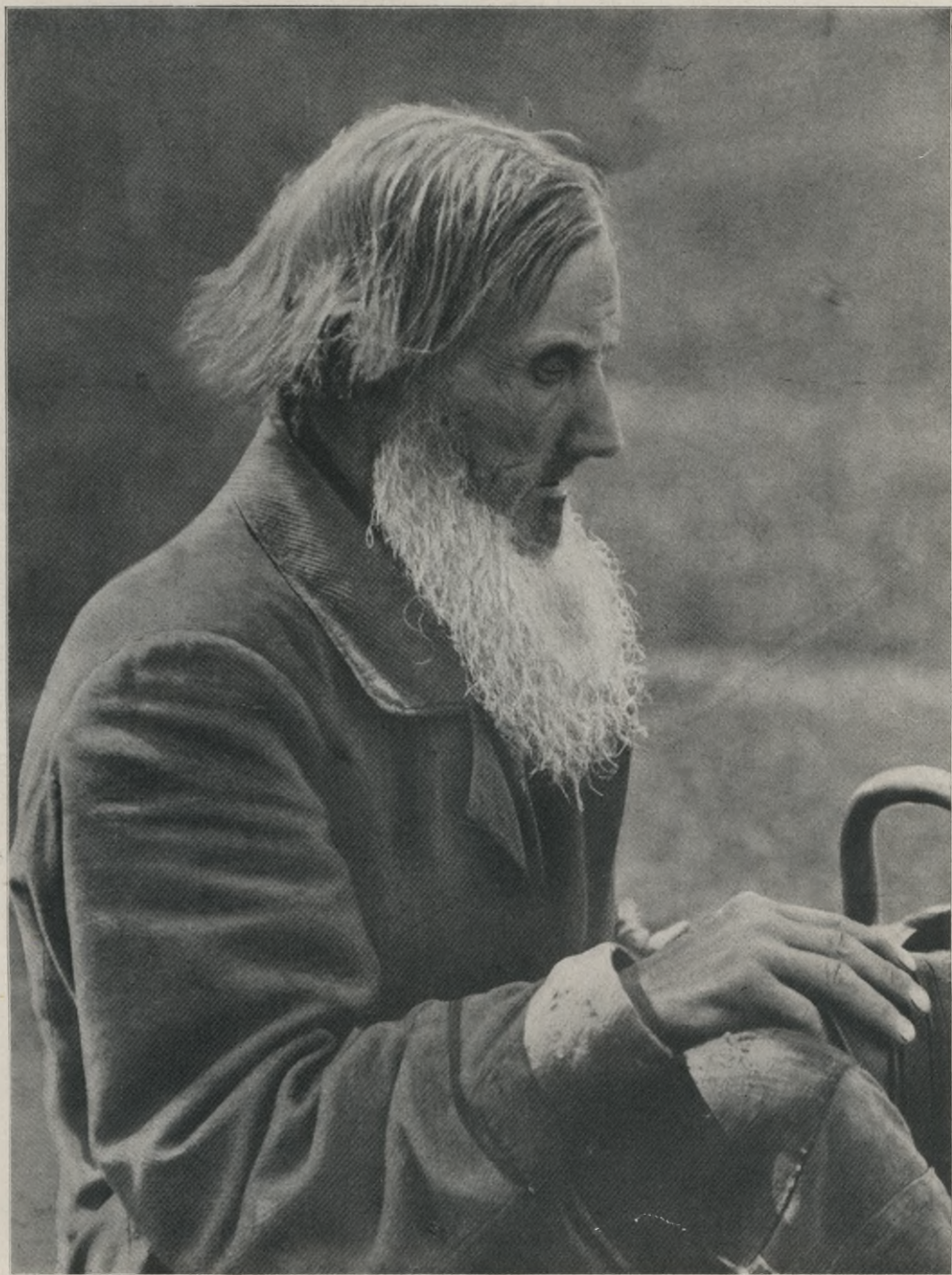
Livland: Estin in alter Tracht



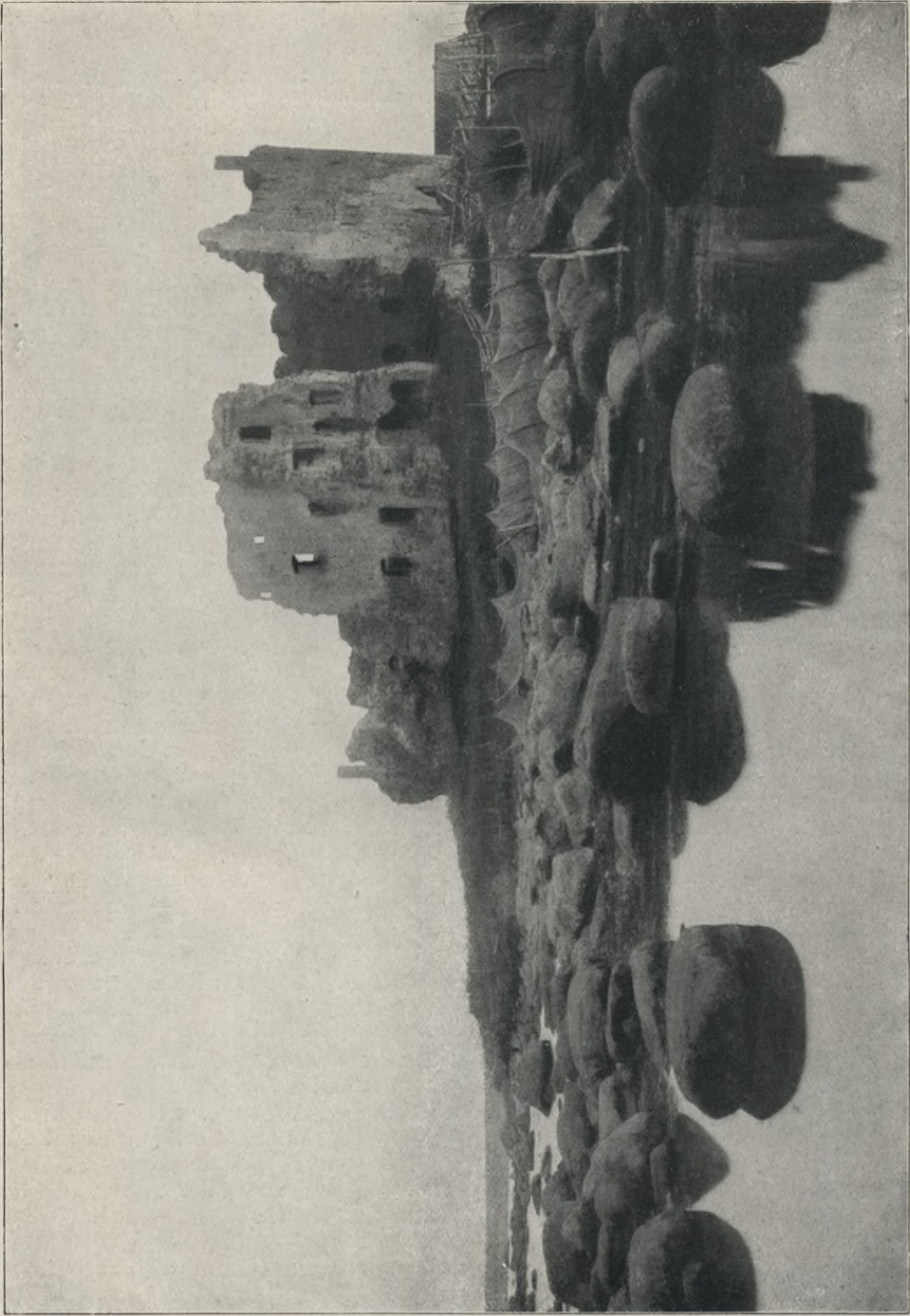
Lettische Frauen



Letten aus der Gegend von Windau in Kurland



Lettischer Greis aus Kurland



Ruine des ehemaligen Ordensschlosses Tolsburg (Sollburg) am finnischen Meerbusen gelegen

Harmonie des in Quarto versammelten Kreises niemals gestört zu haben. Die Gewohnheiten der großen Welt sorgten dafür, daß die im Interesse des bequemen Zusammenlebens notwendigen Zugeständnisse zur rechten Zeit und am rechten Ort Platz griffen.

Der im Jahre 1876 erfolgte Tod der Großfürstin bezeichnete einen Abschnitt im Leben des inzwischen zum Greise gewordenen Mannes, ließ aber die äußeren Verhältnisse desselben unberührt. Liphart hatte zu lange in Italien gelebt, als daß er in die nordische Heimat hätte den Rückzug finden können, — seine Gemahlin zog als gute Katholikin den Aufenthalt in der Heimat ihrer Kirche jedem anderen vor, die Kinder waren selbständig geworden, die alten Freunde verstorben oder versprengt. Danach behielt es bei der Niederlassung in Florenz sein Bewenden. Selbst als Lipharts älterer kinderloser Bruder, der Majoratsherr, um die Mitte der achtziger Jahre starb, und der alte Herr als Erbe eines nach Quadratmeilen zu berechnenden Grundbesitzes einen Augenblick die Verpflichtung fühlte, sich den Sassen und Hintersassen der Neuhausenschen und Rathshoffschen Güter in seinen neuen Eigenschaften zu zeigen, konnte der dazu erforderliche Entschluß nicht aufgebracht werden. Noch bevor er die deutsche Grenze überschritten hatte, kehrte der neue Majoratsherr an das Arnoufer zurück und fand er sich mit den neuen Verhältnissen durch Erteilung einer Generalvollmacht an einen seiner Brüder ab*).

An der gewohnten Lebensweise wurde durch diesen Wechsel der Verhältnisse nichts geändert. Nach wie vor bewohnte er, dem trotz sonstiger Müdigkeit jede Treppe den Atem kostete, den engen und unbequemen zweiten Stock des Hauses an der via Romana, in welchem ich ihn vor drei Jahren besucht hatte, — nach wie vor fungierte sein ebenso gewandter, wie despotischer italienischer Bedienter Carlo als Major domus, Kammerdiener und Lakai, — nach wie vor machte Liphart die gewohnten nachmittäglichen Spazierfahrten in einem Fiakerwagen, dessen Führer dem vorgespannten mageren Mähre und des traurigen Gefährtes durchaus würdig war. Als ich bei unserer ersten, ziemlich mühseligen gemeinsamen Fahrt des Rathshofer Marstalls und des dortigen Wagenparcs scherzende Erwähnung tat, versicherte er seufzend, daß eigenes Gefährt für ihn „zu teuer und zu unbequem“ sei.

Am Abend von Lipharts achtzigstem Geburtstag nahmen wir Abschied und — ohne es zu wissen — einen Abschied fürs Leben. Im Februar 1891 starb er nach kurzer Krankheit, um neben seiner gleichzeitig aus dem Leben gegangenen Frau auf dem florentinischen protestantischen Kirchhofe begraben zu werden. Daß der merkwürdige, in seiner Weise einzige Mann lediglich in der Erinnerung derjenigen fortlebt, die ihn persönlich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben, ist von ihm selbst und von den Umständen ver-

schuldet worden, die den Gang seines Lebens bestimmten. Die Wurzeln derselben gehörten einem Zeitalter an, in welchem die Ausbildung der eigenen Persönlichkeit für die oberste Aufgabe des Menschen galt, und die Begriffe der Pflicht und des Berufs erst an zweiter Stelle — oder gar überhaupt nicht in Betracht kamen. Was Tallebrand von seiner Zeitgenossenschaft gesagt hat, galt in gewissem Sinne noch von der — um ein halbes Menschenalter jüngeren — Generation, aus welcher Liphart hervorgegangen war: „Wer nicht vor der großen Revolution gelebt hat, weiß nicht, was es heißt, das Leben genießen.“ Für das Verständnis des Zeitalters der Restauration und der vermeintlichen Austilgung der revolutionären Hinterlassenschaften taugt die Bekanntschaft eines Mannes, wie Carl Eduard von Liphart es war, mehr als eine ganze Bibliothek.

*) Lipharts ältester Sohn war im Jahre 1870 verstorben, sein ältester Enkel noch Student.

Hamillar von Fölkersahm Von Julius v. Eckardt*)

Hamillar Baron Fölkersahm, geboren 1811 in Riga, Großgrundbesitzer in Liv- und Kurland, Landmarschall der Livländischen Ritterschaft. In unermüdlichem Kampfe für die Emanzipation des livländischen Bauernstandes hat er, unterstützt von einer ungewöhnlichen Nednergabe, mit staatsmännischem Scharfblick seinem großen Reformenwerk die Bahn gebrochen, das darauf ausging, durch Beseitigung der Fron, Förderung der Geldpachten und deren Umwandlung in bäuerliches Grundeigentum mit Hilfe einer Rentenbank, die livländischen Agrarverhältnisse zu konsolidieren und ihnen eine normale Entwicklung zu sichern. Er starb in Riga 1856.

Julius v. Eckardt, der Verfasser der vorhergegangenen biographischen Skizze über C. E. Liphart, hat auch das Charakterbild Fölkersahms auf den folgenden Seiten gezeichnet und uns darin die entscheidende Wendung in dem Leben des Vaters der großen baltischen Agrarreform überliefert.

*) Julius v. Eckardt: Lebenserinnerungen. 2 Bde. Leipzig, Hirzel. 1910.

An einem lauen Augustabend des Jahres 1853 saß eine aus acht oder zehn Personen bestehende Männergesellschaft in Riga auf der Veranda des im Böhrmannschen Park befindlichen großen Pavillons um eine Bowle Punsch versammelt. Den Mittelpunkt des Kreises bildete Hamillar von Fölkersahm.

Man sprach von den brennenden Tagesfragen, insbesondere von dem orientalischen Kriege, dessen Vorläufer bereits den politischen Horizont zu verdunkeln begonnen hatten, und erging sich in Konjekturen über die möglichen Folgen desselben. Allmählich ermattete das Gespräch, die Gesellschaft löste sich in eine Anzahl Einzelgruppen auf, und Fölkersahm saß, in seinen bekannten Almariva gehüllt, schweigend da, nach-

dem er seine Meinung über die Chancen des bevorstehenden Kampfes ausgesprochen hatte. Neben ihm saß ein junger Mensch, dessen roter Rocktragen den Gymnastien verriet und der eigentlich nicht in die Gesellschaft gehörte; er war in den Park gekommen, um den warmen Herbstabend zu genießen, und hatte hier seinen Vater in dem bezeichneten Kreise gefunden. Befangen vor sich niedersehend, wurde er durch eine gleichgültige Frage seines Nachbarn ins Gespräch gezogen. Fölkersahm fragte nach der Schule, nach den leitenden Interessen der Jugend, erzählte scherzend, daß er es nicht weiter als bis zur Sekunda des Rigaer Gymnasiums gebracht und schwieg dann wieder.

„Und ihr jungen Leute von heutzutage,“ fragte er lächelnd nach einer Pause, „wofür schwärmt ihr denn eigentlich? Bei siebzehn Jahren muß man für irgend einen Gedanken, eine große Idee begeistert sein.“

„Für Amerika,“ lautete die Antwort.

„Für Amerika!“ wiederholte Fölkersahm und jenes Lachen, welches wie entfernter Donner klang, schlug an das Ohr des Sekundaners — „für Amerika — ich sehe, Sie teilen den Geschmack meines jungen Freundes A. K. Gibt es denn in der Heimat nichts mehr zu tun, was den Ehrgeiz oder die Latkraft strebsamer junger Leute wecken könnte?“

Der Schüler, der das Prädikat der Strebsamkeit auf sich beziehen zu müssen glaubte, nahm sich zusammen und gab seinem Nachbarn, dessen Ruhm er wohl kannte, mit dem er aber noch nie ein eigentliches Gespräch gepflogen hatte, eine herzhafte Antwort. Er sagte etwas von Ruinen, deren Verteidigung sich nicht mehr verlohne, von der Notwendigkeit, verlorene Posten zu räumen und Länder aufzusuchen, die eine Zukunft hätten und in denen man wirken könne, ohne mit Traditionen brechen zu müssen, die einem doch einmal in Fleisch und Blut übergegangen seien usw. „Außerdem“ hieß es zum Schluß dieser ziemlich ungereimten Deduktion, — „außerdem gibt es ja keine Kräfte, auf die man bei uns zählen und an die man sich schließen könnte, um den Kampf für gewisse Überzeugungen auch nur mit der Möglichkeit eines Erfolges weiter zu führen.“

Fölkersahm hörte dem vorlauten Sprecher geduldig zu. Da der übrige Teil der Gesellschaft in einer Unterhaltung über Dorpater Studenten- und Korporationsinteressen begriffen war und er selbst nicht in Dorpat studiert hatte, schien er das Gespräch, das er mit einem Scherz begonnen, fortführen zu wollen. „Junger Mann,“ sagte er, indem er den Ton seiner Rede plötzlich senkte, — „Sie stecken in Irrtümern, die mir keineswegs fremd sind, an denen ich selbst, wenn auch in anderer Form, zu Zeiten getragen habe. Statt aller weiteren Antwort will ich Ihnen zwei persische Sprichworte sagen, die Sie nicht zu kennen scheinen und die mir oft genug von Wert gewesen sind. Das erste lautet: „Keine Mauer ist schwach,

sobald sich jemand findet, der den Mut hat, sie verteidigen zu wollen.“ Das andere Sprichwort paßt zwar nicht ganz, kann aber doch einmal auf die Dinge, von denen Sie reden, Anwendung finden: „Eine Herde Ziegenböcke, die ein Löwe anführt, ist mehr wert als eine Herde Löwen, die von einem Ziegenbock geführt wird.“ Leute, die zu brauchen sind, wenn sie den rechten Führer finden und sich diesem unterordnen, gibt es überall und darauf kommt es schließlich doch nur an.“

Auf die Antwort, welche diesen Worten folgte, kann ich mich nicht besinnen, möglich, daß gar keine Antwort erteilt wurde. — Fölkersahm aber sprach noch lange weiter und immer mächtiger wurde der Zauber, den er auf seinen Zuhörer auszubreiten wußte. Mit jenem heiligen Eifer, dessen Wirkung auf junge Gemüter unfehlbar, der aber nur Männern eigen ist, die von einer großen Idee erfüllt sind und an diese ihre ganze Existenz gesetzt haben, ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, in dem Herzen eines unbedeutenden jungen Menschen den Patriotismus zu wecken und jede Gelegenheit wahrzunehmen, der guten Sache neue Kräfte zuzuführen, mochten dieselben noch so gering scheinen. Er sprach von der Zukunft des Landes, von dem ungeheuren Umschwung, der sich auf allen Lebensgebieten geltend machen würde, sobald erst der Bauernstand bezüglich und in Wahrheit die Grundlage unseres gesamten öffentlichen Zustandes geworden, von der Verpflichtung, welche auf jedem Livländer ruhe, an der großen Arbeit zur Hebung der ländlichen Bevölkerung teilzunehmen, von den Schwierigkeiten, die jeder einzelne zu überwinden habe, um zu einer richtigen Auffassung des Verhältnisses zu gelangen, in welchem deutsche und lettische Bewohner dieses Landes zueinander stehen müßten.

„Und Sie selbst, Herr Baron“ fragte der Zuhörer, als Fölkersahm seine Rede geschlossen, „wie sind Sie zu jenem Verständnis unserer Aufgabe durchgedrungen, das Sie als durch hundert Vorurteile erschwert bezeichneten und das in Livland vor Ihnen lang genug gefehlt hat? Wie ist Ihnen die Aufmunterung zu Ihrer Tätigkeit und zu dem Entschluß geworden, diesem Lande alle Ihre Kräfte zu widmen?“

„Das will ich Ihnen sagen“, erwiderte er, nachdem er eine frische Zigarre entzündet und den Hut tiefer in die Stirn gedrückt hatte, — „ich habe diese Geschichte oft erzählt und erzähle sie gern noch einmal. Sie wissen, daß mir das Gut Rujen-Großhof gehörte und daß ich dasselbe selbst verwaltete. Mein Privatvorteil — und ich hatte allen Grund denselben wahrzunehmen — ließ mir damals wünschenswert erscheinen, einen möglichst großen Teil meiner Bauernhöfe zum Hofe zu ziehen und meine Wirtschaft durch Anlegung von Vorwerken zu erweitern. Ich beschloß daher, einem meiner bäuerlichen Pächter zu kündigen. Der Zufall wollte, daß der Verwalter krank

war und ich die Kündigung selbst aussprechen mußte. Zu diesem Zwecke ritt ich an einem schönen Frühlingsabend in das Gesinde, dessen Einziehung ich beschlossen hatte. Es war einer der ersten warmen Abende des Jahres und die Sonne überglänzte das Thal, in welchem mein Opfer wohnte, mit ihren letzten goldenen Strahlen, als ich in dasselbe einbog. Der Bauer baute eben an einem neuen Hause; er stand, von seinem Weibe und seinen Kindern umgeben, in stiller Freude auf dem Dach, um dasselbe mit der üblichen Baukrone zu schmücken und das „Vaterunser“ zu sprechen, das unsere Bauern merkwürdigerweise ihr Lebelang nicht vergessen. Er ahnte nicht, daß hundert Schritt von ihm ein Mann stand, der die Absicht hatte, ihm zu sagen: „Dein Schweiß kommt von rechtswegen mir zu gut. Auf Grund meines guten Rechts weise ich dir die Tür, um dein Haus in Besitz zu nehmen. Geh!“ — Die letzten Worte hatte Fölkersahm mit sichtlich Erregung gesprochen; seine tiefe Stimme bebte und er hielt einen Augenblick inne, um sein Glas neu zu füllen und einen tiefen Zug daraus zu tun. Die übrige Gesellschaft rückte näher, um sich keines seiner Worte entgehen zu lassen.

„Was ich in jenem Augenblick empfand“, fuhr er nach einer Pause fort, „vermag ich nicht zu schildern. Die ganze Schmach unserer öffentlichen Zustände drückte mit einem Bleigewicht auf meine Schultern; ich wandte mein Pferd um und ritt langsam nach Hause. Ich gelobte mir in diesem Augenblick, daß es anders werden müsse, daß ich selbst und meine Mitbrüder daran verhindert werden müßten, unsere Hände nach den Früchten fremden Schweißes auszustrecken, daß ich nicht ruhen wollte, ehe die Baukrone auf dem livländischen Bauernhause vor Attentaten sicher gestellt werde, die man im Namen des Rechts ausübte. Dieses Gelöbniß habe ich gehalten und gedenke ich noch ferner zu halten — und glauben Sie mir, meine Herren,“ fuhr er, zu der übrigen Gesellschaft gewendet, mit dröhnender Stimme fort, — „glauben Sie mir, solange diese Baukrone nicht sichersteht, ist kein Haus im Lande sicher!“

* * *

Denksprüche Hamillar von Fölkersahms

Die Schwermut des Deutschen, so oft von anderen belächelt, entsteht nicht aus der Unfähigkeit, das Leben zu genießen, sondern ist Folge des vollständigen und tiefen Bedürfnisses dazu. Der Südländer sucht Genuß, der Engländer Behaglichkeit und Zufriedenheit, der Russe wie der Orientale Macht und Glanz, der Franzose das Vergnügen und sie alle finden es oft, — der Deutsche sucht Glück und findet es nie.

*

Für den Deutschen hat der Gedanke Wirklichkeit, bei dem Franzosen fehlt der Wirklichkeit oft der Gedan-

keninhalt; darum macht der Deutsche langsame Fortschritte, selten aber einen Rückschritt, während der Franzose unzählige Male auf dasselbe zurückkommt. Nichts ist dem Franzosen leichter, als sich von einem Zustande, der ihm nicht paßt, zu befreien und einen entgegengesetzten herbeizuführen, nichts ihm schwerer, als sich von einer Idee zu befreien, weil er sie immer nur in der Erscheinung zertrümmert, nicht überwindet. Der Franzose ist ein flinker Schnitter, der das Unkraut, sobald es seine Pflanzen zu überwuchern sucht, rasch und mit starker Hand abmäht, wenn er auch diese selbst trifft und zerstört, bald sproßt es aber von neuem, und so wird er nie fertig. Der Deutsche kann es nicht übers Herz bringen, was ihm gut scheint zu gefährden, er zieht es vor, das Unkraut emsig und vorsichtig mit der Hand zu entfernen, er jätet immerfort, aber es wird dann auch wirklich rein. Nicht die gewaltigen Sprünge allein, welche Frankreich und andere Nationen vor- und rückwärts gemacht haben, um sich von manchem Mißverständnis zu befreien, das wie ein Alp auf den Menschen und auf dem Leben lastete, werden die Wahrheit fördern: noch mehr die philosophische Bewegung des Deutschen, welche solche Mißverständnisse nicht nur beiseite schiebt, sondern sie verzehrt. Es ist Deutschlands Aufgabe, die Gespenster, welche das neugestaltende Leben der Menschen und Völker durch ihren unheimlichen Spuk stören, auf immer in ihre Gräber zu bannen.

*

In der Wiege war man glücklich und wußte es nicht, am Altare glaubt man es zu werden und ist es selten, am Grabe gibt man es auf und wird es.

*

Das Leben ist nur deshalb so kurz, weil wir so viele Stunden und Tage garnicht leben.

*

Nichts ist übler, als wenn der Mensch nie mit sich selbst allein sein kann, d. h. wenn er sich immer selbst besieht, protokolliert und inquiriert; wenn er keine Gefühle mehr haben kann ohne Worte oder Gedanken, keine Andacht ohne Gebet, ohne Bitte, keinen Schmerz ohne Trost, kurz keinen schönen, großen oder schrecklichen Augenblick ohne Protokoll, ohne daß er sich selbst fragt: warum? und antwortet: darum. Er gleicht jenem, der die Raphaelsche Madonna mit einer Lupe besah.

*

Willst du wissen, ob du wahrhaft liebst, so frage dich nicht, ob du an der Seite dieses Mannes glücklich sein könntest, frage, ob du auch unglücklich an seiner Seite bleiben möchtest?

*

Das Wissen ist rings vom Meer des Glaubens umflossen; je größer das Eiland, um so größer das Gestade.

*

Der Erfahrene weiß stets, was es an der Zeit ist, der Unerfahrene nur, wenn die Uhr schlägt.

*

Wenn es einen Teufel gibt, so nimmt er von den Menschen in dem Augenblick Besitz, wo er das Wort „Ich“ aussprechen lernte. Aber er wird besiegt und gebannt, sobald das Wort „Du“ an die Stelle tritt.

Bauern

Von Bruno Goetz

Mit ruhigem Troze im harten Gesicht
Mühn sich Bauern im ersten Frühsonnenlicht
Und lassen in schwerem sorgenden Sinnen
Gelbe Saaten zur Erde rinnen.
In ihres Ganges wuchtigen Tritten
Lebt alles Leid, das sie dumpf durchlitten.
Sie schauen forschend und unverwandt
Weit über das schweigende ruhende Land,
Und horchen nicht auf, wenn in der Luft
Hoch oben ein ferner Vogel ruft,
Und fühlen nichts, als der dampfenden Erde
Erntetraumendes mächtiges: Werde!
Stumm schreiten sie im braunen Meer
Der Schollen saatenstreuend umher.
Und des zeugenden Lichtes klares Glühn
Strahlt ewig gleich auf das gleiche Mühn.

Viktor Hehn

Zum hundertsten Geburtstag (1913)

Von Georg Dehio*)

Georg Dehio, geboren 1850 in Reval in Estland, Professor em. der Kunstgeschichte in Straßburg.

*) Aus der „Deutschen Monatschrift für Rußland“. Jahrgang 1913. Heft 10.

Viktor Hehn gehört als Schriftsteller der deutschen Literatur, als Gelehrter der Welt. Von Geburt aber war er Livländer. Wir haben ein Recht, mit Freude und Stolz ihn den unsrigen zu nennen. Denn dieser Geburtsstand ist bei ihm kein indifferenten Nebenumstand. Daß hinter dem Schriftsteller und Gelehrten Hehn eine ausgeprägte Persönlichkeit steht und daß wesentlich auf dieser die Tiefe und Dauer der von seinen Büchern ausgehenden Wirkungen beruht, ist längst bemerkt worden. Aber nur wir, seine Landsleute, vermögen herauszufühlen, wieviel Bedingtes, und zwar baltisch Bedingtes, in seinem Wesen war. Er hat sich als junger Mensch heftig aus unserm Lande

weggesehnt, er hat wirklich auch nur den kürzern Teil seines Lebens in ihm verbracht und wissenschaftlich mit den Heimatproblemen nur vorübergehend sich beschäftigt: und doch kann man sagen, bis in die Wahl seiner wissenschaftlichen Lieblichsthemata, wie in seinem ganzen Urteil über Welt und Menschen blieb dieser wurzelrechte Sohn seiner Heimat zeitlebens von dem unzerstörbaren Etwas abhängig, das dieselbe ihm in Saft und Blut mitgegeben hatte.

Die baltischen Deutschen, die in das alte Mutterland zurückwandern, machen regelmäßig die Beobachtung, daß man dort für die baltische Art in ihrer Besonderheit erstaunlich wenig Verständnis hat. Auch Hehn hat dies an sich erfahren. Als er nach Quittierung seines Petersburger Amtes als Oberbibliothekar der Kaiserlichen Bibliothek nach Berlin übersiedelte (1873), erfüllte sich ihm ein Lebenswunsch. Aber er wurde dessen nie ganz froh. Berlin, wo er noch 17 Jahre gelebt hat und wo man ihm mit auszeichnendster Liebeshwürdigkeit entgegengekommen war, wurde ihm keine zweite Heimat. Diese Erscheinung, durch die ja viele von uns zu schmerzlicher Enttäuschung geführt worden sind, hat nach beiden Seiten ihren guten Grund. Wir Deutschlivländer, obschon unsere Geschichte schon länger als 700 Jahre währt, sind immerdar im Zustande des Kolonistentums verblieben; das einst so kolonialstarke deutsche Volk aber wurde jahrhundertlang in binnenländische Enge zusammengepreßt. Das ist der Grund, weshalb der heutige Durchschnittsdeutsche („Reichsdeutsche“) sich in die seelische Konstitution nicht hineinzufühlen vermag, die entstehen muß, wenn ein abgeplitteter und im Stich gelassener Bruchteil seines Volkes säkular im Zusammenleben oder Kampf mit fremden Nationalitäten sich auf eigene Hand zu behaupten hat. Wenn es den heutigen Deutschen gelingen wird, was sie wollen, wieder Kolonien auszusenden, dann werden sie auch uns, unsere Geschichte und was dieselbe aus uns gemacht hat, mit anderen, besser verstehenden Augen ansehen; aber allerdings wird es dann zu spät sein.

Kehe ich von dieser erläuternden Einschaltung zu Viktor Hehn zurück, so erkenne ich in ihm den in der Kolonie Geborenen zuerst an seinem allzeit regen Interesse und seinem geschärften Blick für Fragen der Rassenpsychologie. Schon aus dem, was er selbst in den Druck gegeben hat, besonders aus seinen glänzenden (anonymen) Beiträgen zur „Baltischen Monatschrift“, geht dies hervor; noch umfassender aus den Fragmenten seines Nachlasses. Sympathie und Antipathie spielen dabei eine große Rolle. Immer aber reagiert sein angeborenes Naturell gegen das Fremde mit unendlich feiner Sensibilität. Slawen, Franzosen, Juden haben an ihm einen oft einseitigen, niemals willkürlichen Kritiker, die Italiener den innigst verstehenden gefunden. Ob Scharfblick der Abneigung, ob Scharfblick der Liebe — immer ist es ein Scharf-

blick, der bewunderungswürdig von der Oberfläche zur Tiefe hinführt.

Als geborener Kolonist ist Hehn sodann geborener Aristokrat. Und zwar mehr mit ästhetischer als mit politischer Färbung. Seine wechselnde Stellungnahme zu den vorhandenen Parteien — in seiner Jugend war er liberal, in seinem Alter konservativ — bedeutet deshalb keine innere Veränderung. „Was Bismarck betrifft, so bekenne ich in meiner Einfachheit, daß mitten in der demokratischen Platitude und Seichtigkeit, von der man millionenfach in Wort und Schrift und Lat umwimmelt wird, dieser einzige Mann mein Trost und meine Erbauung ist“, so heißt es in einem Brief aus dem Ende der 80er Jahre. Trotzdem hat Hehn, das ist bezeichnend für seine Zurückhaltung, niemals den Versuch gemacht, — was er durch seine Berliner Verbindungen leicht hätte erreichen können, — mit Bismarck in persönliche Berührung zu treten. Als ich die einige Zeit nach seinem Tode von einem Freund veröffentlichte Briefreihe dem alten Kanzler nach Friedrichsruh schickte, antwortete mir dieser, Hehns Urteil über ihn sei ihm eine wertvolle Genugtuung, da er ihn aus seinen Schriften schon seit längerer Zeit schätzen gelernt habe.

Aus Hehns Kolonistentum erklärt sich weiter die Einsamkeit seines Lebensweges als Gelehrter, aus seiner aristokratischen Grundstimmung seine spröde Zurückhaltung vom literarischen Markt. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts haben baltische Gelehrte in beträchtlicher Zahl eine Tätigkeit in Deutschland gefunden. Zu Hehns Zeiten wurde daran noch nicht gedacht. Die wenigen, die es in ihrer Jugend versuchten, wie Karl Ernst von Baer und Graf Alexander Keyserling, sind doch bald in die Heimat zurückgekehrt. Das natürliche Arbeitsfeld für uns Kolonisten erschien damals die Verwaltung des eigenen Landes und für den Überschuss unserer Kräfte das weite Reich des Ostens, wo wir vom Diplomaten, General und Akademiker bis zum Apotheker, Gutsverwalter und Hauslehrer immer ein gesuchter Kulturdünger waren. Diese Generation war reich an Talenten, und es blieben nach allen Ansprüchen durch das praktische Leben noch viele übrig, die durch Interesse und Anlage zu idealem Schaffen berufen schienen; aber nur die wenigsten damals haben es zu rechter Entfaltung ihrer Kräfte gebracht. Dies Schicksal sah auch Hehn vor sich. Seine Jugendbriefe sind wahre Angsttrübe. Die Sehnsucht nach dem Westen und Süden im Herzen, sah er sich von der Woge, die ihn umfassen hielt, immer wieder nach dem Osten getrieben, als Hauslehrer nach Wilna, als politischer Verbannter nach Zula, endlich in ehrenvoller Stellung als kaiserlicher Bibliothekar nach St. Petersburg. Die erduldeten Leiden hatten die Sprungfedern seiner zarten Seele nicht gebrochen, aber sicher an manchen Punkten geschwächt. Still und ehrgeizlos saß er unter seinen Bücherschätzen und

baute an seiner Gedankenwelt. Nach Zuschauern für sie begehrte er nicht. Wie er eigentlich keine Lehrer gehabt hat, keiner Schule sich anschloß, vollends vor jeder Kameraderie in wissenschaftlichen Dingen einen tiefen Abscheu hatte, so bereitete ihm, dem geborenen und höchstbegabten Schriftsteller, der Gedanke, vors Publikum zu treten, ein tiefes, oft unüberwindliches Unbehagen. Er wollte von den Dingen, die ihm die wertesten waren, „lieber in Ehrfurcht schweigen, als auf die Straße herabsteigen oder auf die Dächer treten, wo so laut und mit so viel Dünkel geredet wird.“ Nicht das Publikum, dem er mißtraute, ist an dem späten Eintritt seiner Erfolge schuld, er hat es selbst nicht anders gewollt. Ohne starkes Drängen seiner Freunde hätte er vielleicht keines seiner Manuskripte je druckfertig gemacht, und auch dieses hätte nicht genügt, wäre nicht in dem Gelehrten ein großes Stück von einem Künstler gewesen; den Künstler aber zwingt seine Natur, seine Gedanken in Form zu bringen, rund und fertig hinzustellen. Erst Hehns Nachlaß hat unsern erstaunten Blicken den Umfang der wissenschaftlichen Pläne, mit denen er sich trug, gezeigt. In dieser Fülle ist aber nichts von Unruhe. Seine weit verzweigte Gedankenwelt ist durchaus organisch beschaffen; alles ist in ihr zusammenhängend; zu dem, was er in der Muße oder Abschiedsstimmung des hohen Alters niederschrieb, finden sich die Ansätze schon in der Arbeit des Jünglings und jungen Mannes.

Keine Frage, das Schicksal, das Hehn zum Livländer machte, hat ihn manche Entbehrungen kosten lassen und ist Ursache geworden, daß nicht alles zur Reife kam, was seine Anlage versprach; aber der Originalität seines Geistes und der Selbständigkeit seiner Anschauungen ist es günstig gewesen. Es hat ihn nicht verhindert, einer der wenigen zu werden, die man in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts zu den Klassikern rechnet. Eben das ist an diesem Sprößling einer weit unter fremde Völker vorgeschobenen Kolonistengesellschaft das Überraschende, daß er ein so vollendet gutes und schönes Deutsch schrieb und zumal, daß ihm schon in seinen Jugendbriefen dies möglich war; Kulturdeutsch selbstverständlich, kein bodenwüchsiges, aber durch Stärke des sprachkünstlerischen Empfindens zu voller Natürlichkeit zurückgeführt. Es setzt dies selbstverständlich eine große Begabung voraus, aber es gestattet auch Rückschlüsse auf das gesprochene Deutsch in seiner Umgebung. Durch bloße Lektüre konnte das Ohr so fein nicht gestimmt werden. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet ist Hehns Deutsch eine unschätzbare Quelle für die Geistesgeschichte unserer Heimat, ein Zeugnis, das uns zugleich stolz und traurig macht. Denn dieser Boden wird einen zweiten Hehn heute nicht mehr hervorbringen können.

Nachwort 1916. Der pessimistische Ton im Schlußsatz und an einigen andern Stellen dieses Aufsatzes

war, als sie niedergeschrieben wurden, im Jahre 1913, begreiflich, fast notwendig. Und heute? Ich lasse mit Absicht diese Sätze stehen — eben weil sie heute falsch geworden sind. Was damals für denkende Menschen kaum als Traum erlaubt war, heute ist es, noch nicht Tatsache, aber ein vernünftiges Ziel geworden, und das Unerlaubte ist heute nur das Wort „unmöglich“.

Südwest und Nordost

Von Viktor Hehn*)

Viktor Hehn, geboren 1813 in Dorpat. Aus eindrucksvoller akademischer Tätigkeit als Lektor der deutschen Sprache an der Heimatuniversität riß den Unschuldigen eine sinnlose Polizeimaßregel und verbannte ihn unter Nikolai I. in die trostlose Obe Tulas. Alexander II. begnadigte ihn 1855 und gab ihm in dem Amt eines Oberbibliothekars der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek in St. Petersburg die Muße zu wissenschaftlicher Arbeit. Seit 1873 lebte er in Berlin, neue Auflagen seines klassischen Werkes, die „Kulturpflanzen und Haustiere“, und seines berühmten „Italien“ gestaltend und seine auf Dorpat und Tula zurückgehenden Goethestudien zu einem der gehaltvollsten Werke der deutschen Literatur, den „Gedanken über Goethe“, zusammenfassend. Hehn starb in Berlin 1890. Das nachfolgende Stück stammt aus dem Einleitungskapitel der „Gedanken über Goethe“.

*) Viktor Hehn, Gedanken über Goethe. Berlin, Gebr. Bornträger.

Deutschland, wie es nach außen keine bestimmten Umrisse hatte, so war es auch geschichtlich ein Übergangsland und bestand nach Boden und Himmel, nach Blut und Art seiner Bewohner aus sehr verschiedenen Teilen. Beide Ufer des Rheines und der ganze Lauf der Donau waren zu der Zeit, wo sie zuerst aus dem Dunkel der Vorzeit auftauchen, ein keltisches Gebiet und weit und breit von Kelten besetzt. Nach seinen keltischen Bewohnern, den Bojern, heißt noch heute das entlegene Königreich Böhmen und von diesem hinwiederum noch heute das deutsche Volk der Bayern (Zeus, Die Deutschen, S. 364 ff.). Wie die Donau und der Rhein selbst, so sind auch ihre Zuflüsse keltisch benannt: Iller, Lech, Isar, Inn, Traun, Enns, Maas und Mosel, Aare und Neckar und Main; auch die Berge zu ihrer Seite, z. B. Taunus und Melibocus am Rhein, die Tauern in Österreich und die Alpen überhaupt, auch das quer durch Deutschland ziehende herzynische Waldgebirge; und von Städten Mainz (Moguntiacum) hier und Wien (Vindobona) dort. So weit der Wohnsitz der keltischen Völker reichte, so weit ungefähr erstreckte sich dann die Herrschaft ihrer Überwinder, der Römer: in dem heutigen Schwaben und Bayern und Österreich, in der Schweiz, in Elsaß und Pfalz, am Mittel- und Niederrhein, in den Ländern der drei geistlichen Kurfürsten lebten römisch gewordene, mit römischer Zunge redende, in Lebensform und Sitte italisch gebildete ehemalige Kelten und errichteten orientalischen Göttern und den für

göttlich erachteten Kaisern Altäre und Tempel. Die Römer bahnten Wege, wie überall, so auch hier, bauten Brücken und Festungen, bewachten in stehenden Lagern die überwundene Bevölkerung und die unruhigen Feinde, ja suchten auf kühnen Heerzügen in das Land der Germanen einzudringen und dem ungeheuren Reiche neue Provinzen zu erwerben. Doch gelang ihnen dies nur, so weit die Kelten ihnen vorgearbeitet hatten, oder, was dasselbe sagt, so weit das Berg- oder Hüggelland reichte und die dem Südländer nähere, zutraulichere Natur es gestattete. Darüber hinaus begannen die endlosen, mit Wäldern und Sümpfen bedeckten Ebenen, die übermächtigen Ströme mit ungewissen Ufern, der rauhe Himmel, stumpfe Umrisse, graue Farben, ein formloser Anblick aller Dinge. Zwar bis zur Elbe gelang es Drusus einmal, im Jahre 9 v. Chr., vorzudringen: aber dort trat ihm ein gespenstiges Weib von übermenschlicher Größe entgegen und rief ihm drohend zu: „Wohin strebst du, Unerfättlicher? Diese Welt hier zu schauen, ist dir nicht beschieden. Kehre um, du hast das Ende deiner Taten und deines Lebens erreicht!“ Und Drusus stand von seinem Vorhaben ab, häufte ein Grenz- und Siegeszeichen auf und zog heimwärts: unterwegs aber, zwischen Saale und Rhein, in einem Sommerlager, das seitdem das unheilvolle, scelerata, genannt wurde, starb er infolge eines Sturzes vom Pferde; sein Leichnam ward in feierlichem Zuge nach Rom geleitet, in Mainz aber widmeten ihm seine Krieger ein Ehrengrabmal oder einen Altar, den noch heute sichtbaren ehrwürdigen Eigelstein. Wer aber war jenes schreckhafte Wesen in Riesengestalt, das sich dem Römer in den Weg stellte? Niemand anders, als die Wildnis in Person, der Geist der Ferne; bis zur Elbe reichte noch gerade der letzte Dämmerchein römischer Macht und Bildung; dort schloß sich noch in der ersten Hälfte des Mittelalters der Kreis Europas — denn Europa war, was sich einst und jetzt auf Rom bezog und von Rom sein Leben empfing. Auch Liberius kam bis zur Elbe, und auch damals, im Jahre 5 nach Christo, spielte sich eine Szene ab, von der uns ein Augenzeuge, Vellejus, berichtet — eine Begegnung in umgekehrtem Sinne, als wie sie Drusus erfahren, aber ebenso charakteristisch. Der römische Feldherr, nachdem er die Chauken und Longobarden bezwungen, rückte an den Strom, den seine Flotte von der Nordsee her hinaufgefahren war; ihm gegenüber, am rechten Ufer, hielt der Heerbann der Semnonen und Hermunduren, glänzend im Schmuck der Waffen. Da bestieg ein alter Mann, von hoher Gestalt und angesehen unter den Seinigen, einen ausgehöhlten Baumstamm, ruderte bis in die Mitte des Flusses und fragte herüberrufend, ob es ihm vergönnt wäre, am römischen Ufer auszu steigen und den Cäsar zu sehen? Nachdem ihm die Erlaubnis erteilt worden, landete er seinen Kahn, betrachtete lange schweigend den kaiserlichen Helden und

sprach endlich: „Ist unsere Jugend nicht unverständig, daß sie Euch, solange Ihr fern seid, wie Himmlische verehrt, und wenn Ihr da seid, lieber sich vor Euren Waffen fürchtet, als Euch Gehorsam leistet? Mir aber ist durch deine Gnade heute zuteil worden, die Götter, von denen ich bisher nur gehört, mit Augen zu schauen, und so rechne ich diesen Tag, der mich meines höchsten Wunsches gewährt hat, zu den glücklichsten meines Lebens.“ Dann bat er, den Imperator mit der Hand berühren zu dürfen, und als dies geschehen, trat er wieder in seinen hohlen Baum und ruderte zurück, die Blicke noch immer unverwandt auf den Cäsar gerichtet. Es war die Bewunderung eines naiven Häuptlings, — aber in Übereinstimmung damit geschah es, daß die Cimbern, Charuden und Semnonen und noch andere Völker jenes Landstriches eine Gesandtschaft an den Kaiser Augustus schickten und um seine Freundschaft und um Verzeihung des Geschehenen baten (der Kaiser hielt bei Aufzählung seiner Taten dies Ereignis für wichtig genug, um der Nachwelt selbst darüber zu berichten); sie brachten, wie Strabo hinzusetzt, ihr Heiligstes, einen Opferkessel, dem Kaiser zum Geschenke dar und zogen dann, nachdem sie mit ihrer Bitte Gehör gefunden, wieder in die Heimat zu den Ihrigen. Dennoch aber wagte auch Liberius nicht, die Elbe zu überschreiten, sondern führte seine Legionen in die Winterlager zurück. Beide Teile kannten sich fast nur durch die Sage und erzählten voneinander in gegenseitiger Scheu — die einen eine unbegreifliche Kultur anstaunend, die andern von der elementaren Ursprünglichkeit des Lebens und der Natur zurückgeschreckt. In Westfalen, welches dem Rheine näher lag, war es den Römern fast gelungen, die Barbaren unter die Formen und Formeln ihres Gesetzes und Rechtes zu beugen, auf dem jungfräulichen Boden den geschlossenen Bau römischer Verwaltung und Besteuerung zu gründen und neben den Pflichten des Kriegsdienstes auch durch ihr Handwerk, durch gebildete Genüsse, durch Spiel und Schmaus und Schmuck die Männer zu gewinnen und die Frauen zu locken — als aus der Tiefe die Volksnatur (denn hier hatten keine Kelten gewohnt) sich empörte und an einem schreckenvollen Tage, in der Teutoburger Schlacht, alles Erreichte verloren ging. Zwar versuchten die Römer in wiederholten Feldzügen Rache zu nehmen, aber nur die kriegerische Ehre ward wiederhergestellt; das Gebiet der Weser, so viel Römisches unbemerkt eingedrungen sein mochte, verblieb im wesentlichen den Germanen und der Sitte der Väter. Des Kaisers vielerwogener und lange genährter Plan, die Elbe zur Grenze des ungeheuren Reiches zu machen, war auf immer gescheitert. Als dann allmählich die Zeiten der großen Bündnisse und Wanderungen gekommen waren und die Völker aus den unbekanntem Landschaften jenseits der Elbe nach Südosten an das Schwarze Meer und nach Westen und

Südwesten drangen, als die Allemannen und Sueven, die vielleicht nichts anderes waren als die früheren Semnonen und in der Mark Brandenburg oder derselben nahe gewohnt hatten, am oberen Rhein und an den Quellen der Donau, die Bayern auf der Hochebene südlich der Donau und an den Abhängen der Alpen, die Franken am Niederrhein sich nach und nach von Brand und Raub erholten, den Boden als den ihrigen zu fühlen begannen und auf ihn den Fuß fest aufsetzten — da waren diese einst keltischen, dann römischen Lande ein Teil Deutschlands geworden, ja hier lag fast das ganze Mittelalter hindurch das eigentliche Deutschland mit nach Westen gerücktem Schwerpunkt. Deutsch wurde hier geredet, auch wohl empfunden und gedacht, aber rein war das Blut dennoch nicht mehr. Denn daß bei dem Einbruch der Germanen die römische Bevölkerung völlig ausgerottet worden, ist nicht glaublich: es blieben Unterworfene, die das Vieh weideten, das Feld pflügten und dem Hauswesen dienten, es blieben Mädchen und Frauen, deren südliche Schönheit den Sieger reizte, Ammen, die seine Kinder nährten, Sklaven, die manches lehrten und verrichteten, was ihm unbekannt war oder ihm nicht von der Hand ging. Die Villen und Bäder und Theater waren zerstört, aber doch nicht ganz und nicht alle: aus ihren Trümmern, den einzelnen Säulen, Grab- und Totsteinen, musivischen Fußböden, verwilderten Gärten redete ein fremder Gott, dessen stille Macht erst nur die Oberfläche traf, dann in langsamer Umbildung auch das Innere durchdrang. Zwar wurden auch die Römer unter ihren deutschen Herren im Laufe der Zeiten allmählich Deutsche, aber durch Vererbung, dieses große Gesetz, das alles Völkerleben beherrscht, infolge Aufsteigens der Säfte aus den untersten Schichten, Deutsche anderer Art, ein neues Geschlecht, mit eigenem Gemüt, in dem das doppelte und dreifache Element sich zu individueller Einheit verschmolzen hatte. Als die Franken das römische Kaisertum wiederhergestellt hatten, gehörte West- und Süddeutschland völlig zum Kreise romanischer Sinnesart und Sitte. Hier war das Christentum schon ein längerer Besitz, hier ruhten die Gebeine der Heiligen, ein bischöflicher Sprengel grenzte an den andern, steinerne Burgen krönten die rebenumpflanzten Hügel; hier hielten die Kaiser ihre Reichstage ab und wurden hier gekrönt, zogen von hier nach Rom und weiter über das Meer zum Grabe des Herrn; hier blühte nach provenzalischem und französischem Vorbild das Rittertum und der Gesang in verfeinerter hochdeutscher Mundart, und in den Städten, wie Straßburg und Rdn, Ulm und Wien, erhoben sich langsam mächtige Kathedralen in dem neuen Baustil, der in Frankreich erfunden war und der später in der Zeit der Klassik zum Ausdruck der Verachtung als der gotische bezeichnet wurde. Der Norden war noch lange heidnisch: die Friesen erschluz-

gen den heiligen Bonifacius, und die Sachsen überwältigte und bekehrte erst Karl der Große, der Erbe des Drusus und Germanicus, in langem, hartnäckigem Kampfe und fügte sie und ihr Land, was dem Kaiser Augustus nicht gelungen war, der Sphäre römischen Geistes hinzu. Seitdem gab es ein zu Europa gehörendes Nord- oder Niederdeutschland, das sich auch wohl geltend machte, wie unter den sächsischen Kaisern, oder hindernd und störend zur Zeit der Hohenstaufen, oder während der Blüte der Hansa, dennoch aber jahrhundertlang für das Ganze ohne wesentliche Bedeutung blieb — bis auch seine Zeit kam, die Reformation. Mit der Reformation trat ein junges, noch unversuchtes und unberührtes Volkselement auf, eine neue Weltgegend mit ganz anderen natürlichen Voraussetzungen. — Die Reformation predigte eine Lehre ohne Romanismus; sie streifte ab, was an und in der Religion römische Idee und Form war; sie war eine Erhebung sächsischen Wesens gegen die ihm nicht gemäße italisch-gallische Gestalt derselben. Wo eine Gegend nie von den Römern betreten war, da gewann der lutherische Glaube eine unbestrittene Herrschaft und behauptete sich, wie in Skandinavien, bis auf den heutigen Tag. Wo der Boden kein ursprünglich germanischer war, da schien, wie in Belgien und Österreich, der Abfall von Rom eine Weile vollzogen, aber die römische Grundlage regte sich, eine blutige und erbitterte Gegenreformation tilgte das Werk der ersten Überraschung und so wurden gerade diese Länder im Widerstreit gegen das Neue oft katholischer als selbst Italien. Auch in Westfalen erhielt sich die alte Kirche zum Beweise, wie tief dieser Landstrich seit den Tagen der Cäsaren und Karls des Großen von der nahen gallisch-belgischen Kultur durchdrungen war; der Rhein blieb die Pfaffengasse und Köln ein Sitz der Dunkelmänner — es hatte ja einst Colonia Claudia Agrippina geheißt, wie Koblenz Confluentes, und in Trier, der ehemaligen Hauptstadt Galliens, stand noch die Porta nigra und in der Nähe die Igeler Säule. Doch war auf dem rechten Ufer des Rheines der Wechsel groß und die Mischung bunt, und ebenso im ehemaligen Zehntlande innerhalb des Walles; — da kämpften Luthertum und Jesuitismus, und so kam dies Übergangsland ohne Entscheidung und sicheres Ergebnis in die neue Zeit hinüber. Der Calvinismus und die reformierte Kirche aber, die von der Schweiz bis Heidelberg und Holland sich ausbreitete, verriet den römischen Gedanken, dessen sie sich auf ihrem Boden nicht hatte erwehren können, in der verständigen Strenge und dem mehr politischen Charakter ihres Bekenntnisses und ihrer Verfassung.

Jenseits der Elbe aber, an der Oder und Weichsel, von wo die Goten und Vandalen und Gepiden, die Lugier, die Semnonen ausgezogen waren — was war aus diesem germanischen Urstiz, dem weiten Flach-

lande zwischen der Ostsee und den Karpathen, geworden? Lange Zeit liegen diese Gegenden in tiefem Dunkel und kein Zeuge berichtet über sie; dann, wo das Licht der Geschichte sie wieder trifft, finden wir sie von Massen slavischer Völker und Völkchen besetzt, deren Sitten sich nur wenig von denen ihrer Vorgänger, der Germanen, unterschieden. Wie sie gekommen, wissen wir nicht; sei's, daß sie nach Abzug der Germanen sich stille über die verlassene Erde verbreiteten, sei es, daß sie mit gewaffneter Hand die germanischen Überreste vertilgten oder sie aufzogen und in letzterem Falle ihr Blut dadurch im Sinne der Kultur veredelten. Selbst die Elbe und Saale hatten sie nicht aufgehalten: in kleinen und großen Haufen waren sie nach Leipzig, der Lindenstadt, nach Altenburg und Lüneburg gelangt, ja den Main hinab bis Bamberg und noch weiter vorgeedrungen. Dann aber begann die Rückströmung von Deutschland her: die slavischen Gebiete wurden in unablässigen Kämpfen unterworfen, geschwächt, verwüstet, fränkische und sächsische Ansiedler herbeigezogen, Burgen und Städte gegründet, der Christenglaube mit Gewalt und Überredung gepflanzt und längs der Ostsee ein neues Deutschland geschaffen, auf anderem Grunde ruhend, als das römische und römisch-deutsche Europa, erst noch in rohen Zügen, langsam werdend, nach unglücklichen Tagen scheinbar dem Untergang verfallen, dennoch in unmerklicher Arbeit wachsend und erstarkend. Die Reformation fand hier nach einiger Zögerung Aufnahme und eine bleibende Stätte; sie wurde der günstige Boden, auf dem ein Staat mit eigener Physiognomie, konstruiert wie bisher noch kein anderer, unbeachtet und vielverkannt sich aufbaute. Die brandenburgischen Markgrafen wurden Kurfürsten des deutschen Reiches, das Kurfürstentum Brandenburg wurde mit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ein Königreich Preußen, dieses nach dem siebenjährigen Kriege eine große europäische Macht, endlich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Vormacht eines deutschen Kaisertums und seine Hauptstadt das Zentrum des Welttheiles. In demselben Maße, wie Sachsen sank, vergrößerte es sich nach allen Seiten, zog den Niederrhein an sich, das halb süddeutsche Land Schlesien, große Stücke der Republik Polen, die von den alten Welfen-Herzögen beherrschten Gebiete und dehnt sich jetzt vom Memelstrom im Nordosten bis zur Ems und der oberen Mosel im Westen, an beiden Seen, der Ost- und Nordsee, über die große Tiefenebene aus, die, einst der Boden eines vorweltlichen Meeres, nie ganz und sicher in römischen Händen gewesen war. Die Sprache der Bildung war hier die hochdeutsche, denn aus Hochdeutschland war alle Kultur gekommen und in dieser Gestalt auch der neue Wittenberger Glaube aufgetreten — das Volk und das Haus und die Familie sprach niederdeutsch, das Idiom der Welfen, das sich nur langsam vor der

Schule, der Predigt und den Büchern zurückzog. So war Deutschland in den Tagen Friedrichs des Großen in zwei Hälften zerfallen; zu dem Gegensatz des Katholizismus und Protestantismus kam der der Mundart, der natürlichen Bedingungen, der historischen Ursprünge, der Staats- und Sittenform hinzu. Deutschland glich und gleicht bis auf den heutigen Tag einem Achatstein, der zwar ein und derselbe Stein ist, aber zwei Schichten hat, eine weiße oben und eine graue unten oder umgekehrt. Selbst in der äußeren Politik, so rationalistisch, d. h. naturlos sie damals und noch später war, tat sich die Zweifelt von Nord und Süd zu wiederholten Malen kund. Die Demarkationslinie nach dem Baseler Frieden 1795 lief längs des Niederrheins, von da quer durch Mitteldeutschland, und während jenseits der Krieg wütete, erfreute sich der Norden des Friedens. Darauf, im Jahre 1805, ließ Österreich im Laufe der geheimen Verhandlungen alles Ernstes in Berlin eine Neugestaltung der deutschen Verfassung vorschlagen, also daß der Norden unter Preußens, der Süden unter Österreichs Oberhoheit käme (v. Treitschke, Deutsche Geschichte, 1, 219). Daß Bismarck kurz vor Ausbruch des Krieges 1866 durch Gablenz der Wiener Regierung ganz denselben Antrag stellte, ist jetzt jedermann bekannt. Auch in der Frankfurter Paulskirche hatte die sogenannte großdeutsche Partei ihre Wurzeln in Süddeutschland, die des preußischen Kaisertums im Norden. Und nach dem Kriege von 1866, vor dem französischen, war der Norddeutsche Bund im Wesentlichen doch nur die Zusammenfassung der ursprünglich plattdeutsch redenden Landschaften.

Aus den Tagebuchblättern des Grafen Alexander Keyserling*)

Alexander Graf Keyserling, in Kurland 1805 geboren, seit seinen Studentenjahren in Deutschland mit Bismarck befreundet, der ihm später den Posten eines preußischen Kultusministers anbot, Morpholog und Paläontolog, Verfasser eines Werkes über die Geographie des Ural. In Estland besitzlich geworden, wurde er der berufenste Vertreter der Landesinteressen. Von 1862—69 Kurator des Dorpater Lehrbezirks. Seine geistige Größe, die Erhabenheit seiner Lebensrichtung, verliehen der Universität ungewöhnliches Ansehen, unter ihm erlebte sie ihre Blütezeit. Bis zu seinem Tode, 1891, hat er, der klügste Kopf und die lauterste Seele des Landes, der Verfechtung seiner heimatischen Interessen gelebt.

*) Graf Alexander Keyserling. Ein Lebensbild aus seinen Briefen und Tagebüchern, zusammengestellt von seiner Tochter Freiin Helene v. Laube v. d. Jßen. 2 Bde. Berlin, G. Reimers. 1902.

9. Juli. — Stein, von Professor Seeley, dreibändig, von Lehmann übersetzt, ausgelesen. Die Betrachtungen am Schluß des Werks, über Steins Verhältnis zur Religion, geben mir zu denken, und mit Bismarcks Verhalten zu vergleichen. „Den Vortrag meiner Zwei-

fel, der sich zu weit hinaus wagt, rufe ich zurück!“ — so antwortete Bismarck, als er Gesandter war, auf die Frage, wie er seinen radikalen Unglauben jüngerer Jahre los geworden sei. Die Zweifel werden nicht bekämpft und besiegt, aber still gemacht durch heroischen Willen. Auf dem Gebiete der Religion wird die Ermittlung sicherer Wahrheiten für unmöglich gehalten und das Festhalten der Vorstellungen, die sich in der Erfahrung für die menschliche Gesellschaft als zuträglich und haltbar durch Jahrhunderte erwiesen haben, für notwendig. Leben nach dem Tode in einer besseren Welt, — Vorsehung, die schließlich alles zum Besten wendet, — Offenbarung, ein die Pflichterfüllung gebietender Gott, — das sind Dogmen, die Zuversicht in politischer Verzweiflung oder Not verleihen; — diese sind unbedingt notwendig. Die soll man nicht erschüttern und nicht zu verhöhnen gestatten. Aber sich viel beschäftigen mit dem Inhalt und der Möglichkeit dieser in der Lat nebelhaften Vorstellungen, ist eine Krankheit, in die solche Menschen verfallen, die in der Welt nichts andres zu tun haben, als unnützen Grübeleien sich hinzugeben. In den Stürmen dieser Welt, den Anfeindungen der Feinde gegenüber, Liebe zu seinem Volke, Zuversicht zu einer gegen alle zeitliche Beunruhigung festen Position zu bewahren, — dazu genügen die vagen Vorstellungen besser, als die schlechte Wirklichkeit, auf die sich die menschliche Forschung beschränkt sieht. Sie verleihen Weihe dem Gefühl und fortreibende Poesie dem Ausdruck. — So ungefähr ist die Gesinnung dieser, tief sittlichen Männer großer Politik, in religiöser Beziehung. Wären es Chinesen, wären es Türken, — wären es Juden von Geburt, nie würden sie Christen werden aus Überzeugung. Sie sind aber von den Vorfahren her feste Christen nicht nur, sondern auch feste Protestanten, da sie aus Überzeugung anders zu sein nicht vermögen. Die Vorfahren sind eine unabänderliche Tatsache, Überzeugungen können wechseln. — Sowohl der Freiherr von Stein als Bismarck sind streng nationale Männer, keine Menschheitschwärmer; — auch in der Religion sind es keine Universalisten, die nach den ewigen Wahrheiten, nach dem für alle Zeiten Richtigen ringen. Katholizismus, Protestantismus, für ihre Bestrebungen macht das nur in der Verwaltung Unterschiede, mit denen man rechnen muß. Bei aller Verehrung und Freundschaft für diese Männer muß man dennoch gestehen, daß ihnen eine Religion nicht genügen könnte, die Ernst macht mit den Worten: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Daß die Moral aus der Not mit derselben Notwendigkeit entsteht, wie aus dem Gefälle die Richtung des Flusses, ist überhaupt eine Lehre der neuesten Zeit. Die genannten Männer können sich nur eine geoffenbarte Sittlichkeit vorstellen. Stein und Bismarck sind Männer dieser Welt, die zur Regierung dieser Welt und zur poetischen Weihe ihres eigenen Lebens Formeln

gebrauchen, die auf einem ihnen ganz fremden Boden entstanden sind, die aber an poetischem Schwunge unerreicht geblieben, und durch das Alter eine bewährte Achtung gewonnen haben, die sich nicht erfinden läßt!

8. Juli. — Ein Nichts in der Ewigkeit, doch ein vollendes — ein Punkt in der Menschheit, aber ein bestimmender! Größeres, als einen die menschheitliche Richtung mitbestimmenden und vollenden Punkt, gibt es auf Erden nicht. Nur muß der Mensch den Glauben an seinen Willen nicht verlieren. Der Fatalismus ist viel zu stark in den Religionsvorstellungen vertreten.

*

Von grünen Blättern leben Raupen, von trockenen Papierblättern die Beamten; Papierraupen, die sich leider nie verpuppen und zu Schmetterlingen nicht entwickeln.

*

Vergeblich ist die politische Tätigkeit ohne Macht hinter sich und ohne Hoffnung vor sich.

*

Unterrichten mit der wahren Lebendigkeit und Weihe kann man nur in seiner Denk- und Hausprache. Unstre Lehrer müssen weichen, wenn im Ernst die russische Unterrichtssprache verlangt wird. Was wir an Lehrern mit russischer Denksprache beschaffen könnten, ist nach den Erfahrungen, die ich als Kurator gemacht, jämmerlich, und so oft betrunken, daß ich schon auf den Gedanken geriet, daß die Aussprache des Russischen mehr Durst erregt als andre Sprachen.

*

Wie verbringt ihr die Mußestunden? — die Antwort entscheidet über den Grad der allgemeinen Bildung.

*

Es ist schwer, einen Mann, der durch unsre gelehrt sein sollende literarische Vorbildung dahin gebracht ist, mit Worten und nach Worten alles für erledigt zu halten, zu sorgfamer Beobachtung, Fertigkeit und Prüfung in der Erfahrung zu bringen.

*

Die Hochzeit ist unter den Akten, für welche die Religion die Weihe zu geben hat, der heiterste, doch die Ehe ist ernst wie der Tod, und kein Liebespiel.

*

Es gibt Menschen, wie die zugeschraubten Flaschen von Selterswasser oder Limonade gazeuse, die man Siphon nennt. Drückt man daran, so zischt immer dasselbe heraus. Hinein bringen aber kann man nichts, es sei denn, man nimmt die Flasche auseinander.

*

Geistlose Menschen können zünftig schreiben, gut für die Wissenschaft, — aber populär, das vermögen sie nicht.

*

In Berlin tagt ein Telegraphenkongreß. Einheitliche, billige Zahlung in Europa, das ist das Große, das Generalpostmeister Stephan wieder durchgesetzt hat. Ist die Steigerung der Gemeinschaft unter den Menschen die eigentliche Aufgabe der Menschheit, so hat darum Generalpostmeister Stephan sich verdient gemacht wie kein anderer. Heiligsprechung verdient er über alle Mitmenschen.

*

Ist man einander entrückt, finde ich, daß nach meiner Erfahrung die Freundschaft immer abmagert, doch aber schneller, wenn sie nicht durch Geschreibsel gefüttert wird.

*

Wärmestrahlen müssen zurückgeworfen werden, sonst wirken sie erkältend.

*

Gewisse Frauen erinnern an Himmelskörper, deren Annäherung Störung in die regelrechten Bahnen bringt.

*

Frauen gibt es, die tüchtig und freundlich sind, doch nicht sympathisch. Es fehlt ihnen der zarte Schein, der auch in die bloße Unterhaltung zwischen Mann und Weib etwas Liebloses bringt.

Sonette von 1870

Von Karl von Firds

I

Verwitwet saß am Webstuhl die Geschichte,
Die heldenharrende. Im Festgebrause
Derweilen aber jubelte beim Schmause
Der wälschen Freier lärmendes Gezüchte.

Sie zehrten leck am Mark der Welt, die Wichte!
Und blähten sich im ausgeraubten Hause
Und prahlten, daß die Hand, die sie zerzause,
Sich nimmer recken solle zum Gerichte.

Da horch, da regt sich's am Gestad' der Zeiten!
Das Eisen klirrt, es tönt des Krieges Räder
Und Schritte eines Helden hört man schreiten.

Wird er es sein, der Fürst und Städtebrecher,
Der starke Hort, auf den die Zeichen deuten?
Wird er es sein, der Retter und der Rächer?

II

Nein, nein, das ist kein bloßes Fürstenringen,
Worauf die Welt jetzt schaut mit stummen Fragen!
Ein Völkerzweikampf ist's, wie in den Tagen,
Da über'm Hunnenfeld in wildem Ringen

Die Geister sich der Toten noch umfingen;
Ein Gottesurteil ist's, mit Roß und Wagen
In des Jahrhunderts Schranken ausgetragen,
Und Recht bleibt Recht! Gott wird ans Licht es bringen!

Ja, Recht bleibt Recht! Ob schlangengleich die Lügen
Sich um der Wahrheit strahlend Banner winden,
Ob feil die Worte schwören und betrügen

Und mit der Arglist Mächten sich verbinden:
Das Schwert ist bloß, der Kofse Mähnen fliegen
Und zu dem Rechte wird der Sieg sich finden!

Eduard von Gebhardt

Von W. von Seidlitz

Woldemar v. Seidlitz, geboren 1850 als Glied einer estländischen Adelsfamilie in St. Petersburg, Kunsthistoriker, vortragender Rat in der Generaldirektion der Königl. Sammlungen in Dresden.

Gebhardt verdankt seinen hervorragenden Platz in der deutschen Kunst wesentlich den Eigenschaften, die er aus seinem heimischen Baltienlande mitgebracht hat. Ohne die Jugend auf dem vorgeschobenen Posten im hohen Norden hätte sich in ihm schwerlich jenes so starke persönliche Erleben des Christentums entwickeln können, das ihn in Deutschland zum berufenen Maler des Protestantismus machte. Ohne die Vereinsamung, zu der die Menschen der baltischen Provinzen verurteilt sind und durch die sie wiederum zu engstem Zusammenschluß und regster Aussprache getrieben werden, hätte er sich kaum jene Lebendigkeit der Darstellung aneignen können, welche ihn in den Stand setzte, das tief innerlich Empfundene zu überzeugender Gestaltung zu bringen.

Als er 1858 mit zwanzig Jahren nach Deutschland kam, fand er dort jene Art der religiösen Malerei vor, die gleichmäßig den Bedürfnissen der Protestanten wie der Katholiken zu dienen hatte, indem sie sich jener Idealformen der Antike bediente, in denen das Empfinden der neuen Zeit im Gegensatz zum Mittelalter seinen Ausdruck erhalten hatte. Diese klassischen Formen widerstrebten aber bereits dem damals in Blüte stehenden „Realismus“ und vermochten dem stark ausgeprägten Persönlichkeitsinn eines Gebhardt erst recht nicht zu genügen. Auf einem Pastorat im westlichen Teil Estlands aufgewachsen, daher von dem Kulturbetrieb altüberlieferten deutschen Wesens innerlichst durchdrungen, mußte er vielmehr nach einer Ausdrucksweise suchen, die der Eigenart des Protestantismus entsprach. Dreijähriger Besuch der Petersburger Kunstakademie hatte ihn für die Ausübung seines Berufes gut vorbereitet, besonders ihm jene Sicherheit im Zeichnen verliehen, welche all seine Werke auszeichnet. Belgien und Holland, die damals für die deutschen Künstler das Ziel zu bilden pflegten,

vermochten ihm, als er sie besuchte, durch ihre lebende Kunst nicht viel zu bieten, erschlossen ihm dafür aber die Kenntnis der altolamischen Malerei, die durch ihren herb germanischen Charakter einen dauernden Eindruck auf ihn machte. Fernere Besuche in Wien, München und Düsseldorf, die sich anschlossen, blieben ergebnislos. Wenn seine Wahl schließlich auf Karlsruhe fiel, so wird dabei der Umstand bestimmend gewesen sein, daß die beiden Hauptmeister, welche den Ruf der Düsseldorfer Schule begründet hatten, Schirmer und Lessing, vor kurzem dorthin übergesiedelt waren.

Seine entscheidenden Lehrjahre machte er dann seit 1860 in Düsseldorf durch, im Anschluß an Wilhelm Sohn, der in seinen Genrebildern eine an die alten Niederländer erinnernde Leuchtkraft der Farben und Sorgfalt der Durchführung anzuwenden pflegte. Zu diesen soliden Eigenschaften wußte Gebhardt eine innerliche Ergriffenheit bei ruhiger, klarer Komposition zu fügen, so daß die religiösen Bilder, die er in den sechziger Jahren schuf, durch ihre Neuheit, Tiefe und Eigenart den Beschauer ergriffen und ihrem Verfertiger die Stelle eines Bahnbrechers unter den deutschen Malern sicherten. Es waren dies vor allem die Erweckung der Tochter des Jairus von 1864, das Altarbild des Gekreuzigten für den Revaler Dom von 1866 und schließlich das Abendmahl von 1870 in der Berliner Nationalgalerie, das seinen Namen auf Aller Lippen brachte.

Hier gab es keine normalen Typen, keine pathetischen Geberden, keine wirkungsvollen Gewandungen, wie in den italienischen Kirchenbildern; dafür aber waren die Szenen in eine trauliche Umgebung versetzt, wie sie im Norden sich während des Mittelalters entwickelt hatte und uns noch aus manchen Bauernstuben bekannt ist. Dem paßte er auch das Kostüm an, das an die alten Niederländer erinnerte. Die ernstesten, knochigen Gesichter seiner Apostel endlich sprachen von verhaltenem Seelenleben und starkem Willen: dem Maler schwebten dabei jene estnischen Bauern vor, mit deren Wesen er von Kindheit auf vertraut war.

Führte der Gekreuzigte aus dem Revaler Dom eine wahre Familientragödie in herzergreifender Schlichtheit vor — hatten doch Angehörige des Künstlers dabei zu einzelnen Figuren Modell gestanden — so erhob sich das Abendmahl zur Höhe eines weltgeschichtlichen Ereignisses, worin Christus als das Haupt einer Gemeinde, die sich über die ganze Erde verbreiten sollte, alle Gedanken seiner Schutzbefohlenen auf sich lenkte. In dieser verinnerlichten und tief persönlichen Weise entstanden noch die Kreuzigung der Hamburger Kunsthalle von 1873 und die Waschung des Leichnams Christi in der Dresdner Galerie von 1883, die beide sich durch eine gesteigerte Glut der Farben auszeichnen.

An der Düsseldorfer Akademie, für die er frühzeitig

als Professor gewonnen worden war, wirkte er auf die zahlreichen Schüler mehr noch durch seine Kunstbegeisterung und die gründliche Kenntnis der alten Kunst des Nordens wie des Südens, als durch sein Beispiel, das durch Lehre nur unvollkommen übertragen werden konnte. Die Zeit, in der er wirkte, erwies sich anfangs als günstig für hochfliegende Ideale. Künstler wie Feuerbach und Böcklin hatten an die großen Überlieferungen der italienischen Kunst anzuknüpfen begonnen. Drang ihre Wirksamkeit auch noch wenig an die Öffentlichkeit, so spornte sie doch zum Verfolgen der Ziele an, die sie sich gesetzt hatte. Verschiedene Anzeichen, namentlich aber das große Bild der Himmelfahrt Christi in der Berliner Nationalgalerie, das in Anordnung und Durchführung sich dem Vorbild der Italiener anschließt, deuten darauf hin, daß auch Gebhardt damals nahe daran war, den Schritt zu jener Vereinfachung zu wagen, der ihn zu dem antiken Ideal zurückgeführt hätte. Die Tätigkeit Rethels, dem solches unter Wahrung seiner Eigenart und seines Deutlichums vollkommen gelungen war, und der für die Zukunft die Bahnen hätte weisen können, war freilich in Düsseldorf vollständig vergessen, seitdem er in frühzeitiger Geistesumnachtung sein Leben beschlossen hatte. Dafür aber ging das allgemeine Streben darauf aus, sich von den Banden der herrschenden konventionellen Malerei zu befreien.

Einen Auftrag, der 1884 an Gebhardt herantrat und ihn sieben seiner besten Jahre aufs Tiefste beschäftigen sollte, die Ausmalung des Kollegienzimmers im evangelischen Predigerseminar, wozu das alte Zisterzienserkloster Loccum im Hannoverschen eingerichtet worden war, hätte ihm die schöne und seltene Gelegenheit bieten können, in den sechs großen Darstellungen, die er wählte, der Wirksamkeit Johannes des Täufers, der Bergpredigt, der Austreibung aus dem Tempel, der Hochzeit zu Kana, der Heilung des Gichtbrüchigen und der Ehebrecherin vor Christus, die protestantische Kirchenmalerei auch zum monumentalen Stil zu erheben, wie er sie bereits mit einem neuen Gemütsinhalt erfüllt hatte.

Daß dieser letzte und höchste Schritt weder von ihm noch überhaupt von einem späteren Künstler unternommen worden ist, lag in den Zeitverhältnissen begründet, die genau gleichzeitig mit dem Beginn der Loccumer Malereien jener französischen Freilichtmalerei in Deutschland zum Siege verhalfen, welche wohl eine notwendige Entwicklungsstufe der Kunst bildete, in Folge des mit ihr verbundenen Naturalismus der Darstellung aber dem aufs Ideale gerichteten Streben Gebhardts keine Betätigungsmöglichkeit bot.

Die weiten Flächen, die Gebhardt hier zur Verfügung standen, hatten zur Folge, daß der Meister von den schlichten Kompositionen seiner früheren Zeit statt zu größerer Vereinfachung vielmehr zur Darstellung vielfigüriger Volksszenen überging, in denen die

dichtgedrängte, von den verschiedensten Empfindungen erfüllte Menge teils in stiller Anteilnahme, teils in heftiger Erregung den Vorgängen beivohnte. Damit war eine Schilderungsweise ermöglicht, welche der beweglichen Phantasie des Meisters besonders entsprach und fortan das Kennzeichen seiner Schöpfungen ausmachte. Die sorgfältig durchgeführten Zeichnungen für die Loccumer Wandbilder lassen nur das Bedauern aufkommen, daß er seine Kunst nicht auch in den Dienst der Illustration gestellt und dieses stark vernachlässigte Gebiet mit neuem Leben erfüllt hat.

Gewiß wird ihm die damalige Freilichtmalerei Veranlassung geboten haben, sich innerlich mit ihr auseinanderzusetzen, da eine gleich tief religiös empfindende Künstlernatur wie Uhde sie in kühner Neuerung nicht nur auf die Darstellungen aus dem Leben Christi anwendete, sondern die Wirklichkeitsmalerei soweit trieb, daß er die Vorgänge unmittelbar in unsere Zeit versetzte und sich im Kreise einfacher Bauern und Arbeiter abspielen ließ. Einen ähnlichen Wandel im Zeitkostüm vorzunehmen, hätte Gebhardt, der bereits häufig Freunde und Verwandte in vollendeter Bildnisähnlichkeit auf seinen Bildern angebracht hatte, wohl locken können, doch verhinderte ihn seine Freude am Glanz der schönen Farbe, die durch die Betrachtung der italienischen Meisterwerke stets neu genährt wurde, es mit dem kühlen Silberton der modernen Malerei zu versuchen. Die gleichzeitig entstandenen Schöpfungen des Franzosen Puvion de Chavannes, der eine Verbindung dieser abgedämpften Malweise mit einer erhöhten Formgebung angebahnt hatte und brauchbare Anregungen hätte geben können, hatten damals noch nicht bis nach Deutschland gewirkt. Dagegen läßt sich eine vorübergehende Annäherung Gebhardts an Rembrandt in dem Ungläubigen Thomas der Düsseldorfer Galerie von 1889 wahrnehmen, die in der lebendigen Phantasie beider Meister begründet ist und gegenüber der klassischen Darstellungsweise das verständnisvolle Eingehen auf die Empfindungswelt einfacher Volkskreise bekundet.

Zehn Jahre nach der Vollendung der Loccumer Wandbilder wurde ihm ein Auftrag, der seinen innersten Wünschen entsprach, seine Kraft auf das Höchste anspannte und ihn jahrelang mit der größten Befriedigung erfüllte. Es handelte sich um die Ausmalung der neuerbauten Friedenskirche in Düsseldorf, die an allen vier Wandflächen des hohen, guterhellten Raumes Gelegenheit zur Anbringung eines vielgliedrigen Zyklus von Darstellungen bot, der in der groß behandelten Altarwand seinen Abschluß fand. „Es ist ja eigentlich die erste protestantische Kirche, die ausgemalt wird“, schrieb der Künstler damals in seinem berechtigten Jubel. Und er erging sich in einer Fülle vielfigüriger Erfindungen, die seiner Lust am Fabulieren reichste Gelegenheit boten.

Um diese Erzählerfreude in ihrer vollen Tiefe würdigen zu können, muß man hier wieder an die besonderen Eigenschaften erinnern, die ihm als Erbteil seiner nordischen Heimat zugefallen waren. Sind die Menschen der Ostseeprovinzen auch auf engstem Zusammenschluß angewiesen, so kommen sie doch, da sie weit zerstreut auf dem Lande leben, nicht wie in Deutschland leicht und täglich miteinander in Berührung, sondern müssen die seltenen Zeiten des Zusammenseins ausnützen, um sich über Gott und die Menschheit auszusprechen. Das geschieht dort weit weniger im geschlossenen Kreise als in stundenlangen Wanderungen zu Zweien durch die lange Reihe der Zimmer, deren Flügeltüren weit offen stehen. Je mehr sich dabei die Diskussion belebt, je eindringlicher die Gründe von der einen wie der anderen Seite vorgebracht werden, um so rascher wird der Gang, um so lebhafter die Gebärde. Diese Freude am Überzeugen und Klar machen hat Gebhardt in vollem Umfange für seine Malereien nutzbar gemacht. Durch sie offenbart er die Fülle seiner Herzensschätze, die stärkend und erhebend auf den Beschauer einwirken und bei denen nach echt deutscher Art auch der gesunde Humor nicht zu kurz kommt.

Über ein halbes Jahrhundert hat er in ungeschwächter Kraft seine Stelle in der vordersten Reihe der deutschen Maler ausgefüllt, in ewiger Jugendfrische, die keinen Gedanken ans Alter aufkommen läßt. Seine Heimat kann auf ihn stolz sein, und Deutschland freut sich seines Besitzes.

Aus den Jugenderinnerungen eines alten Kurländers

Von Theodor Hermann Pantenius*)

Theodor Hermann Pantenius, geboren 1843 in Mitau, langjähriger Herausgeber des *Daheim* und von *Velhagen* und *Klasing's* Monatsheften, gestorben 1915 in Leipzig. Ein starkes Talent; durch seine kurländischen Novellen und seinen historischen Roman „Die von Kelles“ auch über seine Heimat hinaus bekannt.

Das alte kurländische Leben in seiner Einfachheit, Trausichtigkeit und herzlichen Wärme spricht am anschaulichsten aus den Jugenderinnerungen, von denen ein Stück, das von der Kindheit im Pastorat Doblen bei Mitau handelt, als Probe dienen möge.

*) Th. H. Pantenius, *Aus meinen Jugendjahren*. Leipzig, Voigtländer. 1907.

Meine Ferien verbrachte ich jetzt meist in Doblen, einem Städtchen, das umgeben von fruchtbaren Gesilden am rechten Ufer der Behrse liegt. Es ist unter dem Schutz einer alten Festung aus der Ordenszeit entstanden, deren malerische Ruinen einen auf dem linken Ufer des Flusses liegenden Hügel krönen. Die Honoratioren des Städtchens waren der deutsche und der lettische Pastor, zwei Ärzte, der Apotheker und der Posthalter, die übrige Bevölkerung bestand aus

Handwerkern und Inhabern von Wirtschaften, die dadurch in Nahrung gesetzt wurden, daß die große Heerstraße von Mitau nach Libau durch den Ort ging. Unser Haus war für unsere bescheidenen Bedürfnisse ausreichend, und wir fühlten uns sehr wohl in ihm.

Am einem warmen Junitage weckt mich die schon recht hochstehende Sonne zu dem Frohgefühl, daß ich Ferien habe und bei meiner Mutter in Doblen bin. Ich kleide mich behaglich an und trete hinaus auf den kleinen Hof, wo mich meine Tauben — schöne Schleier- und Pfautauben und zierliche Mövchen — schon sehnsüchtig erwarten. Während ich ihnen das Futter hinstreue, lehnt Frau Kalning am Zaun, der unseren Hof von dem ihrigen trennt — wir Doblener lehnen alle viel und gern an Nachbarzäunen behufs eines Schwätzchens — begrüßt mich und sieht mir zu. Frau Kalning ist eine sehr respectable Hausbesitzerin in reifem Alter und verfügt überdies über gelegentliche Kenntnisse des Kommenden. Als vor einigen Tagen in unserer Nachbarschaft ein Haus brannte und wir uns alle geziemend zu diesem sensationellen Schauspiel eingefunden hatten, versicherte sie meiner Mutter ein über das andere Mal: „Es mußte ja brennen, Frau Pastorin. Es stank ja schon zwei Tage nach Brand, so daß ich zu Frau Neumann sagte: Frau Neumann, es wird ganz gewiß brennen. Man riecht es ja schon. Nicht wahr, Frau Neumann?“ Und Frau Neumann bestätigte das mit aller Energie.

Heute morgen ist aber von der Gegenwart die Rede: es steht nunmehr ganz fest, daß der Sattler sich von seiner Frau wird scheiden lassen, um seine Schwägerin zu heiraten; es ist mehr als wahrscheinlich, daß des Krämers „junger Mann“ ein Liebesverhältnis mit der jüngsten Tochter seines Prinzipals unterhält und sich abends mit ihr in den Anlagen unter dem Schloßberg trifft; in Behrsemünde hat der Inspektor drei von den unzähligen tollen Hunden, die zurzeit die Gegend durchstreifen, erschossen. Daß er von einem dieser Hunde gebissen worden ist, soll aber nicht wahr sein.

Nach einem eingehenden Gedankenaustausch über das Verhalten toller Hunde zum Wasser lehre ich, da die Tauben mittlerweile ihr Futter verzehrt haben, ins Haus zurück und trinke mit den Meinigen Kaffee. Dann nehme ich den ersten Band der *Scriptores rerum Livonicarum* unter den Arm und schlendere, begleitet von Thiddy, — ich besaß im Laufe meines Lebens mehrere Hündinnen dieses Namens — der Ruine zu. Thiddy ist ein kleiner englischer Mattenfänger — niedriger gestellt und länger als ihre deutschen Namensvettern und so sandfarben, daß sie spurlos verschwindet, wenn sie vor mir die Landstraße entlang läuft. Nur wenn sie sich nach mir umsieht, erblicke ich ihre schwarze Nase und ihre ebenso schwarzen Augen. Wir gehen über die Brücke, steigen den Schloßberg hinan und suchen uns in der Ruine ein schattiges Plätzchen auf, das Thiddy aber bald wieder verläßt,

um irgendwo mit höchster Anstrengung Leibes und der Seele einen Ausweg, dessen Bewohnerin längst entflohen, bloßzulegen. Von Zeit zu Zeit kommt sie mit herabhängender Zunge und über und über mit Erde und dem Müll von fünf Jahrhunderten bedeckt, zu mir und ruht sich für kurze Augenblicke aus. Sobald sie sich aber einigermaßen erholt fühlt, stürzt sie wieder fort und treibt ihr unfruchtbares Beginnen weiter.

Ich habe mich unterdessen ausgestreckt und in die Chronik Heinrichs des Letzten vertieft oder in Dietrichs von Alpeke Livländische Reimchronik.

Während die Reime der alten Chronik von einer Zeit erzählen, in der diese Stätte erfüllt war von Kriegsgeschrei und Schwerterklirren, umsummen mich jetzt nur Insekten und erklingt aus dem alten Holderbusch, der seine Zweige über ein eingestürztes Gewölbe breitet, das Lied einer Gartengrasmücke. Hin und wieder erscheint über einer der Mauern ein weißes Wölkchen so groß wie eine Hand, schwimmt im Aether über mich hin und verschwindet hinter den anderen. Es ist, als ob ich ganz allein wäre in der Welt.

Aber der Schatten, den das alte Gemäuer um mich wirft, wird kürzer und mahnt mich daran, daß dem doch nicht so ist und ich zu Hause erwartet werde. Ich nehme noch flugs ein Bad in der Behrse und eile dann heimwärts.

Wie meist in dieser Jahreszeit, finde ich Besuch vor. Verwandte, die unterwegs nach Mitau sind, kehren für die Zeit, in der ihre Pferde gefüttert werden, bei uns ein. Nach ein paar behaglich verplauderten Stunden fahren sie weiter.

Wir nehmen den Kaffee auf unserer Veranda ein, und der eine oder der andere Mitbürger, der an unserem Hause vorübergeht, setzt sich etwas zu uns. Einer der Herren macht uns in einem solchen Falle viel Sorge, denn er ist zu höflich, um den Damen beim Scheiden den Rücken zuzukehren, und er ist sehr korpulent, und die Veranda hat drei Stufen. Es kommt jedesmal auf ein Turnkunststück heraus, auf einen Sprung mit jäher Wendung im letzten Augenblick. Aber dieser glückt auch heute, und wir sehen dem Sichentfernenden beruhigt nach.

Nach dem Abendessen begeben wir uns in die hübschen Anlagen zwischen Fluß und Schloßberg und genießen Abendkühle und ländliche Stille.

So vergehen diese idyllischen Tage, die sich so gleichen und doch so schön sind.

Einer Nacht aus jener Zeit erinnere ich mich besonders gern. Meine Schwester war bei den Geschwistern in Neuenburg; meine Mutter und ich waren allein zurückgeblieben. Der Tag war sehr heiß gewesen und hatte die Zimmer so erhitzt, daß ich nicht schlafen konnte; ich scheute mich aber, ein Licht anzuzünden, um meine Mutter, deren Zimmer nur durch eine dünne Wand von dem meinigen getrennt war, nicht zu wecken. Schließlich machte ich aber doch so leise

wie möglich Feuer und griff nach einem Buch. Nach einiger Zeit wurde die Tür ein wenig geöffnet und durch den Spalt ein Zettelchen hereingeworfen, das ein allerliebstes Spottgedicht auf mich enthielt. Ich suchte so gut wie möglich zu erwidern und beförderte mein Gedicht in derselben Weise. Das ergab dann wieder Antwort und Gegenantwort, bis das Gezwitscher eines Kotschwänzchens vor meinem Fenster uns die Nähe des Morgens verkündete.

Als ich viele Jahre später die Nacht am Sterbebett meiner Mutter verbracht hatte, sang im Morgengrauen wieder eines dieser Vöglein hart am Fenster und erinnerte mich an diese heitere Nacht in Doblen und an die vielen, vielen frohen Stunden, die ich meiner Mutter verdankte.

Da meine Schwester im August 1862 heiratete, war meine Mutter ungebunden. Sie entschloß sich daher, mich auf die Universität zu begleiten und ein halbes Jahr bei mir zu bleiben. Ich brauche nicht erst zu sagen, wie sehr mich die Aussicht auf dieses Zusammensein, das sich später ganz so wundervoll gestaltete, wie wir erwartet hatten, beglückte.

Vor meiner Abreise fuhren wir noch einmal nach Sallgallen, und ich nahm Abschied von dem mir so teuren Ort. Es gab einen schönen Spätsommerabend. Stolz, frei und aufrecht wölbte sich im Schein der Abendsonne inmitten des Gartens die Riesenkuppel des „Großen Baumes“, und so hatten sie schon meine Urgroßvater gesehen, als sie sie zum ersten Male erblickten. Ich ging den sogenannten großen Gang, der zum „Großen Baum“ führte, hinauf, und bog dann links ein zur Lindenlaube. Alte Linden, deren Zweige oft beschnitten waren, bildete hier in doppelter Mannshöhe ein Gewirr von Ästen, das unter grünem Laubdach zahlreiche bequeme Sitze bot. Wie oft habe ich da oben gegessen, während im Park der Pfingstvogel rief, im nahen Birnbaum ein schwarzhörniger Würger seinen rauhen, krausen Gesang zum besten gab, und aus dem Gebüsch die Lieder einer Grasmücke hervorrollten wie das Geplätscher eines Bächleins. Dann schritt ich an der langen Nußhecke entlang zur Gartenpforte, vor der wir als Kinder an Sonntagsvormittagen erwartungsvoll zur Kirche fahrenden Hochzeitszügen entgegen sahen. Warf doch die alte Frau, die im letzten Wagen oder Schlitten saß, nach Landesitte an jeder Wohnstätte, die sie passierte, den harrenden Kindern eigegebäckenen Kuchen zu. Auf der großen Wiese weidete heimkehrend die rote Viehherde, und die alte Bluke eilte ihr mit den Mägden im Gefolge entgegen, um die Kühe zu melken. Hier gab es keinen Baum, keinen Busch, keinen Fleck, an den sich nicht eine Erinnerung knüpfte, wie sie sich schon an sie alle im Gedächtnis meiner Mutter und meiner Großmutter geknüpft hatten. Und alle diese Erinnerungen nahm ich mit mir als einen lieben Besitz für das ganze Leben.

Ziehe ich die Bilanz meiner ersten Jugendjahre, so sehe ich, daß ich zwar meinen Fleiß sehr verzettelt hatte, aber immerhin schließlich über ein verhältnismäßig nicht geringes, wenn auch nicht recht fundamementiertes Wissen verfügte. Von größerem Wert aber war, daß ich klar erkannt hatte, daß der Tag sein Recht verlangt, und daß es darauf ankommt, daß wir allezeit auch wollen, was wir sollen. Nächst Gottes gnädiger Fügung verdanke ich es dieser Erkenntnis, daß ich in der zweiten Hälfte meines Lebens ein sehr glücklicher Mann wurde.

Ich hatte ferner mit allen sozialen Kreisen im Lande Fühlung gehabt; ich hatte auf dem Lande gelebt, in einem kleinen Städtchen, in dem größeren Mitau. Ich wußte, wie es im Hause des Edelmannes und des Literaten, des Handwerkers und des Bauern hinging. Auch hatten sich mir die Bilder einer großen Anzahl eigenartiger Menschen unvergeßlich eingepägt. Und mein Herz war erfüllt von einer starken Liebe zu diesen Menschen und dem Lande, das sie bewohnten. Diese Liebe war nicht von der Art, die die Heimat und die Heimatgenossen in lauter goldenes Sonnenlicht getaucht sieht, sondern jene andere, die uns den Maßstab des Ideals in die Hand drückt und uns mit Zorn und Spott erfüllt, wenn Personen und Verhältnisse, mit ihm gemessen, klein und unschön erscheinen. Aus ihr heraus entstanden später meine Erzählungen. Sie riefen bei denen, von denen sie handelten, und für die sie in erster Reihe bestimmt waren, vielfach mehr Unwillen als Freude hervor, aber das hat mich nicht irre gemacht. Ich gab, was ich geben konnte, und ich gab es so, wie ich es allein geben konnte.

Einleitung zum „Leben Richard Wagners“

Von Carl Friedrich Glasenapp*)

Carl Friedrich Glasenapp, geboren 1847 in Riga, gestorben daselbst 1915, der Biograph Richard Wagners. Sein Werk ist grundlegend für die Wagnerforschung und steht in seiner lebendigen Anschaulichkeit und unbedingten Zuverlässigkeit weit über der ganzen übrigen Wagnerliteratur.

Ein Stück aus der Einleitung sei als Zeugnis für den Geist des Ganzen wiedergegeben.

*) C. F. Glasenapp, Das Leben Richard Wagners. 6 Bde. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1894 ff.

Im Jahre 1750 konnte Voltaire in einem Briefe von Berlin aus schreiben: „Ich lebe hier in Frankreich; man kennt unsere Sprache. Deutsch ist nur für die Pferde und für die Soldaten.“

Aus den hochmütigen Worten des eitlen Emissärs französischer Zivilisation fällt ein greller Lichtschein auf den damaligen Zustand deutscher Bildung. Der Nation war in der Ohnmacht einer tiefen Erschöpfung am Ende selbst ihr letztes Gut, ihre eigene Sprache, abhanden gekommen. Lateinisch war Rede und Schrift des Gelehrten, italienisch des Sängers und Musikers,

französisch des Adels und der vornehmen Welt; mit französischen Floskeln zierte sich der Verkehr des Bürgers; deutscher Atem, deutsche Zunge schien einzig in Dorf und Winkel, auf Flur und Feld, in die Werkstatt und hinter den Pflug entwichen.

Und während so die Ausrottung deutschen Namens und Wesens vollständig geglückt und besiegelt schien, schloß eben, vergessen und einsam, von schweren Lebensorgen bedrückt, der Leipziger Thomaskantor Sebastian Bach sein müdes Auge, die Seinigen in Armut und Entbehrung zurücklassend. Von ihm sagt Wagner, er habe „während des grauenvollen Jahrhunderts der gänzlichen Erlöschenheit des deutschen Volkes die Geschichte des innerlichsten Lebens des deutschen Geistes“ repräsentiert.

Auf ein solches innerliches Weiterleben angewiesen war alles, was sich von diesem Geist aus den blutigen Erschütterungen verwüstender Glaubenskämpfe gerettet. In tiefer Entkräftung nach innen wie nach außen war den Deutschen die verhängnisvolle Zuger der Geduld zu eigen geworden. Er hatte es gelernt, mit dem Unwürdigen sich auf erträglichen Fuß zu stellen, empörender Bedrückung den passiven Widerstand einer zähen Ausdauer entgegenzusetzen.

Gegenüber dem prahlenden Glanz seiner Fürstenhöfe und ihrer selbstsüchtig verächtlichen Politik, die so grenzenloses Elend über das Land gebracht, bewahrte er seinem jeweiligen „verehrten und geliebten Landesheerrn“ auch dann noch sein unwandelbar langmütiges Vertrauen, wenn dieser seine Untertanen an den fremden Unterdrücker verkaufte. Aber schon saß auf dem preussischen Thron der Mann mit den großen Feueräugen, vor dessen Krückstocke bald ganz Europa Respekt gewinnen sollte. Der Beschützer des französischen Geschmacks in der Literatur — weil er keinen andern Geschmack kannte und deutsches Wesen ihm immer nur erst noch unter der abschreckenden Maske einer steifen und ungeschickten Pedanterie begegnet war —, der Freund und Zögling französischer Bildung bewies auf dem Schlachtfelde von Rossbach zum ersten Mal wieder die deutsche Kraft. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensinhalt kam in die deutsche Dichtung durch Friedrich den Großen und die Laten des siebenjährigen Krieges“, sagt Goethe von ihm, und wie die wiedergewonnene Sprache der deutschen Muse in den „Kriegsliedern eines preussischen Grenadiers“, noch spröde und ungelent, sogleich zum Volke sich wandte, kehrte nun auch von unten nach aufwärts deutscher Sinn und deutsche Rede in neuerblühenden städtischen Gemeinwesen zunächst dem Bürgerstande wieder. „Während das töricht entfremdete Wesen der den französischen Einflüssen fortgesetzt unterworfenen höheren Regionen einer gespenstischen Impotenz verfiel, nahm die gebildete Bürgerschaft an der wiedererweckten Pflege der deutschen Literatur den Anteil, der es ihr ermöglichte, dem unerhörten Aufschwunge

des deutschen Geistes, dem Wirken eines Winkelmann, Lessing, Goethe und endlich Schiller zu folgen.“ (Richard Wagner, Ges. Schr. IX, 397.)

So war dem wiedererwachenden „deutschen Geiste“ zugleich der heimische Boden gewonnen, in den er seine Wurzeln treiben und weithin erstrecken konnte. Um die Zeit, da der fremde gallisch-romanische Geist auf dem weiten Plan eines zertretenen Volkstumes sich als unbefchränkter Sieger fühlte, war bereits ein Goethe geboren und mit dieser Geburt dem Genius des deutschen Volkes ein Unterpfeiler für seine Erneuerung gegeben: die in dem großen Bach innerlich verborgene Kraft drängte machtvoll nach außen. Ein jugendgewaltiger Trieb ohne Gleichen, eine universale Empfänglichkeit strebte die ganze Welt der Erscheinung der Gebundenheit durch die schöne Form einer idealen Kunst zuzuführen. Der vollkommene Gegensatz Goethes ward Beethoven, der aus der Tiefe von Sebastian Bachs Wunderschacht die Form nur suchte, um sie durch gänzliche Vergeistigung und Beseelung aufzuheben und von innen heraus zu vernichten. Aber während der Schwung des Goethischen Geistes den Dichter in seinem größten Werke von der vorhandenen Stätte einer volkstümlichen Kunstausübung zu freieren Höhen fortzog, neigte sich der Genius Schillers, in dem mühevollen Bestreben zur Veredelung des Gebenen, von der offenen populären Schaubühne zu den aufstrebenden Genossen seiner Zeit herab, um sie in der Folge seiner dichterischen Schöpfungen vom „Don Carlos“ bis zur „Braut von Messina“ Schritt um Schritt zu sich in das Reich des Ideals zu ziehen. Er verfuhr hierin ganz getreu seinem edeln Grundsatz, der an die Stelle des ungestümen Wunsches nach dem Vorhandensein des Guten und Schönen die strenge Forderung stellt, daß das Vorhandene gut und schön sei. Wie bedeutsam, daß es eben das deutsche Theater war, auf welchem solche Taten vollzogen werden konnten, dasselbe rohe deutsche Volkstheater, das eben noch in den Händen eines Gottsched und unter dem mißverständlichen Einfluß des französischen Vorbildes den wunderlich entstelltesten Anblick geboten. „Von der höheren Bildung der Nation gänzlich unbeachtet und unberührt, rettet es sich aus den Händen experimentierender Schöneister der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in die wohlgesinnte Pflege einer redlichen, aber engen bürgerlichen Welt, deren Grundton sein Gesetz der Natürlichkeit wird, auf welches die schnell erblühende poetische Literatur der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sich stützt“ (Wagner, Ges. Schr. IX, 223). Von der schlichten Natürlichkeit des deutsch-bürgerlichen Schauspiels zur erhabenen Idealität der szenischen Vorgänge des Bayreuther Festspielhauses führt die Bahn, welche die deutsche Kunst im Verlaufe ihrer Entwicklung zu durchmessen hatte. Wie mannigfaltig ist diese Bahn durchkreuzt, ihre vorgezeichnete Richtung unkenntlich

gemacht worden; wie oft hat kritische Weisheit seitdem ihre Ausgeleibtheit und ihren Verfall konstatiert, da doch vielmehr das gewaltigste künstlerische Genie jene Richtung mit der unentwegten Sicherheit des Magneten festhielt.

Unter allen, denen das großherzige Beispiel Schillers zur schrittweisen Veredelung des deutschen Theaters, zur Ausbildung einer wahrhaft deutschen ideal-theatralischen Volkskunst gegeben war, ist es einzig Karl Maria von Weber gewesen, der mit gleicher Hingebung das gleiche Ziel im Gebiete des deutschen Singspiels verfolgte. Es blieb ihm nicht erspart, auch die gleichen äußeren Schicksale des Dichters an sich zu erfahren. Gegen beide verhielten die deutschen Höfe und die vornehme Welt sich kalt und ablehnend; beide fanden dagegen in allen Schichten des Volkes unverkennbare Anzeichen eines entgegenkommenden deutschen Instinkts, der ihm eben diese beiden Meister besonders vertraut und innig wert erscheinen ließ — was nicht zu hindern vermochte, daß beide in einem gleich leidenvollen Verschmachten dahinsiechten.

Das Erbe beider Meister, die Weiterführung ihrer Aufgabe, sollte nach ihnen Richard Wagner antreten. Vom Freischütz zur Euryanthe hatte sich Weber auf demselben Wege befunden, auf welchem Schiller von seinen Räubern zur Braut von Messina vorgedrungen war, auf dem Wege zur „Idealisierung des Dramas“, dem der Charakter der Idealität hier durch das Heraustreten aus dem Bereiche des Bürgerlichen in das Historische und Historisch-Sagenhafte, endlich durch Heranziehung des antiken Chores (als lebendiger Mauer gegen den Naturalismus), dort von vornherein durch die Mithilfe des verklärenden Elementes der Musik gewährt werden sollte. Nachdem die, Schiller noch fast gänzlich unbekannt, Tonwelt Beethovens die volle Wundermacht deutscher Musik erschlossen hatte, konnte der Weg selbst nicht mehr zweifelhaft sein, allerdings nur für das vermögende Genie. Der willige Glaube aber, der noch Schiller und Weber, wenn auch nicht aus der Sphäre der Macht, entgegengetreten war, — für die durch das Maß seines Könnens unendlich erhöhte Aufgabe Richard Wagners blieb er dem schaffenden und ringenden Künstler allzulange und schmerzlich versagt. Nun steht das Haus auf dem Bayreuther Hügel da, als Ziel und Zeugnis dieses Ringens: es hat sein Publikum, ein wissendes zum Teil, doch hart es noch des „Volkes“.

Rehren wir, für unsere diesmalige Absicht, dem Ursprunge des großen deutschen Meisters aus dem Schoße und Herzen unseres Volkstumes nachspürend, für jetzt in die Mitte des deutschen Bürgerlebens zurück, wie es sich seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts freier und ungehemmter zu entfalten beginnt. Von den entzündeten Flammenzeichen der Führer und Träger des erwachenden „deutschen Geistes“ strömt durch das laue, dumpfe Halbdunkel der

Erstarrung und Apathie ein Licht und eine Wärme, wie es seit fünf öden Menschenaltern nicht empfunden worden war. Aus den freieren Regungen des bürgerlichen Lebens aber schlug dem edeln Willen vortrefflicher Geister ein verwandtes Fühlen und Streben sympathisch entgegen. „In etwas ist jeder Deutsche seinen großen Meistern verwandt“, für die tiefe Wahrheit dieser herrlichen Worte Wagners kann uns eben der Entwicklungsgang als Beispiel dienen, den der deutsche Sinn in der von uns bezeichneten Epoche genommen hat.

Baltische Professoren

Von Adolf v. Harnack

Adolf v. Harnack, geboren 1851 in Dorpat, Professor der Kirchengeschichte, Generaldirektor der königlichen Bibliothek und Wirklicher Geheimer Rat in Berlin.

„Zur Erweiterung der menschlichen Erkenntnisse in Unfrem Reich“ hat Alexander I. im Jahre 1802 die Universität Dorpat gestiftet; sie sollte ausschließlich deutsch sein; russifizierende Hintergedanken lagen dem Kaiser ganz fern. Nur die deutschen baltischen Gymnasien sollten ursprünglich die Pflanzschulen für die neue Stiftung sein. Daher war es selbstverständlich, daß die Professoren, mindestens zum größten Teil, aus Deutschland zu berufen seien; denn wie sollten die baltischen Provinzen selbst diese aufbringen? Zwar hatten Livland und Estland seit einem Jahrhundert unter russischem Szepter einen leidlichen Frieden genossen; aber diese Zeit hatte kaum ausgereicht, die furchtbaren Wunden zu heilen und die Verarmung und Verödung zu überwinden, die Jahrhunderte lange Stürme und Kriege über das Land gebracht hatten. So ist denn die junge Universität Dorpat im ersten Menschenalter ihres Bestehens sozusagen eine reichsdeutsche Universität gewesen. Den Professoren aus dem Reiche verdankt sie ihre Grundlegung und erste Blüte. Zwar hat es auch schon in dieser Zeit einige baltische Professoren gegeben; aber sie verhielten sich zu den aus Deutschland berufenen nur etwa wie 4 : 12, und an Bedeutung konnten sich nur wenige von ihnen, wie z. B. der Mineraloge von Engelhardt, mit Jenen messen. Kein Balte, der in Dorpat studiert hat, wird jemals den Dank vergessen, den er den Männern schuldet, die aus dem Reiche dorthin als Lehrer gekommen sind. Eine stolze Kette von Gustav v. Evers bis Adolf Wagner, durch alle Fakultäten hindurchgehend, reicht vom Anfang des vorigen Jahrhunderts bis zum Untergang der deutschen Universität. Evers, der Historiker, hat den Stempel seines Geistes in den ersten Jahrzehnten der Universität aufgeprägt; aus Westfalen stammend, in Göttingen gebildet, hat er als langjähriger Rektor die Universität formiert und als

Gelehrter die Disziplin der russischen Rechtsgeschichte geschaffen. Wagner ist der Lehrer der Balten bis heute geblieben, weil er auch über die kurze Zeit seiner Wirksamkeit in Dorpat hinaus ihnen nicht nur sein lebhaftes Interesse, sondern auch sein warmes Herz bewahrt und seinen erprobten Rat geschenkt hat. Zwischen diesen beiden Männern steht eine ganze Schar von reichsdeutschen Gelehrten, die Wissenschaft und Kultur im Lande gepflegt haben. Einigen von ihnen wurde Dorpat eine zweite Heimat, so dem Theologen Volk und dem Sprachvergleichler Leo Meyer; andere wußten sich mit aufgeschlossenem Sinn in der baltischen Universität heimisch zu machen, wie der Philologe Schwabe, aus dessen Nachlaß jüngst eine freundliche und anmutige Schilderung seiner Dorpater Zeit herausgegeben worden ist, und der Archäologe Lössche, dessen Vorlesungen heute noch im Lande mächtig nachwirken. Aber auch die, welche nur kurze Zeit als Professoren in Dorpat verweilt haben, haben stets bezeugt, wie treue und dankbare Schüler sie dort gefunden haben und wie wertvoll ihnen selbst die Dorpater Episode gewesen ist.

Allein eine Universität kann erst dann ihre Aufgabe für das Land, zu welchem sie gehört, voll erfüllen, wenn nicht nur die Studenten, sondern auch die Professoren — zu einem ansehnlichen Teile — aus dem Lande selbst hervorgehen. Jede deutsche Universität hat ihr „Heimliches“ und muß es haben; denn das entspricht der deutschen Eigenart. Das „Heimliche“ kommt aber nur zustande, wenn auch die wissenschaftliche Darbietung selbst die Art des Eigenwüchsigen hat und auf das Besondere einzugehen vermag, was Anlage, Geschichte und Interessen des heimischen Volkes hervorgebracht haben. Alles kam also auch für die junge Stiftung Dorpat darauf an, daß das Land selbst ihre Professoren schenkte!

Aber für die Erfüllung dieser Aufgabe schien zunächst die deutsche Bevölkerung des baltischen Landes wenig geeignet und vorbereitet. Der führende Hauptteil, der Adel, war zwar gewohnt, einen Teil seiner Söhne auf die deutschen Hochschulen zu schicken und schickte sie nun nach Dorpat; aber daß sie Professoren würden — eher schon Akademiker in Petersburg oder Privatgelehrte oder wissenschaftliche Reisende — lag ihm ferne. Die wenigen und bedeutenden Ausnahmen im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts — unter ihnen befand sich Carl Ernst von Baer — bestätigten nur die Regel. Wohl waren im Bürgertum und in den Familien der Pfarrer, Lehrer usw. von Anfang an die Voraussetzungen auch für die Ausbildung zum Professor gegeben; aber die wissenschaftlichen Hilfsmittel fehlten noch und die materielle Lage war für ein langdauerndes Studium nicht günstig. Wie ist es nun gekommen, daß das Land doch selbst Professoren hervorgebracht hat, und in welchem Umfange ist das geschehen?

Nun zunächst was die zweite Frage betrifft — in einem ganz erstaunlichen Umfang! Es ist oben bemerkt worden, daß sich die Zahl der aus den baltischen Provinzen selbst stammenden Professoren zu den aus Deutschland berufenen in den ersten dreißig Jahren der Universität etwa wie 4 : 12 verhalten hat. Nehmen wir aber unsern Standort beim Jahre 1881, so zeigt es sich, daß dieses Verhältnis nunmehr auf 15 : 12 gekommen ist! Neben 19 reichsdeutschen Professoren standen im Jahre 1881 in Dorpat 24 baltische! Der baltische Charakter der Universität war damit entschieden. Aber nicht genug! In demselben Jahre wirkten an deutschen Hochschulen etwa 36 Professoren und Dozenten, die aus den Ostseeprovinzen stammten, so daß es im ganzen etwa 60 baltische Hochschullehrer damals gab. Die kleine deutsche Bevölkerung hat also nicht nur ihre eigene Universität zu fünf Neuntel besetzt, sondern außerdem noch eine bei weitem größere Zahl dem Mutterlande zugesandt! Man soll in Deutschland den Landstrich erst suchen, der aus einer Bevölkerung von weniger als 200 000 Seelen gleichzeitig 60 Hochschullehrer gestellt hat. Regte sich doch — ich darf diese Beobachtung aus den achtziger Jahren nicht unterdrücken — in einigen kleinen Seelen bei uns bereits ein unschöner Unmut über die allzuvielen baltischen Professoren an den deutschen Hochschulen, der eine traurige Entschuldigung darin fand, daß weite Kreise die Balten vergessen hatten und im besten Fall als „Halbrussen“ betrachteten, bis sie sich langsam eines Besseren belehren ließen.

Wie ist es aber gekommen, daß das Land so zahlreiche Professoren hervorgebracht hat, der Universität Dorpat allmählich seinen Stempel aufzuprägen vermochte und dazu noch viele Söhne als Hochschullehrer nach Deutschland schicken konnte? Eine allgemeine und eine besondere Ursache haben das bewirkt. Die allgemeine lag in der geistig-politischen innern Verfassung der Provinzen. Bei großer geistiger Regsamkeit, im Politischen aber auf die innern Fragen des Landes beschränkt, war das „literarische“ von frühen Zeiten her den Balten noch im weiteren und tieferen Sinn als im Mutterlande Lebenslust und Notwendigkeit. Das hat z. B. auch Herder bemerkt. Dieses „literarische“ — Goethes Freund, der livländische Pastorensohn Lenz, mag als Beispiel dienen — hat aber etwas Zielloses und leicht etwas Fruchtloses, wenn ihm keine Aufgabe gestellt ist. Nun aber wurde die Dorpater Universität geschaffen: Die Balten hätten nicht gewissenhafte Deutsche sein müssen, wenn nicht mindestens ein Teil von ihnen nunmehr instinktiv oder mit Willen der Gefahr zu entrinnen strebte, die ein Leben in bloß literarischer Bildung und Konversation, sei es auch der gehaltvollsten, herbeiführt. Sie ergriffen also die wissenschaftliche Aufgabe als ihnen gestellte und öffneten sich selbst die Thüre, die zur Gelehrten- und Professorenlaufbahn führte. Das war das Eine. Die andere

Ursache aber verdankt das Land — paradox genug — dem Kaiser Nikolaus I. Unter seinen Russifizierungsmaßregeln seit etwa dem Jahr 1840 befanden sich auch solche, die die Verbindung mit Deutschland zu unterbinden versuchten, das Reisen dorthin erschwerten und die Berufung deutscher Professoren nach Dorpat nahezu ausschlossen. Was blieb da dem Deutschtum im Lande übrig, als sich entschlossen auf die eigenen Füße zu stellen, sich um die Universität Dorpat zu scharen — vor deren wirklicher Russifizierung der Kaiser, einschichtiger als sein beschränkter Enkel, doch zurückschreckte — und sie mit heimischen Kräften zu besetzen? Also auf zum gelehrten Studium, auf zur Professorenlaufbahn! Der Kaiser gedachte es böse zu machen, und siehe da — das Land schuf aus der Not einen Chor von Kräften und Tugenden! So ist es gekommen, daß seit dem Ende der vierziger Jahre das Land zu allen Fakultäten junge Männer schickte, die sich zu erproben hatten, ob sie fähig waren, dem Deutschtum als Professoren Dienste zu tun. Und sie versagten nicht. Damals entstand der baltische Hochschulprofessor, und man kann fast von einem Typus reden. Auch der Adel beteiligte sich an der neuen Aufgabe; die Familie von Dettingen stellte drei Professoren, den Theologen und Moralstatistiker, den Mediziner und den Physiker; von Engelhardt wurde der Kirchenhistoriker Dorpats; die Mediziner von Samson, von Wahl und Zoega von Manteuffel bekleideten in Dorpat Lehrstühle; von Uerküll trat in Deutschland in die Reihe der Biologen. Immerhin aber blieb die Zahl der Professoren aus der einheimischen Ritterschaft verhältnismäßig klein, wenn auch eine nicht geringe Zahl von Gelehrten (v. Brüningk, v. Wulf, Graf Keyserling jun. usw.) zu ihnen hinzutrat. Aus dem Bürgertum des Landes vornehmlich gingen die Professoren zahlreich hervor, und das baltische Bürgertum bewährte damit seine Kraft und Eigenart, dabei doch in innigem Verein mit der Ritterschaft stehend. Es kann hier nicht meine Absicht sein darzulegen, was die baltischen Professoren aller Fakultäten der Universität Dorpat im besonderen und der deutschen Wissenschaft im allgemeinen geleistet haben von der Astronomen-Familie Struve an bis zu Schirren und Bergmann und der jüngsten Generation. Aber eines schon genannten Mannes, des Kirchenhistorikers von Engelhardt, mit einigen Worten zu gedenken, ist mir Pflicht und Bedürfnis. In den etwa fünf- undzwanzig Jahren († 1881), in denen er als Dozent gewirkt hat, hat er sich nicht nur auf die Höhe eines innerlich immer freier werdenden Gelehrten gehoben und sein Fach meisterhaft beherrscht, sondern auch als Lehrer eine Kraft der eindringlichen und überzeugenden Darstellung bewiesen, wie ich sie bei keinem anderen Professor jemals erlebt habe. Was er geschichtlich erfaßte, das erfaßte er zunächst in seinem Rechte und wußte es seinen Hörern so zu schildern, daß sie

es sich innerlich anzueignen vermochten; dann erst kam die Kritik. So wurde jede große geschichtliche Erscheinung ein Erlebnis, das den Studenten innerlich bereicherte. Zu dieser eminenten Fähigkeit eines Professors von Gottes Gnaden, der das Große, mochte es wie immer beschaffen sein, groß und das Kleine klein nahm, kam der ausgeprägte Wahrheitsinn und ein innerer Beruf zur Seelsorge im kräftigsten und tiefsten Sinn des Worts. So wurde er der getreue Eckart Livlands, an dessen aufrechtem Charakter die Charaktere des Landes sich stärkten, dessen Flamme die Herzen entzündete und dessen treue Sorge sie bewahrte. Wer ihn erlebt hat, wird diesen Professor niemals vergessen, und noch heute verdankt das Land einen großen Teil seiner moralischen Kraft dem Wirken des einzigen Mannes. —

Die Eigenart der Universität Dorpat als einer baltischen, durch das Überwiegen der baltischen Gelehrten herbeigeführt, prägte sich vor allem darin aus, daß die Professoren in Lebensweise, sozialem Charakter, ja bis in die Anschauungen hinein dem Typus entsprachen, der dem baltischen Deutschtum eigentümlich ist, nämlich — ein Herrenvolk zu sein. Weder Lob noch Tadel soll damit ausgesprochen sein, sondern nur eine soziologische Beobachtung. Auch darf man das Gesagte nicht etwa so verstehen, als wäre das Leben an der Universität besonders vornehm oder gar üppig gewesen — im Gegenteil: wohl an keiner anderen deutschen Universität hielt sich die reichlich geübte Gastlichkeit und Geselligkeit in so schlichten Formen wie in Dorpat. Aber all das Eigentümliche, welches der ritterlichen gesellschaftlichen Schicht angehört, mit seinen Tugenden und Fehlern, mit seinem Freimut und Übermut, mit seinem geringen Verständnis für andere Stände, seiner Überhebung und seiner Aufopferungsfähigkeit, gab auch dem Leben an der Universität das Gepräge. Die Männer der Wissenschaft gehören unzweifelhaft besser in die breite, obere Bürgergeschicht, und die aus Deutschland stammenden Professoren hatten es zunächst nicht leicht, sich in jener Sphäre zurechtzufinden, wie umgekehrt mancher baltische Professor sich von seinem engen Herrenvolk-Horizont aus in den trefflichen „ausländischen“ Kollegen nicht zu finden vermochte. Aber im großen und ganzen gelang die Mischung doch gut, und die halb ärgerlichen, halb anerkennenden Worte reichsdeutscher Professoren: „Diese baltischen Kollegen sind alle noch die alten Schwertbrüder“, wichen bei den meisten bald einer freundlicheren Beurteilung. Schien der Freimut der Aussprache, das direkte Forschen nach der Lebens- und Weltanschauung, das stete Disputieren usw. zunächst als leidige Zudringlichkeit, so erkannte man doch bald, daß Ernst und wahre Freiheit dahinter steckten, und nicht wenige der reichsdeutschen Professoren stimmten sich bald auf den Dorpater Kammerton. Nur einzelne vermochten sich nicht in ihn zu finden. Regierte

auch an der baltischen Universität Mars die Stunde, so war es kein Kriegsgott des Gezänkes, der Kleinlichkeiten, der Parteien, sondern ein frischer, freudiger Gott, der auf diese Weise die Wissenschaft und Wahrheit förderte.

Diese ganze Welt ist seit zwei Jahrzehnten und mehr versunken. „Wenn einer ein Hemd stiehlt, so schneidet er das Monogramm heraus“ — auch der Name „Dorpat“ ist verklungen! Wir wollen hoffen, nicht für immer! Aber auch wenn sich die Hoffnungen erfüllen — jenes Dorpat wird so nie wiederkehren, wie es gewesen. Es hat seine Zeit erfüllt. Wenn es wiederkehrt, wird die Ähnlichkeit mit den älteren Schwestern im Reich eine vollkommene sein.

Die geschickte Hand des Chirurgen

Von Ernst von Bergmann*)

Ernst von Bergmann, geboren 1836 in Riga, Professor der Chirurgie in Dorpat, Würzburg und Berlin, gestorben 1907 in Wiesbaden. Ein glänzender Operateur, ein bis ins Alter hinreichender Lehrer, der Verfasser vorbildlicher chirurgischer Werke, einer der Führer der deutschen Chirurgie, zumal der Kriegschirurgie, der er auf Grund seiner Erfahrungen in drei Feldzügen die Wege gewiesen hat.

Der große Chirurg ist nicht nur ein hervorragender Vertreter der ärztlichen Wissenschaft, sondern auch ein Meister des Wortes von außerordentlicher Sprachgewalt, voll Kraft und Anmut des Ausdrucks gewesen, auch hierin ein überzeugender Vertreter des durch und durch deutschen geistigen Kulturcharakters seiner Heimat.

*) „Deutsche Revue“, Jahrgang 1901.

An der Haltung der Finger in beständiger Beugstellung, zu welcher sie das Halten der Art zwingt, sind Holzhauer und Zimmerleute kenntlich; der Schmied zeigt eine Menge kleiner weißer und roter Brandnarben am Handrücken, die sprühenden Funken färbten ihn so bunt. Ein gesticheltes Aussehen der Oberhaut am Daumen und Zeigefinger seiner linken Hand, wo so oft sie die Spitze seiner Nadel verletzte, zeichnet den Schneider aus. Eine Schwielen auf der Rückfläche des zweiten und dritten Gliedes vom Mittelfinger der linken Hand verrät den Arzt, der fleißig perkutiert hat, eine Schwielen am Daumenrande des Zeigefingers und eine am Ballen des kleinen Fingers den Meister Valentin, der lange den Hobel gebraucht und angefeht, bis er alles gleichgehobelt hat. Schwielen an der Rückseite des zweiten Fingergliedes vom dritten, vierten und fünften Finger der rechten Hand gehören dem Goldarbeiter, dem der Probierstahl hier anliegt und die Haut durch seine Reibung reizt. Das Hantieren des Chirurgen ist ein so mannigfaltiges und verschiedenartiges, daß es eine bestimmte charakteristische Spur an seinen Händen nicht hinterlassen kann. Bald muß er, mit den Fingern der linken Hand die Haut spannend, mit der rechten leicht das Skal-

pell durch die Weichteile des Operationsfeldes führen, bald mit kräftigem Zuge ein Amputationsmesser, das er in die volle Faust faßt, um das abzunehmende Glied des Kranken ziehen. Bald wieder hat er mit beiden Händen einen Arm anzufassen, um ihn in das Gelenk, aus dem er verrenkt war, zurückzuführen, bald endlich eine Sonde zart in die Finger zu nehmen, um in der Tiefe einer Schußwunde nach der Kugel zu tasten. Kraft, Zartheit, feinstes Empfinden und genaues Zufühlen wechseln in seiner Arbeit tagtäglich. Da drückt die verschiedene Tätigkeit auch der Hand nicht einen bestimmten Stempel auf.

Wenn die Hand des Chirurgen weder seinem Talente noch Charakter von vornherein angepaßt ist und wenn ihr seine tägliche Arbeit auch kein besonderes Merkmal hinterläßt, hat sie dann noch etwas Eigenartiges, was sie von anderen Händen unterscheiden dürfte?

Diese Frage bejahe ich unbedingt. Ich behaupte, daß sie eine Eigentümlichkeit und Besonderheit besitzen muß, die regelmäßig geprüft werden soll, und zwar vor jeder Operation, jedesmal, ehe sie einen Wundrand faßt, einen Fremdkörper in einem Gliede sucht oder in eine eröffnete Körperhöhle taucht. Sie muß rein sein, so rein wie keine andre Hand, reiner als die des Neugeborenen oder die der Blume zu Saron und die der weißarmigen Helena.

Lassen Sie mich diese Forderung an der Hand eines ausübenden Wundarztes näher begründen, wobei ich freilich weit ausholen muß. Ich muß Sie nämlich bitten, mit mir in die Welt des Kleinen, ja des Kleinsten hinabzusteigen, um Sie mit einer Flora bekannt zu machen, die weit, weit unsern Blicken entzückt ist und die doch jedem von uns so nahe liegt, denn ihr Fund- und Standort ist unsere Haut. Die schönste, glatt und glänzende, zarte, schneeweiße oder rosig schimmernde Menschenhaut besitzt sie, einen botanischen Garten, in dem Millionen Pflänzchen sprießen, unerschöpflich und ins Unendliche sich mehren, wuchern und gedeihen. Zwar die Haut des einen ist mehr und üppiger von den betreffenden Gewächsen besetzt als die des andern, die Haut des im Straßenstaub Arbeitenden mehr und dichter als die einer Dame, welche, der Venus gleich, täglich dem schäumenden Wasser entsteigt. Aber frei von den uns beschäftigenden Pflänzchen ist keine, jede ist von ihnen heimgesucht. Für den Botaniker, der diese Pflanzenwelt kennen lernen will, bedarf es aber besonderer Vorrichtungen und Mühen, um die interessantesten Exemplare zu sammeln und zu sondern.

Die so üppige Vegetation blüht nur im Reiche des Unsichtbaren und bleibt, wie großartig auch ihr Anblick wäre, unserm Auge verschlossen. Erst wenn dieses sich mit den allerbesten Mikroskopen bewaffnet und alle Mittel der Vergrößerungskunst zu Hilfe genommen hat, vermag es die kleinsten aller Schmaroher zu entdecken, eine Entdeckung, die zu den anstrengend-

sten und schwierigsten gehört. Die peinliche Arbeit, die sie fordert, nennen wir Bakterioskopie. Von den Händen gewinnen wir durch leichtes Schaben kleine Schollen ihrer oberflächlichsten Hornschicht und können diese unter das Mikroskop bringen oder auf einen für die Vegetation der gesuchten Mikro-Organismen geeigneten Nährboden streuen. Haben wir diesen Boden, heutzutage meist eine Glasplatte, die mit fester Gelatine überzogen ist, von andern Keimen als den im Hornhautstückchen enthaltenen frei gemacht und in gehörige Wärme gesetzt, so geht die Saat, die an den Schüppchen haftete, auf. Wo das geschah, treten auf der vorher durchsichtig klaren Gelatineschicht kleine Nebelflecken auf, wie durch einen leichten Hauch getrübt Punkte und Strichelchen. Das sind zarte Pilzrasen, die aus Millionen von Mikro-Organismen gleicher Art wie die darauf getreuten von der Hornhautschuppe bestehen. Sie werden nun mit der Nadelspitze herausgeholt und, nachdem sie gehörig auf einem Objektglase präpariert und gefärbt worden sind, unter dem Mikroskop studiert.

So gelingt es, zweierlei festzustellen, einmal die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Pflanzengattungen, welche über unsere Haut ausgesät sind, und dann ihre Verbreitung, indem wir an einzelnen Körperstellen vielerlei, an andern nur einerlei Arten finden. Gewiß ist Ihnen einst noch in der Schule, in der Naturgeschichtsstunde, die Welt im Wassertropfen gezeigt worden. Welch ein lebhaftes Gewimmel in dem Tropfen aus der Spree, der unter die Lupe gebracht worden war! Ungleich dichter noch liegen in der Kolonie, welche die Nadelspitze aus der Gelatine hob, die lebenden, hin und her zitternden Kügelchen zusammen, aus denen sie besteht, eine Abundantia, welche unsre Phantasie kaum zu fassen vermag, und alles Abkömmlinge aus dem Garten unsrer Haut, von dem ein kaum sichtbares Schüppchen in kürzester Zeit so viel geliefert hat. Könnten wir doch einmal mit unbewaffnetem Auge frei über größere Flächen dieses Rasens und Schleiers blicken, der unsichtbar unsre Haut überzieht, — o wäre der Zaubermantel mein, der uns in diesen Mikrokosmos trüge!

Freilich die Ausrüstung zu einer solchen Reise ist schwierig. Um sie zu vertragen und zu genießen, müßten wir uns gewaltig verändern. Indessen, was haben wir im Märchen schon alles unternommen! Wir verwandelten uns in die kleine lauschige Maus, die dem unschuldig Verurteilten die Fesseln durchnagte, oder eilten mit den Galoschen des Glücks durch die Herzkammern unsrer Nachbarn, oder fuhren in den luftlosen Mond, um Frau Luna zu begrüßen, und setzten uns auf die Sternschnuppe, um die Milchstraße zu durchqueren. Wohlan, nehmen wir die nötige Verwandlung vor, um die Berge und Täler, welche schon bei geringer Vergrößerung auf unserer Haut als solche erscheinen, mit der Botanisiertrommel zu durchwan-

dern. Zunächst gilt es, tüchtig zusammenzuschrumpfen, bis wir nur zwanzigmal so lang als die Durchmesser der kleinen Pflanzenkugeln sind, die wir auffuchen wollen. Aber während wir aus reiner Forscherlust eine solche Verkleinerung bis ins Unsichtbare erfahren, muß uns die gütige Fee, welche den Zauber vollzieht, zusichern, daß unsre Augen wachsen, bis sie tüchtig sind, das zu sehen, was ihnen bei unsrer früheren Größe unsichtbar blieb. Sie müssen für eine mehr als tausendfach schärfere Betrachtung eingerichtet sein, ehe sie ohne weiteres die Landschaft wahrnehmen, durch die wir eilen wollen, die Bäume, unter denen wir hinziehen, und die Pilze und Moose, auf die unser Fuß tritt.

Es sei gelungen, und unser kleiner Gulliver sei fertig. Er hat den kleinsten Körper, die wunderbarsten Augen und einen ungetrübten Sinn für seine Beobachtungen an Riesen und Zwergen. Der Zauberer, der ihn vorschriftsmäßig verwandelte, hat ihn in ein breites Tal gestellt, das von zwei einander parallel verlaufenden Gebirgszügen mit anscheinend gleich hohem Kamme eingefast ist. Sie brauchen nur, H. A., auf die Kuppe ihres Mittelfingers zu blicken, um zu erfahren, wo sich unser Naturforscher aufhält. Sie sehen wellenförmig verlaufende Linien, die sogenannten Taslinien, welche in konzentrischen Ellipsen angeordnet sind und an den Spitzen der Finger wahre Wirbel bilden. Diese Linien oder Leisten sind die Gebirgszüge, und die Furche zwischen ihnen ist die Sohle des Tals, über welche unser verzauberter Freund hinschreitet. Er hält Umschau. Von dem Kamme des Seitengebirges hängen lange Ketten wie Guirlanden herab, deren Glieder schön gerundete Kugeln sind. Sie reichen bis in die Tiefe des Tals. Er erkennt sie als den Streptococcus, welchen er dereinst unter dem Mikroskop sich angesehen hat. Weiter wandert er über einen bunten Pflanzenteppich, dessen einzelne Glieder auch eine exquisite Kugelform besitzen, aber nicht zu Ketten angeordnet sind, sondern in Traubenform gruppiert stehen. Breit sitzen sie dem Boden auf wie eine kleine Pyramide oder hängen von einem Vorsprunge des Berges hinab. Sie sind bald weiß, bald goldig gelb oder orangerot. Das ist der Staphylococcus albus und aureus in seinen mannigfachen Schattierungen. In dem von ihm gebildeten Rasen springen blaue Felder aus ganz anderen Pflanzenformen hervor. Plumpe, dicke und verhältnismäßig hohe Bällchen stellen sie vor, die wirr durcheinander geworfen liegen, aber mit ihrem leuchtenden Blau das Auge des Beschauers fesseln. In einem breiten Streifen schlängeln sie sich an den Rand eines furchtbar klaffenden Kraters, aus dessen Tiefe sie hervorzuklettern scheinen. Neugierig schaut der kühne Forscher in die Höhe, da wird er plötzlich von einem lavaartigen Ausbruche zurückgeschleudert und weit fortgeschwemmt, in dem ihn gewaltige Wassermassen, die auf einmal

aus dem Trichter sprudeln, weit ins Tal zurückschleudern. Wir wissen, daß das Schweißtröpfchen sind, die aus den Mündungen der Schweißporen dringen, welche in den Furchen der Oberhaut sich öffnen. In den Schweißdrüsen aber haust mit Vorliebe der blaue Bacillus pyocyaneus. Unser kleiner Freund ist nicht ertrunken. Es ist ihm gelungen, einen eratischen Block im Tale zu ergreifen, wir würden ihn losgelöste Epidermisschuppe nennen. In diesem stecken, wie zwei derbe Knüttel, zwei kaktusähnliche Pflanzen, ein paar gigantische Fäulnisbazillen, welche in die Landschaft geraten waren, als diese gerade in ein Bassin mit stagnierendem Wasser getaucht wurde.

Hier lassen wir unsern Botaniker vorläufig sitzen. Wir kurz- und kleinsichtigen Menschen sehen das alles nicht, was er in wenigen Stunden erfuhr. Uns scheint die so dicht und üppig bewachsene Haut blaß, leer und öde, und nur deswegen nennen wir sie rein. Hätten die Pflänzchen, zwischen denen unser Gulliver sich bewegte, nicht Eigenschaften, die sie befähigen, furchtbar uns Riesen zu schaden, ja tief in unser Sein und Leben einzugreifen, wir würden ihrer kaum noch achten. Der blaue Bazillus entwickelt, wenn er auf Gelatineplatten wuchert, eine intensiv blaugrüne Farbe, die sich den Verbandsstoffen, so oft er zufällig in sie hineingerät, reichlich mitteilt, so daß die Binden und Kompressen, mit welchen eine eiternde Wunde bedeckt wird, blau gefärbt werden. Der Wundarzt spricht dann von einer blauen Eiterung. Im ganzen hat diese für die Wunde nicht viel zu bedeuten, anders die Vegetation der beiden Coccenarten, welchen wir in den Leisten und Furchen der Haut begegneten. Wenn sie in eine Wunde geraten, z. B. durch eine zufällige Abstreifung vom Finger des verbindenden Arztes, so folgt eine Entzündung, die oft die Neigung hat, weit über die Grenzen der ver wundeten Körperstelle fortzuschreiten und manches Mal nicht eher zum Abschlusse kommt, als bis das Leben des Kranken von ihr vernichtet ist. Die so gefürchtete Wundrose ist nichts andres als eine Vermehrung und Wanderung eines durch eine Wunde von der Oberfläche in die Tiefe geratenen Kettencoccus in den Lymphräumen der Haut, in welchen diese Kugelpflanzen auf das allerbeste gedeihen. Die rot entzündete Oberfläche der Haut ist dann mit Milliarden von Mikro-Organismen erfüllt, wie vollgepfropft, und jedes dieser kleinsten Lebewesen produziert ein Gift, eine für unsre Körpergewebe zerstörende Substanz, die Eiter macht und Fieber bringt. Die Ketten und Trauben, welche unser kleiner Botaniker so massenhaft an der von ihm bereisten Fingerspitze vertreten fand, liefern die allerfurchtbarsten Gifte und sind im wahren Sinne des Wortes die verderblichsten Giftpilze. Züchtet man große Mengen von ihnen in flüssigem oder festem Nährmaterial, so läßt sich das Gift extrahieren, sammeln und auf seine Verderblichkeit an Tieren prüfen.

Seitdem das geschehen ist, wissen wir, was die Wunden, die ein böser Zufall schlug oder das Messer des Operateurs absichtlich zufügte, gefährdet und an ihrer Heilung hindert: das Hineingelangen der Coccen und Bazillen, unter ihnen aber besonders der Strepto- und Staphylococcen, in die Wunde, ihre Ansiedelung, Wucherung und Verbreitung über das Wundgebiet hinaus. Es ist Ihnen allen, H. A., satzsam bekannt, daß das Mühen der heutigen Wundärzte darauf gerichtet ist, die Wunde vor diesen mörderischen Schmarozern zu schützen, und die chirurgische Kunst im aseptischen Operieren und Verbinden schier aufzugehen scheint. Das war früher anders. Auf den Schnitt, auf die schnelle und scharfe Messerführung von der hochgefeierten Hand des Chirurgen kam alles an. „L'opération est faite, Dieu vous guera,“ pflegte Ambroise Paré in seinem Altfranzösisch zu sagen, wenn er geschickt und erfolgreich eine Operation beendet hatte. Die Entzündung, welche den Schnitten folgte, war nicht des Chirurgen, sondern „finsterner Mächte“ Schuld, oder die „gerechte Strafe für die Sünden des Operateurs.“ Wenn nur nicht die Wundrose, die Eitervergiftung, der Starrkrampf, diese entsetzlichen Geißeln der Chirurgie, so ganz und gar unabhängig von der Güte des operativen Eingriffs die Verwundeten heimsuchen würden, klagte noch mein Lehrer in der Kriegsheilkunde, der geniale Pirogoff. Und nun wissen wir, daß nicht blinder Zufall das Schicksal der Wunde regiert, sondern die geschickte, aber unreine Hand des Chirurgen das Gift in die Wunde streute, während sie lange und gründlich an ihr schaffte. In die Wunde gelangen die lebendigen Eiter- und Entzündungserreger aus der Haut am Wundrande, die mit ihnen so reichlich bepflanzt ist, oder das verwundende Werkzeug selbst trug sie hinein, der Dolch, das Beil, der Schläger, die mit ihnen vergiftet waren, desgleichen stammen sie aus der Luft, in deren Staube sie schweben, aus dem Wasser, mit welchem ein eifriger Samariter die Wunde wäscht, aus den Kleidern des Verwundeten, aus den Verbandstrücker, auf welche sie vorher gefallen waren oder in denen sie genistet hatten, oder sie sind abgestreift von der Hand des Chirurgen, welcher die Wunde untersuchte, die blutenden Gefäße in ihr unterband, sie nähte und verschloß, kurz am längsten und innigsten mit ihr sich beschäftigte.

Wären alle diese toten oder lebendigen Gegenstände, die mit einer frischen Wunde in Berührung kommen, frei von den giftbringenden Coccen und Bazillen, so würde selbst die schlimmste Wunde einer sicheren Heilung entgegengehen. Da das aber nicht der Fall ist, so ist es unsre Aufgabe, alles, was an eine Wunde treten kann oder während des Akts der Verwundung in sie getreten ist, keimfrei zu machen, ein Verfahren, das man Desinfektion oder Sterilisation nennt. In vollkommenster Weise führen wir es an den Kleidern

durch und der Wäsche, an den Verbandstoffen, an den Instrumenten, die wir brauchen, und am Wasser. Ja, diese Ausführung ist so vereinfacht und verbessert worden, daß sie verhältnismäßig nur wenig Mühe macht. Die in der Luft schwebenden und aus ihr in eine Wunde fallenden Mikroben haben wir nicht viel zu fürchten, aber mit den an des Patienten und an unsrer Haut Klebenden können wir noch immer nicht fertig werden. Würden wir unsre Hände so kräftig etwa wie die Baumwolle und das Linnen unsrer Verbandstoffe angreifen, mit strömenden, auf 100 Grad erhitzten Wasserdämpfen, so würden wir das Kind mit dem Bade ausschütten, die Parasiten an unsrer Hand allerdings töten, aber auch unsre Hand selbst verbrühen und verbrennen. Der Garten auf unsrer Haut muß vorsichtiger ausgerodet werden, und das gelingt leider nur schwer und daher oft unvollkommen, denn die pflanzliche Zelle, aus der die Coccen bestehen, leistet äußeren Einwirkungen mehr Widerstand als die zarte tierische Zelle, aus welcher unsre Haut aufgebaut ist.

Unsre Haut von den ihr anhaftenden Schädlichkeiten zu befreien, gibt es immer noch kein andres Mittel als das der Lady Macbeth zum Begbringen des Fleckens von ihrer kleinen Hand, die nimmer rein werden wollte. Erzeugnisse unsrer Haut sind die Bakterien, die auf ihr sitzen, zwar nicht, sie sind von außen auf sie gelangt, von den Dingen, die unsre Hand anfaßte, an denen sie bei ihren so vielfachen Berrichtungen vorbeistreifte, die sie ergriff und mit denen sie in Berührung kam. Sie entwinden sich der Luft, durch die unsre Hand streift und sich bewegt, sie stecken im Staube, den wir fortwischen und der auf uns fällt, und sie entstammen dem Wasser, das uns die nackte Hand benetzt. Mehr aber als aus allem diesen schlagen sie sich aus den Produkten entzündeter, jauchender und eiternder Wunden auf die Finger des Chirurgen, welche die Verbände lösen und erneuern, nieder. Der tätige Chirurg beladet mit ihnen seine Hände ungleich mehr als der, welcher den Krankenzimmern und Operationssälen fern bleibt. Dadurch macht er seine, die frische Wunde untersuchenden Finger zu bevorzugten Quellen der Gefahr für sie. Ja, es ist nicht zu viel behauptet, wenn man bekennt, daß in übel beleumdeten Lazaretten die Hand der Arzte die bösertige Eitervergiftung, oder vielmehr deren Erreger, von einer Wunde zur andern trug, bis die ganze Abteilung nur Todeskandidaten barg. Sie haben dort viel schlimmer als die Pest gehaust! Wenn die von Bazillen der blauen Eiterung durchwucherte Gelatine in die Hände eines experimentierenden Arztes getrieben wird, so können Tage, selbst Wochen vergehen, und doch wird von den, mit den Mikro-Organismen einst beschickten, Handstellen sich eine Aussaat gewinnen lassen, die den blaufärbenden Bazillus auf das reichste wieder auf einer neuen Gelatineplatte aufgehen läßt, selbst

wenn in diesen Tagen der Experimentator häufiger noch, als Moses es verordnet hat, seine Hände in den besten Seifen wusch. Das Experiment ist noch schlagender, wenn man sich die Kultur von einem auf der Haut sonst nicht vorkommenden Bazillus in die Hände reibt und tagelang später trotz fleißigen Waschens und Badens die Fremdlinge bakterioskopisch in der Haut seiner Hände nachweisen kann. Es kleben und haften also die ihr aufgefallenen Mikroben außerordentlich fest unsrer Haut an.

Die Hand des Chirurgen wird nicht rein, selbst wenn er mit allen Wohlgerüchen Arabiens präparierte Seifen anwendet. Er muß mehr tun. Zunächst hat er dafür zu sorgen, daß das Waschwasser, welches er benutzt, vorher gekocht worden ist, damit es steril ist, wenn er es braucht, und daß die Schalen, in die er es fließen läßt, gleichfalls keimfrei gemacht worden sind, sonst könnten aus dem Wasser und von der Schale neue Bakterien seine Finger heimsuchen.

Wir verlangen heute vom Chirurgen ein wissenschaftliches Waschen seiner Hände, das ist ein Waschen, welches einmal sich auf das Wissen stützt, das wir über Sitz und Ausbreitung der Bakterien an unsrer Haut gewonnen haben, und dann eines, das nach jedem einzelnen Waschakte in seiner Wirkung bakterioskopisch geprüft werden kann, um zu erfahren, wieviel das, was gerade an der Hand geschehen ist, auch für die Vertilgung der wegzuschaffenden Keime leistet hat.

Zunächst gibt die botanische Forschungsreise auf der Hautoberfläche wichtige Anhaltspunkte für unsre Mohrenwäsche. Auf glatter, weicher Haut sitzen ungleich weniger Giftpilze als auf einer rauhen, rissigen und spröden. Am reichlichsten sind sie in kleinen, durch Ritzungen oder Abschabungen der Oberhaut entstandenen Lücken und unter aufgehobenen Hornschuppen vertreten und verborgen. Weiter ist ihr Schlupfwinkel der Unternagelraum, das rauhe Ende des Nagelbettes, und zwar nicht so die untere Nagelfläche als die Haut, welche unter dem freien Nagelrande hervorsieht. Dann folgt die Nagelfalz, an der die über den kleinen weißen Halbmond der Nagelwurzel sich hinaufschiebende Haut so oft Risse und „Nietnägel“ zeigt. Je mehr der Chirurg seine Hände schon und vor den erwähnten Schrunden und Schäden wahrt, mit einem Worte, je besser er sie pflegt, desto vollständiger wird er sie reinigen können. Er darf nicht zu lange Nägel, aber auch nicht zu kurze haben, damit die rauhen Hornpartien der Haut am Rücken der Fingerspitze von ihnen, die wegen ihrer Glätte leichter zu reinigen sind, bedeckt bleiben. Jede, auch die kleinste Verletzung an seiner Hand muß er schnell zur Heilung bringen, damit seine Haut wieder glatt und eben wird und daher leichter rein zu waschen ist. Der allergrößte Teil der Keime, die wir von unsrer Hand fortzubringen trachten, sitzt auf der Oberfläche der Hornschicht, mit der wir alle, nur nicht

so massig wie Achilles und Siegfried, überzogen sind. Das erleichtert ungemein die verlangte Reinigung. Allein der kleine Botaniker, den wir an einer unsrer Lastlinien herumspüren ließen, sah sie doch auch in der Tiefe einer Schweißdrüse, und wie dort stecken sie weiter noch in den Talgdrüsen und rücken, wenn uns auch ihre vollkommene Entfernung von der Hautoberfläche gelungen sein sollte, aus der Tiefe wieder nach, neu die Oberfläche besetzend. Dadurch gewinnt die Arbeit an eines Chirurgen Hand Ähnlichkeit mit der des Herkules an der Lernäischen Schlange. Die Köpfe wachsen nach.

Indessen für unlösbar halten wir unsre Aufgabe nicht. Dem Wasser, mit welchem wir unsre unsichtbaren Feinde von unsrer Oberhaut fortspülen wollen, stellt sich zunächst das Fett entgegen, welches, ein Erzeugnis der Talgdrüsen, die Haut eindickt. Wasser und Fett nehmen sich nicht an, das Wasser fließt, ohne in die Tiefe zu dringen, an der Oberfläche ab. Es sind also dem Waschwasser Substanzen zuzumischen, welche die notwendige Entfettung bewerkstelligen. Das besorgt vortrefflich eine Seife, der Marmor- oder Bolusstaub beigemischt wird. Ist die Fettschicht beseitigt, so wirkt das Seifenwasser auf die am oberflächlichsten gelegenen Hornzellen und macht sie quellen, ein Zustand, in welchem sie durch Abbürsten und Abreiben, also auf rein mechanischem Wege, entfernt werden können. Mit ihnen sind dann aber auch die Mikroben, welche auf ihnen saßen, eliminiert. Die nach solchem Abseifen und Abreiben gut getrocknete Haut prüft man nun bakterioskopisch auf ihren Keimgehalt und stellt fest, daß er bedeutend abgenommen hat, stellenweise sogar ganz geschwunden ist. Gingen vorher auf der Gelatineplatte von der gleich großen Ausfaat etwa 50 Kolonien auf, so jetzt nur fünf, zum Beweise, daß unser Waschen, Reiben und Trocknen uns dem Ziele bedeutend näher gebracht hat. Indessen keimfrei hat es die Haut unsrer Hände doch nicht gemacht, es muß daher noch mehr geschehen, sie zu entgiften. Wir greifen nach bakterientötenden Mitteln, obgleich wir wissen, daß alle diese unsre Haut angreifen und schädigen, selbst wenn wir die schwächsten unter ihnen nur in Gebrauch ziehen. Zwei von diesen Mitteln erfreuen sich zurzeit der größten Verbreitung und rechtfertigen das Vertrauen, welches der Arzt auf sie setzte. Es ist die Waschung, und zwar auch hier die mit gründlichem Reiben verbundene, in Alkohol von 70 Grad und darauf in einer Lösung von einem Teil Sublimat in tausend Teilen Wasser. Jetzt wird wieder getrocknet und unterfucht, da findet sich denn, daß von der Ausfaat in hundert Malen neunzigmal nichts aufgeht, nur in zehn Malen noch hie und da eine Kolonie anwächst. Es gelingt also, in neunzig Prozent der Fälle, durch das geschilderte Verfahren, wenn es minutenlang fortgesetzt wird, die Hände keimfrei zu machen. Wir lassen der Sublimatwaschung und Abtrocknung

König Munsu

Von Georg Schweinfurth*)

in sterilen Tüchern noch einmal ein Eintauchen der Hände in Alkohol folgen, ehe wir das Messer in die Hand nehmen. Der Alkohol hat den großen Vorteil, die Zelllager der Hornhaut zu verdichten und dadurch ihr Abstreifen bei Berührung der Wunde mit unsrer Hand zu vermeiden, also den Schutz vor etwa noch zurückgebliebenen Schädlichkeiten zu verstärken. Der Alkohol desinfiziert endlich nicht bloß, solange er flüchtig ist, sondern auch während seiner Verdunstung.

Die energische Bearbeitung seiner Hand, welcher sich heute der Chirurg unterwerfen muß, ist für sie nicht gleichgültig. Manche vortrefflich geschulte Hand verträgt die zugemuteten Strapazen nicht, das Reiben und Bürsten ebensowenig als die Einwirkung des Sublimats. Sie erliegt den Reizungen, wird rot, wund und krank. Trotz immer und immer wieder erneuter Versuche gewöhnt sie sich nicht an das chirurgische Waschen, stöhnt sich nicht, und muß den Beruf, dem sie sich widmen wollte, aufgeben. Andre Male muß sie lange feiern, gepflegt und verbunden werden, nachdem sie durch die Schule der Reinigung gegangen, ehe sie wieder, kaum erholt, der Bürste und dem Frottierlappen verfällt.

Vielleicht vervollkommnet sich noch das Waschen, so daß wir die Hand während des Operierens ohne Gummihandschuhe vor den Keimen in der Luft, durch die sie fährt, und vor den aus ihrer Tiefe nachrückenden Mikro-Organismen, zum Beispiel durch ein häufiges Eintauchen und Abreiben in der Sublimatlösung, bewahren können.

Ob gepanzert oder nicht, geschickt zum Operieren und Verbinden ist nur die Hand des Chirurgen, die rein ist und rein bleibt, denn sie erfüllt das Geheiß des alten Hippokrates „τὸ μὴ βλάπτειν“, nur nicht zu schaden.

Daß sie das kann, hat sie bewiesen, denn sie hat sich in wenig Jahren Gebiete erobert, die ihr dauernd entrückt schienen. Ich erinnere bloß an die Entfernung von Geschwülsten aus der Bauchhöhle, an denen früher alle mit ihnen Behafteten sterben mußten und die jetzt zu Tausenden operiert werden, ohne daß ein einziger Todesfall vorkommt. Das dankt die Welt nicht so der geschickten, als der reinen Hand des Chirurgen.

Wenn früher die Hand des Chirurgen bewundert, gepriesen und beneidet wurde, so befindet sie sich heute, bei größerer Leistung, in schlimmerer Lage. Wer sollte nicht Mitleid mit ihren Qualen haben? Wahrlich, es ist kein Tau der Maienglocken, in dem wir sie baden! Verliebt und gebürstet wird sie, gescheuert und geschrubbt, in ein Gift wie Sublimat getaucht und von Alkohol schmerzhaft zusammengezogen, alles, um sie geschickt zu ihren Verrichtungen zu machen, geschickt, weil rein. Aber diese Reinheit wacht nicht das unbewaffnete Auge, sondern das Mikroskop und der bakteriologische Versuch, die Wissenschaft, welche unsrer Hände Werk prüft und richtet.

Georg Schweinfurth, geboren 1836 in Riga, lebt in Berlin. Seit seiner Jugend gehört seine ganze Lebensarbeit der Erforschung Afrikas: kein Feldherr und kein Organifator, aber der größte Gelehrte unter allen Afrikanern, Botaniker, Geolog, Ethnograph, Kulturhistoriker. Er erforschte die Willänder, die Libysche und Arabische Wüste und Eryträa, und ist der beste Kenner Aegyptens. Sein Reisewerk „Im Herzen von Afrika“ ist noch heute eine der lehrwertesten aller afrikanischen Schilderungen.

Als Schweinfurth sein afrikanisches Lebenswerk begann, war von deutschen Nationalinteressen staatlicher oder wirtschaftlicher Natur auf dem Boden Afrikas noch keine Rede. Heute nähern sich diese Interessen in ausgesprochener Weise gerade denjenigen Gebieten, die Schweinfurth durchforscht hat, und für das geschichtlich-sittliche Verständnis ist es sicher mehr als ein bloßer Zufall, daß ein Kind des ältesten deutschen Kolonialbodens an der Ostsee durch seine Forschungen und Schilderungen dem deutschen Verständnis schon vor dem Beginn des neuen deutschen Kolonialzeitalters den Weg in die Gebiete des künftigen überseeischen Erwerbs gewiesen hat.

*) Aus: „Im Herzen von Afrika“. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Erst nach beendeter Aufstellung der Prunkwaffen schien es Ernst mit dem Kommen des längst avisierten Königs werden zu wollen. Ein Hin- und Herrennen entstand von Ausrufern, Plazmachern und Festordnern, die Volkshaufen drängten nach dem Eingange zu — jetzt, still! — da kommt der König. Voran schreiten Musikanten, welche auf kolossalen, aus ganzen Elefantenzähnen geschnitzten Hörnern blasen, und andere, die in ihren Händen plumpe, aus Eisenblech roh gehämmerte Glocken schwingen. Den Blick gleichgültig vor sich hin gerichtet, naht endlich der eben Schritte der rotbraune Cäsar, gefolgt von einer Schar seiner Lieblingsweiber, in Puz und Haltung wild, romantisch, malerisch. Ohne mich eines Blickes zu würdigen, wirft er sich auf die niedere Thronbank und betrachtet seine Füße. Mohammed war seinem königlichen Freunde gefolgt und setzte sich mir gegenüber auf die andere Seite neben den König auf einen ihm dargereichten Schemel. Zur Feier des Tages hatte auch er seine besten Kleider angelegt, so saß er da im theatralischen Staat eines Obersten der Arnauten.

Wohl hafteten meine Augen an der phantastischen Figur des Kannibalenherrschers, nicht satt sehen konnten sie sich an diesem seltsamen, wilden Gesellen, von welchem gesagt wurde, daß er täglich Menschenfleisch esse. Mit Ringen und Ketten und vielem fremdartig geformten Schmuck an Armen und Beinen, an Hals und an Brust, auf dem Scheitel einen großen Halbmond, alles aufs glänzendste gepuzt und geschliffen, erstrahlte der Herrscher in seiner schweren Kupferpracht wie im roten Schimmer einer sonntäglichen Küche, ein Staat, der freilich nach unsern Begriffen eines königlichen Schatzes unwürdig erschien, er erinnerte gar zu sehr an jene Rüstkammern bürgerlicher Opulenz. Sein Anblick hatte indes etwas über alle Maßen Bizarres, denn alles, was er an sich hatte,

trug den unverfälschten Geschmack Zentralafrikas zur Schau, und nur die Kunstzeugnisse des eigenen Landes werden hier als würdig erachtet, die Majestät eines Königs der Monbutto zu schmücken.

Als der König Platz genommen hatte, wurden ihm zur Rechten und zur Linken zwei schön geschnitzte Schemel oder Tischchen hingestellt, welche das beständige Naschbedürfnis mit Servietten aus Feigenrinde sorgfältigst bedeckt bargen. Wirklich kunstvolle Flaschen von porösem Ton enthielten sein Trinkwasser.

Das war also Munsfa, Selbstbeherrscher der Monbutto, ein Abglanz jener halbmythischen Majestäten von Zentralafrika, von denen bisher nur die Namen nach Europa gedrungen waren, eine Art Muata-njamwo oder Groß-Mokoko, den ich nun von Angesicht zu Angesicht erschaute, so recht ein wilder König, ohne jede Spur eines europäischen oder orientalischen Schmucks; nichts Unehliches und Erborgtes war an ihm zu finden.

Munsfa mochte ein Mann von nahe an die Bierziger sein, seine ziemlich hohe Gestalt war schlank, aber kräftig, der Wuchs stramm und gerade, wie bei jedem Monbutto. Durchaus nicht einnehmend waren seine Gesichtszüge, obgleich dieselben den nicht unschönen Typus dieses Volkes aufwiesen. Sie hatten etwas Neronisches an sich, etwas wie von Überdruß und Übersättigung. Ein ziemlich dichter Knebelbart saß am Kinn, auch die Backen waren mit einigem Haarwuchs bekleidet. Eine völlig kaukasische Nasenbildung schloß sich dem fast orthognathen Profile an, nur die besonders stark aufgeworfenen und wulstigen Negerlippen standen hierzu in lebhaftem Kontrast. In den Augen aber brannte ein wildes Feuer tierischer Sinnlichkeit, und um den Mund ging ein Zug, den ich bei keinem der übrigen Monbutto wiedergefunden; da lagen Habsucht und Gewalttätigkeit höhrend auf der Lauer, und die Freude am Grausamen; nie sah man ihn zu einem Lächeln sich verziehen. Aus diesen Zügen sprach kein Herz.

Eine geraume Zeit war verstrichen, bis zwanglose Blicke vom Könige zu mir herüberstrahlten, zu dem nie gesehenen Bläßgesichte mit dem schulterlangen Haar, dem Manne in der knappen, schwarzen Hülle. Eine Begrüßung war meinerseits noch nicht erfolgt, ich hielt den Hut in den Händen, da ich aber sah, daß jedermann auf seinem Sitze verblieb, als der König eintrat, so tat ich desgleichen, und mußte warten, bis ich gefragt wurde. In der Halle tobten die wilden Fanfaren der Kannibalen. Munsfa, der, während aller Augen auf ihn gerichtet, in nachlässiger Haltung vor sich hin zum Boden starrte, erhob ab und zu sein Haupt, und wenn er seine Augen scheinbar gleichgültig durch die Versammlung schweifen ließ, so bestrich ihr unheimliches Feuer auch meine Person, so tropfenweise seine Neugierde befriedigend. Wer in aller Welt, frage ich, hatte diesen wilden Afrikaner solche Fassung und Selbstbeherrschung gelehrt, wer den königlichen

Aplomb und die Gravität seiner Schritte? Nach und nach begann er einige Fragen an mich zu richten, welche sein erster Dolmetsch (der die Hauptperson in allem unsern Verkehr mit den Eingebornen spielte, da er der Sandehsprache mächtig war) einem meiner beiden Niamniam übermittelte, welcher mir die Worte arabisch wiedergab. Indes, sie waren sehr gleichgültiger Natur und berührten weder den Zweck meines Kommens, noch das Land meiner Herkunft. Munsfas Fragen vergegenwärtigten mir den barschen Empfang, den einst Friedrich der Große Reinhold Forster, dem Begleiter des unsterblichen Cook, bereitet. „Hat Er schon einmal einen König gesehen?“ — „Ja, Majestät!“ war die Antwort, „zwei zahme und drei wilde.“ Überhaupt schien Munsfa sehr ängstlich an dem Grundsatz der Orientalen festzuhalten: „Nil admirari“, sich durch nichts aus der Fassung bringen zu lassen. Die gleiche Einsilbigkeit beobachtete er auch bei meinen spätern Besuchen, wo es ohne jegliches Zeremoniell herging.

Nun trugen meine Diener die Geschenke herbei und breiteten sie vor den Füßen des Königs aus. Dieselben bestanden aus einem Stück schwarzen Luchs, einem Fernrohr, einem als weißes Eisen betrachteten silbernen Teller, einigem für Elfenbeinschnitzerei gehaltenen Porzellangeschirr, dann aus wirklichem Schnitzwerk aus Elfenbein, um einen Begriff von der Verwendung dieses Materials zu geben, einem Buche in Goldschnitt, bei dessen Überreichung ich lebhaft der Szene von „Kamrasi's first lesson in the bible“ gedenken mußte, die Speke beschreibt, einem Doppelspiegel, der vergrößerte und verkleinerte, schließlich, und das war die Hauptsache, aus einem großen Sortiment venetianischer Glasperlen, unter welchen sich allein dreißig Halschnüre befanden, von denen eine jede wiederum aus einigen dreißig voneinander gänzlich verschiedenen Stücken der feinsten Art zusammengesetzt war, so daß Munsfa über 1000 verschiedene Glasperlen erhielt. Diese kleinen Kunstwerke hatte ich von meinem Freunde, dem Venetianer Miani, erhalten, für den sie einige Jahre zuvor, als er eine neue Expedition projektierte (deren Zustandekommen allein an der Mißgunst der ägyptischen Regierung scheiterte), von seinen Mitbürgern eigens zusammengestellt worden waren. Schießwaffen den eingebornen Machthabern zu schenken, verbot die allgemein von den Nubiern befolgte Maxime. Munsfa betrachtete alles mit großer Aufmerksamkeit, ohne indes dabei viel zu sagen; desto häufiger ließen sich aus seiner nächsten Umgebung halbunterdrückte Laute des Staunens vernehmen, denn hinter dem Sitze des Königs hatten sich seine Weiber, einige fünfzig an Zahl, auf netten Schemeln in Reih und Glied niedergelassen. Auch der Doppelspiegel ging daselbst von Hand zu Hand, und seine Verzerrungen erzeugten ein Tauchzen und ein Schluchzen der Freude.

Endlich nahmen die Vorstellungen zu unserer Unterhaltung ihren Anfang. Zunächst produzierten sich ein paar Hornbläser, welche Solopiecen vortrugen. Virtuosen in ihrer Art, taten sie solche Kraft, Umfang und Lenkbarkeit ihrer Stimmittel kund, daß sie durchdringend heftige Brülltöne, gleich dem Brüllen des hungernden Löwen oder dem Trompetengeschmetter eines gereizten Elefanten, hervorbringen konnten und dieselben gleich wieder mit den zartesten Flötenstimmen abwechseln ließen, die nur dem leichten Säuseln des Morgenwindes vergleichbar erschienen, oder einem heimlichen Liebesgeflüster. Der eine verstand auf dem gewaltigen Horn von Elfenbein, das er kaum in der horizontalen Lage zu erhalten vermochte, so sicher und so zart zu trillern, als hätte er eine kunstvolle Flöte in den Händen.

Es folgten darauf diverse Spaßmacher und Sänger von Profession, auch ein Hofnarr war da, ein kleiner Kugelrunder Fettklumpen, dessen Extremitäten wie Windmühlenträder umherfuchtelten; auch er machte die lustigsten Sprünge. Er war über und über mit buschigen Quasten und Schweinschwänzen behangen, und schien unermüdetlich in seinen Späßen und Albernheiten. Auf mich machte er in der Tat einen so komischen Eindruck, daß ich zu des Königs größter Befriedigung in ein herzhaftes Lachen ausbrechen mußte. Ich nannte ihn einen Hofnarren, und diese Bezeichnung verdiente er in mehr als einer Hinsicht. Kaum traute ich meinen Augen, als ich in seinem Gürtel einen Monbuttosäbel aus Holz geschnitzt stecken sah, die Nubier machten mich darauf, als etwas durchaus Neues, aufmerksam; auch durfte er sich gegen jedermann, sogar gegen Munsfa selbst, die größten Freiheiten herausnehmen. So kam er unter anderm auf den König zugehüpft, ihm die Rechte entgegenstreckend; wie Munsfa dreinschlagen wollte, zog er sie schnell wieder zurück und machte mit einem Satze kehrt. Kurz vorher waren mir einige frischgeröstete Maiskolben, die ersten der Saison, vorgesetzt worden; da kam der Narr und bat mit drolliger Gebärde, davon zu essen; ich warf ihm aber nur die einzelnen Körner in den offengesperren Rachen, und er fing dieselben unter wunderlichem Augenverdrehen auf, — das rief dann ein allgemeines Gejubel hervor. Dann kam noch ein Berschnittener, man wußte mir nicht zu sagen, woher sich Munsfa diesen verschafft hätte, und ich konnte nur erfahren, daß er in den innern Räumen der Hofburg diene. Dieser Eunuch war die Zielscheibe des allgemeinen Witzes und eine possierliche, wohlge-mästete Figur; wenn er sang, so hatte er etwas von einem grunzenden Pavian, und, wie verächtlich für die nubischen Gäste, Munsfa hatte ihm einen roten Fez aufgesetzt, so war er der einzige in der großen Versammlung von Eingeborenen, der etwas Fremdländisches an sich trug.

Das Beste hatte Munsfa für den Schluß aufgespart;

er hielt eine Rede. Während das Volk in unerschütterlicher Ruhe auf seinen Schemeln und Sitzbänken verharrte (kein Monbutto sitzt am Boden), erhob sich der König mit einem Satz, zupfte an seinen Schößen, räusperte sich und begann das lauterschallende Wort. Natürlich verstand ich nichts davon, konnte mir bei der Weitläufigkeit einer zweifachen Verdolmetschung auch nichts davon berichten lassen, was ich aber hörte und sah, war genug, um zu begreifen, daß Munsfa seine Worte wählte und mit Kunst zu sprechen bemüht war, denn oft hielt er inne, verbesserte sich, und es schien mir sogar, als mache er Kunstpausen, um den Jubel des Volkes auf die Kraftstellen zu häufen. „H, H, tshupi, tshupi ih, Munsfa ih“, schallte es aus allen Kehlen, und ein Höllenlärm ging von den Tonwerkzeugen aus. Auf solchen Hymnus ließ der König mehrmals, gleichsam zur Ermunterung des Getobes, ein schnarrendes „Brr“ hören*), ein Brr, daß die Palmstäbe des Dachstuhls zu vibrieren schienen und die Schwalben angsterfüllt ihren Nestern enteilten.

Die Pauken, jetzt rhythmisch von den Hörnern begleitet, schlugen in lebhafterm Tempo einen neuen Takt an, und Munsfa, zu einem neuen Zeichen seiner Würde greifend, schlug den Takt dazu und dirigierte mit dem Ernste eines Kapellmeisters das Höllenkonzert.

* * *

Munsfas Besuche im Lager und große Festlichkeiten, welche sich an die siegreiche Rückkehr Mummeris von einem Zuge gegen die Nomwu angeschlossen, brachten viel Abwechslung in unser Lagerleben. Mummeri war gekommen, um dem Könige den schuldigen Tribut an Elfenbein, Sklaven und Ziegen zu Füßen zu legen; er blieb, da der Unterhalt seines großen Gefolges schwer wog im Haushalte des Königs, welcher bereits für so viele Fremde zu sorgen hatte, nur einen Tag am Platze, am folgenden wurde zur Verherrlichung der Siege ein glänzendes Fest ins Werk gesetzt. Es war ein kühler und regnerischer Tag, als mit frühem Morgen der Lärm einer jauchzenden Menge bis zu unserm Lager herüberzuschallen begann. Gegen Nachmittag wurde mir gemeldet, jetzt sei es Zeit, hinüberzugehen, das Fest stände auf der Höhe seiner Lust und der König tanze in höchst eigener Person vor seinen Weibern und Trabanten. Die Witterung war immer noch trübe. Ein langer schwarzer Paletot war das beste Kleid, das ich zur Feier des Tags anzulegen wußte; in diesen gehüllt, eilte ich durch den feinen Sprühregen hinüber und betrat den von Sang und Klang widerhallenden Festsaal. Im Innern der Halle

*) In der Schamanensprache bedeutet das brrr' „seid gegrüßt“, auch hier war es gewiß ein Gruß, denn es folgte darauf der Monbuttohymnus zum zweitenmal, der die Glorifikation des Königs bedeutet.

war ein weiter Raum freigelassen worden und achtzig Weiber des Königs saßen händeklatschend da auf ihren kleinen Schemeln und umgaben ihn mit einem einreihigen Karree. Hinter den Weibern, welche heute in abenteuerlichster Weise bemalt erschienen, standen die Krieger in vollem Waffenschmuck, und ein Wald von Lanzen starrte zur Decke. Alle musikalischen Kräfte, über welche der König verfügte, waren aufgebieten worden, Kesselpauken und Holzpauken, Hörner und Pfeifen aller Art, Schellen und Glocken. In solcher Umgebung tanzte König Munsu; welch ein Anblick!

Die afrikanischen Gewalthaber lieben es, sich bei jedem Feste in einem neuen Staate den Blicken ihres Volkes zu präsentieren; Munsu besaß an solchen phantastischen Trachten, die ganz aus Fellen und Federn zusammengesetzt waren, ein Haus voll. Diesmal beschattete sein Haupt ein gewaltiger Aufsatz von langhaarigem Pavianfell, der Bärenmütze eines Grenadiers vergleichbar, von dessen Spitze lange Federbüsche herabflatterten, die Arme waren mit Genettschwänzen behangen und an den Handgelenken große Bündel von Schweinschwänzen befestigt. Ein dichter Schurz von verschiedenen Tierschwänzen umgürtete die Hüften, die nackten Beine waren mit klirrenden Ringen besetzt. In diesem Aufzuge sah man den König umherspringen im rasenden Tanz, die Arme wie ein Besessener nach allen Richtungen von sich schleudernd, aber im Takte der Musik. Die Beine schnellten nach Art eines Kosakentanzes bald horizontal am Boden hin und her, bald wurden sie hoch in die Luft geworfen. Dazu tobte die Musik in wüstem, unermüdlichem Einerlei.

Mit erhobenen Armen begleiteten alle Weiber diese Klänge, die flachen Hände aufeinander schlagend und den Takt dazu klatschend. Wie lange der Tanz bereits gewährt, wurde mir unklar, nur soviel wurde ich gewahr, daß Munsu in einer Ekstase durch die Halle raste, welche an die Wut eines kreisenden Derwisches von Kairo zu erinnern schien. Jeden Augenblick mußte man erwarten, er werde hinstrürzen und mit schäumendem Munde in epileptische Zuckungen verfallen; indes die Zentralafrikaner hatten stärkere Nerven als die Haschischiten des Nordens. Alle halbe Stunden wurde etwas pausiert, dann ging es von neuem los, unerschöpflich, unermüdlich!

Die versammelte Menge war in so hohem Grade erregt und mit sich selbst beschäftigt, daß nur wenige meine Anwesenheit bemerkt hatten, aber auch diese ließen sich durch mich nicht im geringsten stören. So fand ich Muße, die großartige Szene zu Papier zu bringen und in ihren Hauptzügen zu skizzieren. Zu dem Loben der Menschen gesellte sich schließlich noch das Loben der Elemente, ein Orkan brach herein mit allen Schrecken der Tropengewitter. Anfänglich schien die Versammlung auch von diesen Vorgängen keine

Notiz nehmen zu wollen, aber bald peitschte der Sturmwind den strömenden Regen bis in die halbe Halle hinein, das wirkte denn abkühlend, die Musik verstummte und es wichen die Paukenschläge dem rollenden Donner. Nach und nach verzog sich die erschöpfte Menge, selbst der rasende Kaiser war urplötzlich aus ihrer Mitte verschwunden.

Burg Grobin

Von Paul Rohrbach*)

Paul Rohrbach, geboren 1869 auf dem Gute Jegen in Kurland, seit 1891 in Deutschland, machte wirtschaftliche und politische Studienreisen in Rußland, im Orient, in Ostasien, Afrika und Amerika; Dozent an der Handelshochschule und politischer Schriftsteller in Berlin.

*) Aus dem „Weltpolitischen Wanderbuch“, Verlag der Blauen Bücher, Karl Robert Langewiesche, Königstein und Leipzig 1916.

Grobin war das erste Haus der Deutsch-Ordensritter jenseits der Memelburg, auf dem Heerweg von Preußen nach Livland. Merkwürdig, wie in unserem Volke die Erinnerung daran verschwunden ist, daß die Grenzen des deutschen Reichs im Herrschaftsgebiet des Ordens Jahrhunderte lang weit über die Gegenwart hinaus nach Norden gereicht haben! In Merzenthaim an der Tauber, wo der Orden als Reichsstand bis 1803 existierte, wo seine Residenz und sein Wappen den Leuten noch alle Tage vor Augen stehen, habe ich einmal an einem Stammtisch erzählt, daß diesem selben Orden einst alles Land von der Memel bis zum finnischen Meerbusen, beinahe bis dort, wo heute Petersburg liegt, gehörte. Niemand wußte es. Auch für gebildete Leute ist dies ein ganz und gar vergessenes, untergegangenes Stück der deutschen Geschichte. So wird es auch wohl kaum jemanden im deutschen Reiche geben, der den Namen und die Lage dieser alten kurländischen Ordensburg dicht bei Libau kennt, mit der das Gebiet des Landmeisters von Livland begann.

Es ist eine eigene Sache mit unserem deutschen Osten. Ich entsinne mich eines Gesprächs vor Jahren, wo ein Universitätsprofessor in einer Gesellschaft etwa dies sagte: „Für die große Mehrzahl der Gebildeten in Europa, und erst recht für die Amerikaner, liegt die östliche Grenze von Europa auf der langen Brücke, die hinter dem Berliner Schloß über die Spree führt. Dort steht das Denkmal des großen Kurfürsten von Schwaben. Der Mann aus Newyork, Madrid, Paris oder London besucht, wenn er nach Deutschland kommt, auch Berlin, und in Berlin geht er bis zu dem berühmten Denkmal, dem östlichsten Punkt in der Hauptstadt, der bei Baedeker mit einem Stern ausgezeichnet ist. Dort kehrt er um — und hat Deutsch-

land gesehen. Hinter dem Kurfürstendenkmal fängt für ihn gleich der Osten an, und ob ein Stück von dieser unbekanntem Welt Pommern, Posen, Kaluga oder Tobolsk heißt, das kann niemand, der nicht Spezialgeograph ist, so leicht unterscheiden.“

Das war sehr fein gesagt, aber wenn man die Sache etwas verändert, dann ist es fast ebenso richtig, daß hinter dem bisherigen deutsch-russischen Grenzstrich auch wir Deutsche keine Vorstellung mehr haben von dem Vielerlei der Gebiete, aus denen das russische Reich besteht, und von den Unterschieden, deren manche uns nahe genug angehen. So sagte jemand, als wir vorgestern im Kraftwagen bei Nimmersatt hinter Memel aus dem bisherigen Deutschland hinausfahren und die Tafel mit dem russischen Adler hinter uns war: Also jetzt sind wir in Rußland! Nein, erwiderte ich, wir sind nicht in Rußland, sondern in Kurland!

Der Kern des Unverständnisses in allem, was das baltische Land angeht, liegt darin, daß in Deutschland von jeher die Meinung bestanden hat: nach Osten liegen unsere Grenzen doch unverrückbar fest, und Rußland im ganzen ist uns eine so fremde Welt, daß keine Veranlassung ist, dort irgendwelchen inneren Scheidelinien nachzuspüren! Dazu kommt, daß bis jetzt keine direkte Eisenbahnlinie aus Preußen nach Kurland hinein existierte — die Russen wollten das nicht — und daß sich Litauen zwischen die beiden alten Ordensländer fast bis ans Meer einschleibt. Schamaiten, das heutige Gouvernment Kowno, hat nur vorübergehend den deutschen Rittern gehört. Die litauischen Fürsten waren zu stark, als daß der Orden sie hätte unterwerfen und ihr Land gleich Preußen mit deutschen Bauern und Bürgern kolonisieren können. Der Orden behauptete nur den schmalen Küstenstrich, auf dem der alte Heerweg nach Livland ging und auf dem heute die deutschen Kraftwagen von Memel nach Libau fahren. Durch ihn allein hingen das preußische und das livländische Gebiet des Ordens über Land zusammen, und diese Unsicherheit der Verbindung bedingte es auch überwiegend, daß die bäuerliche Kolonisation des Ostens nicht über Preußen hinaus vordrang.

Wir gingen in dem mächtigen Mauerwerk der Ruine umher, und, indem ich den deutschen Reisegefährten etwas von baltischer Vergangenheit erklären wollte, kam mir wieder wie damals zwischen Gent und Brügge das alte Auswanderlied der Flamen in den Sinn, mit dem die Leute, die an der Schelde zuhause waren, ins deutsche Kolonialland zogen:

Naer Oostland willen wij rijden — — —

Sie sind weit genug nach Ostland gekommen, die Flamen, aber doch ist kein Bauer aus Deutschland bis nach Livland gegangen. Hier blieben die Einheimischen unvermischt mit deutschen bäuerlichen An-

siedlern in ihrem Lande sitzen, sie wurden Untertanen des Ordens, der deutschen Bischöfe und Städte, lernten nach deutscher Art säen und ernten, hörten zum Teil auf, gleich den Litauern und Slaven in Dörfern zu wohnen und siedelten sich auf Einzelhöfen an, wie die Leute in Westfalen, dem Lande, wo die Mehrzahl der Ordensangehörigen herkam. Sie wurden auch protestantisch mit ihren Herren, als die Reformation nach Livland kam, ließen von deutschen Pastoren Bibel und Gesangbuch in ihre Sprache übersetzen, ihre rauhe und ungefüge Mundart zum Schriftgebrauch formen, lernten ihre Bücher gleich den Deutschen mit gotischen Lettern drucken, aber sie behielten die undeutsche Sprache und das undeutsche Volkstum. Deutsch und undeutsch — diese Scheidelinie zwischen den beiden Teilen der Bevölkerung ist vom 13. Jahrhundert bis heute geblieben. Wie es schien, daß die Letzten und Ersten auf dem Wege über Schule und Hochschule ins Deutschtum aufgehen wollten, wälzte sich die trübe russische Flut zugleich über Deutsche und Undeutsche, um hüben und drüben zu zerstören, was aus der abendländischen Kulturwelt stammte und dem barbarischen Wesen darum fremd und feindlich war.

Für mich ist heute ein Tag der Hoffnung und der guten Vorzeichen. Ich sehe, wie unsere Feldgrauen ihre Waffen an die granitnen Findlingsblöcke und gedunkelten Backsteine lehnen, aus denen die Mauern der alten Deutsch-Ordensburg gebaut sind! Zum erstenmal seit dreieinhalb Jahrhunderten haben wieder deutsche Krieger dies deutsche Kolonialland betreten. Schade, daß die Braven nicht wissen: dies Bollwerk wurde einst von Deutschen gebaut, um deutsche Herrschaft zu sichern. Aber einmal kommt auch der Tag, wo in der deutschen Volksschule etwas von Livland erzählt wird, des alten Reiches stolzer Kolonie, die im Russenkrieg wieder deutsch wurde! Zuletzt ist die innere Logik der Dinge doch stärker, als selbst die menschliche Erkenntnis, die stärkste der Mächte, die den Lauf der Politik für gewöhnlich bestimmen. Es ist schmerzlich, daß in Kurland, Livland und Estland, der alten Livonia, selbst unsere Gebildeten meistens nur ein Stück Rußland sehen. Wenn unsere Heere weiter vordringen, so werden sie aber schon erfahren, was dies für ein Land ist. Auf den Edelhöfen, in den Pfarrhäusern auf dem Lande, in den Flecken und Städten, werden sie zu spüren bekommen, daß deutscher Geist hier herrscht. Der Russe weiß nicht — weiß zum Glück nicht! — wieviel er aufs Spiel setzt, wenn er noch weiterkämpft. Der wütende Haß, der ihn vordem dazu trieb, die deutsche Kultur im baltischen Lande zu zerstören, der treibt ihn auch weiter dazu, alles an alles zu setzen und selber die deutschen Heere weiter zu führen, als die Staatsmänner und die politisch-nationalen Geographen unserer öffentlichen Meinung am Anfang des Weltkrieges dachten.

Diese Burg Grobin hat noch viele ihresgleichen im Lande. Doblen bei Mitau und die Hauskenburg im südlichen Kurland, Rokenhusen an der Düna, das mächtige Schloß Wenden in Livland, das einst die Residenz der livländischen Meister war, Fellin, das größer war als selbst die gewaltige Marienburg, die Domruine von Dorpat und die Trümmer der aus weißleuchtendem Kalkstein gebauten Schlösser und Klöster in Estland, sie alle sind noch größer und eindrucksvollere Zeugen der deutschen Geschichte Alt-Livlands. Lauter als sie aber redet der lebendige deutsche Geist, der sich bis heute im Lande erhalten hat, der Geist, der stark genug war, auch nach der Trennung der baltischen Lande vom Reich, allein auf sich gestellt, die deutsche Kultur in ihrem vollen Gehalt mehr als drei Jahrhunderte hindurch gegen wechselnde Fremdherrschaften zu behaupten. Wo ist der zweite deutsche Stamm, der das geleistet hat? Wo ist er, dessen Söhne ihre Herkunft stolzer zu bekennen vermögen, als wir, wenn wir auf die Frage, ob wir Balten sind, antworten: Gott sei Dank, ja!

Ich lege meine Hand an den granitnen Findlingsblock, den vor Jahrhunderten der Bruder vom Deutschen Hause, dem diese Burg zu bauen anvertraut war, zurechthauen und in die Mauer fügen ließ. Ich fasse den Stein und sage zu ihm: Du Stein, ich bin wieder in meine Heimat gekommen, du gehörst auch dazu! Hörst du, der Russe ist nicht mehr hier, er zieht von dannen, unser deutsches Heer jagt ihn aus dem alten deutschen Lande! Weiß man in Deutschland, was körperliches Heimatgefühl ist? Wir haben es, denn ich kann keinen Ausdruck finden, der besser als dieser die vollkommene, bis zur Ausschließung alles anderen Empfindens gehende Hingabe an den Augenblick bezeichnet, wo wir nach langer Trennung wieder zu Hause sind. Im Baltischen Lande habe ich dieses Gefühl von Kindheit auf. Eine besondere Schickung war es, daß ich in Südwestafrika etwas erlebt habe, und festhalte, was ihm nahe kommt. Nie werde ich ein anderes Lebensziel haben, als für Deutschland zu arbeiten, das die Daseinsgrundlage meines Volkstums ist, aber wohin ich die Schritte zwischen Memel und Bodensee auch lenken mag — Heimatgefühl kenne ich nur auf baltischer und afrikanischer Erde.

Niemand im übrigen deutschen Volk kann in diesem Augenblick, wo als erstes Stück vom baltischen Lande die eine, kleine Ecke von Kurland wieder unter deutsche Hand gekommen ist, wirklich das alles mit uns fühlen, was wir Balten empfinden. Er kann es nicht, weil niemandes Wesen so ganz in das dauernde Erleben des Heimats- und deutschen Kulturgedankens, im Widerstreit mit der Staatszugehörigkeit, getaucht ist wie das unsrige. Dies ist in siebenhundert Jahren der dritte Kampf zwischen Deutschland und Russland um Alt-Livland. Der erste hub an, als Bischof Albert die deutsche Stadt Riga am Ausfluß der Düna

gründete und den Ritterorden ins Leben rief, durch den Livland dem Christentum und der abendländischen Kultur unterworfen werden sollte. Mochte auch dem siegreichen Vordringen des Deutschtums eine Schranke gesetzt werden, als in jener Eisschlacht auf dem Peipussee das Heer der Nowgoroder unter Großfürst Alexander die deutschen Ritter überwältigte — Livland blieb dem russischen Vordringen entrissen! Es ist nicht russisch, sondern deutsch geworden und bis heute deutsches Kulturland geblieben. Der zweite Kampf fing an, als am Beginn des 16. Jahrhunderts moskowitische Scharen gegen Westen vordrangen, um Livland, das Hindernis auf dem Wege zur Ostsee, zu zertrümmern. Walter von Plettenberg, der große Ordensmeister, schlug die Russen und schuf noch einmal einen fünfzigjährigen Frieden. Dann aber brach das Unheil herein. Zwans des Grausamen tatarische und russische Mordbrenner überschwemmten das Land. 1560 in der Schlacht bei Ermes sank die Ordensfahne, um nie wieder aufgerichtet zu werden. Als der tapfere Rittmeister Heinrich Boismann die brennende Lunte in den Pulverkeller des Schlosses Wenden warf, um die Verteidigungsmannschaft samt den geflüchteten Einwohnern der martervollen Ermordung durch die stürmenden Russen zu entziehen, war die alte Geschichte Livlands zu Ende. Dreihundertfünfzig Jahre hat das Land dann unter Polen, Schweden und Russen gelegen, bis der Russe zur letzten Entscheidung gegen das Deutschtum auszog. Nun handelt es sich zum dritten und hoffentlich letztenmal darum, ob Livland ein deutsches oder ein russisches Land sein soll.

Nicht wir, sondern Rußland hat diese Frage von neuem gestellt, die für das Empfinden der meisten bei uns schon lange endgültig gelöst zu sein schien! Deutschland in seiner Friedfertigkeit hatte sich ja lange damit abgefunden, daß diese alte Kolonie aufgehört hatte, ein deutsches Kulturland zu sein. Wir Balten haben geschmeckt, wie es tat, ganz allein dazuliegen, Auge in Auge mit der Barbarenfrage, die auf unserem Leibe festgekrallt, mit ihrem Anhauch den deutschen Geist bei uns zu töten suchte — und derweil rief selbst Bismarck, der Schmied des Reiches, uns zu: Kerls, wollt ihr denn ewig leben! Da zwang das Schicksal den Gegner, daß er das, was schon sein war, noch einmal auf die Entscheidung des Schwertes stellte. Bei Gott, sollen wir uns nun nicht wieder holen, was einmal unser war und was uns der Moskowiter auf der Spitze des Schwertes als Kampfpriest entgegenträgt?

Müßten wir nicht blind und taub sein, um unsere Einsicht davor zuzuschließen, daß uns nach dreieinhalb Jahrhunderten das Schicksal die einmal verlorene und nie mehr erhoffte Gelegenheit wiedergibt, das Elend des alten Deutschen Reichs wieder gut zu machen, um dessentwillen das deutsche Kolonialland schutzlos und kampfslos dahinging? Was macht denn die größte

Sorge um unsere Zukunft? Die Enge des deutschen Bodens ist es, die uns zwingt, je mehr unsere Zahl wächst, desto mehr Mittel zum Leben aus der Fremde zu holen. Unsere Gegner können sich auf weiträumiger Grundlage dehnen, sei es diesseits, sei es jenseits des Meeres; wir aber sind im Vergleich zu unserem Wachstum und zu unserer Lebensfülle in so drückende Grenzen gepreßt, wie noch nie ein großes Volk.

Jetzt ist die Stunde, wo wir einen machtvollen Schritt aus der Enge herausgehen können: dort vorn, im Baltischen Land, ist noch Platz für viele deutsche Bauern, für die zwei Millionen deutsche Kolonisten, tief in Rußland, die jetzt durch die Barbaren ins Elend gejagt werden, fort von der Scholle, zu deren Bebauung man sie vor hundert Jahren rief, die sie aus Steppe und Einöde zu fruchtbarem Kulturland umgeschafft haben. Sterben und verderben sollen sie, wenn es nach dem Willen des Feindes geht — und wir sollten nach dem Kriege nichts aus der russischen Hölle herausholen, was von diesen unseren Volksgenossen dann noch übrig ist, sie nicht dorthin bringen, wo wieder deutsch gewordene Erde Raum für ihre

Ansiedelung bietet? Wie schwer wäre es, dann noch Deutscher zu heißen!

Hier in Grobin steht das erste Ordenshaus im Lande, das sieben Jahrhunderte zurück Bischof Albert deutsch werden hieß. Die letzte livländische Burg steht fern im Nordosten, wo der Narwa-Fluß auf seinem Lauf zwischen dem Weipussee und dem finnischen Meerbusen die Grenzscheide gegen Rußland bildet. Hüben liegt Estland, drüben Moskowien. Zwei Burgen liegen sich, wo die Straße den Fluß kreuzt, auf beiden Ufern gegenüber: das Ordenschloß Narwa und die alte Moskowiterfeste Zwangorod. Narwa war einst die Grenzhut des Deutschen Reichs — und wenn man Litauen dazu rechnet, das auch einmal unter dem deutschen Orden stand, so ist von Grobin bis Narwa auf dünn bevölkertem Raume, der so groß ist wie ein Drittel von Deutschland, Platz genug, um das deutsche Hundertmillionenreich unserer Kinder und Enkel Wirklichkeit werden zu lassen: das Reich, das in seinen eigenen Grenzen Nahrung genug haben wird für alle, die es bewohnen.

Statistische Angaben.

Die baltischen Provinzen — Liv-, Est- und Kurland — sind 93799,3 qkm groß, also fast ebenso groß, wie Bayern und Württemberg zusammen (95382 qkm). Von der Bevölkerung, die insgesamt über 2 Millionen beträgt, entfielen 1897:

auf die Deutschen:	165 600
„ „ Letten:	1 070 300
„ „ Esten:	885 200
„ „ Russen (mit Militär und Beamten):	128 900

Pro qkm kamen 1912 im Durchschnitt:

in Livland:	31,5
„ Kurland:	28,6
„ Estland:	23,7

Zum Vergleich:

In Deutschland:	120,0
„ Ostpreußen:	55,8

Seit 1906 sind in den baltischen Provinzen zirka 20000 deutsche Kolonisten aus Rußland angesiedelt worden.

Die Geburtenziffer der Letten ist in den letzten 10 Jahren von 25 auf 19,7 pro Tausend zurückgegangen, so daß der Geburtenüberschuß nur noch 1 pro Tausend beträgt. Die Geburtenziffer der in Kurland angesiedelten deutschen Kolonisten beträgt dagegen 72 pro Tausend.

Nach ihrem Religionsbekenntnis sind von der Gesamtbevölkerung protestantisch: in Estland 90%, in Livland 84%, in Kurland 82,2%; griechisch-katholisch: in Estland 9%, in Livland 15,3%, in Kurland 3,4%; römisch-katholisch: in Estland 0,5%, in Livland 0,3%, in Kurland 11,1%; Juden: in Estland 0,5%, in Livland 0,4%, in Kurland 3,3%. Die Verteilung des ländlichen Grundbesitzes drückt sich durch folgende Zahlen aus:

Livland:

Großgrundbesitz:	2095 265 ha = 50,3 %
Kleingrundbesitz:	1617 619 „ = 38,9 „
Land der Städte, der Kirchen u. der staatl. Domänen:	448 524 „ = 10,8 „
	<hr/> 4 161 705 ha

Kurland:

Großgrundbesitz:	1 112 899 ha = 41,6 %
Kleingrundbesitz:	1 016 482 „ = 38,1 „
Land der Städte, der Kirchen u. der staatl. Domänen:	544 488 „ = 20,3 „
	<hr/> 2 673 869 ha

Estland:

Großgrundbesitz:	1 145 128 ha = 59,8 %
Kleingrundbesitz:	775 730 „ = 40,2 „
	<hr/> 1 920 858 ha

Die Art der Landausnutzung drückt sich prozentual aus:

	Livland:	Kurland:
Acker:	27,5 %	30 %
Wald:	25,6 „	34 „
Wiesen und Weiden:	32,6 „	28 „
Moore, Unland:	14,3 „	8 „

Vom gesamten Großgrundbesitz befinden sich in deutschen Händen: in Kurland 80% und in Livland 91,5%. Für Estland sind nähere Daten nicht zugänglich, doch ist die Zahl der Domänen hier verschwindend gering, und die Art der Landnutzung gestaltet sich ähnlich, wie in Livland, mit etwas mehr Mooren und Unland.

Die deutschen Kolonien von Dr. Paul Rohrbach

Mit rund 160 zum Teil ganzseitigen und noch nie veröffentlichten Naturaufnahmen und eingehendem Text Kartoniert M. 2.20, in Halbpergament M. 3.30

Nur dann kann sich das ganze Volk für unsere Kolonien interessieren, wenn wir ihm eine lebendige Anschauung, eine deutliche Vorstellung von diesen Gebieten geben können; darum legt das Buch so großes Gewicht auf das Bild. Aus mehreren Tausend von Aufnahmen der bekanntesten Kolonialforscher wurden die besten ausgewählt. Im Vordergrund steht das Land selbst: Steppen, Gebirge, Urwälder, Flüsse, Seen und das Meer; dann vor allem die Menschen: Die Eingeborenen und ihre alte Kultur, die durch ihre fremdartige Schönheit überrascht, ihre Sitten und Gebräuche in Krieg und Frieden; weiter die Tiere und die Pflanzen in ihrer tropischen Üppigkeit; dann die Ansiedelungen der Europäer, das Leben der Deutschen, die Schutztruppe, die Bauten der Regierung, die Bahnen, die werdenden Städte und die Häfen. Mit einem Wort:

Zum ersten Male sehen wir das ganze deutsche Kolonialreich im Bilde.

Die Schilderungen Rohrbachs sind knapp, sachlich und anregend; es wäre kaum möglich gewesen, einen zweiten Mann zu finden, der so berufen war, diese Aufgabe zu lösen. Tausende von Menschenleben und viele Millionen von Werten sind unseren Kolonien geopfert worden; möge das Buch mithelfen, die lebendige Anteilnahme an diesen schwer erkaufte Ländern deutscher Zukunft zu verbreiten und zu stärken, die uns auch der Weltkrieg nicht entreißen wird.

Die Gelben Bücher

Kosten alle M. 1.90, gebd. M. 3.00, während des Krieges M. 2.20, gebd. M. 3.30

Das Volk in Waffen: 95.—100. Tausend

Oberst Hoppenstedt, Das deutsche Heer — Konteradmiral Holzhauser, Die deutsche Flotte
Beide Bände mit eingehendem Text und rund 300 Bildern

Paul Rohrbach, Die deutschen Kolonien

Mit Schilderungen aller deutschen Kolonien, Karten und vielen Bildern

Das Bilderbuch der Freiheitskriege

Mit interessanten Schilderungen und etwa 150 zeitgenössischen Bildern

Der 70 er Krieg in Schilderungen der Mitkämpfer

Herausgegeben von Feldmarschall von der Goltz und Oberst Hoppenstedt

Tartarin von Tarascon von Daudet

Der prächtige humoristische Roman, die beste Franzosenparodie, mit vielen Zeichnungen von Pretorius

„Kochbuch 1916“

Mit fast 1000 Rezepten für die Kriegszeit

„Das neue Gartenbuch für Kriegs- und Friedenszeiten“

Ein Gartenbuch für Anfänger mit vielen Abbildungen

„Unser Krieg“

Band 1. Parseval-Bézenhr: Der Luftkrieg — Band 2. Persius: Der Seekrieg — Band 3. Moralt: Der Krieg an der Ostfront — Alle Bände von bekannten Fachmännern mit zusammen etwa 500 photogr. Aufnahmen

Deutsche Schatten- und Scherenbilder aus 3 Jahrhunderten

Mit etwa 200 zum Teil farbigen Abbildungen

Alle Bände sind reich illustriert und eignen sich besonders zu Geschenken

Der Gelbe Verlag in Dachau

WYDZIAŁY POLITECHNICZNE KRAKÓW

BIBLIOTEKA GŁÓWNA



L. inw.

33325

Kdn., Czapskich 4 — 678. 1. XII. 52. 10.000



Biblioteka Politechniki Krakowskiej



100000305684